GEORG SEITZ

HINTER DEM GRÜNEN VORHANG

HINTER DEM GRÜNEN VORHANG

Biblioteca Digital Curt Nimuendajú - Coleção Nicolai
www.etnolinguistica.org

GEORG SEITZ

Hinter dem grünen Vorhang

Fahrt zu den nackten Indianern an der Grenze Brasiliens

**Mit 68 farbigen und einfarbigen Abbildungen
auf Kunstdrucktafeln und einer Karte**

Renato Nicolai

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT
BERLIN · DARMSTADT · WIEN
1964

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT
C. A. Koch's Verlag Nachf., Darmstadt

Mit Genehmigung des F. A. Brockhaus Verlages, Wiesbaden
© F. A. Brockhaus Verlag, Wiesbaden 1960
Druck des Textteils: Druck- und Buchbinderei-Werkstätten
May & Co Nachf., Darmstadt
Druck des Bilderteils: Rud. Bechtold & Comp., Wiesbaden
Bindearbeit: Berliner Druck und Buchbinderei G.m.b.H., Berlin
Einbandentwurf: Herbert Lange · Printed in Germany 1964

Meiner Frau

INHALT

Seite

Nacht im Maiá 11

VORSPIEL

Die Grenzkommission 17
Luciana 19
Napauma 21

ERSTER TEIL: *Die Vorposten*

Abreise ins Ungewisse 27
Die Siedlung am »Schwarzen Fluß« 33
Bootsfahrt der Abenteuer 58
Der Strom der bemalten Frauen 77

ZWEITER TEIL: *Schritt über die Grenze*

Der Wegbereiter 97
Fluß im Niemandsland 126
Im Schatten des Dschungels 152
Getrennt durch Jahrtausende 175
Die »Wilden« 205
Tödlicher Staub 239

DRITTER TEIL: *Letzte Rätsel*

Vorbereitung 251
Unternehmen Xamatari 252
Das unheimliche Dorf 275
Der Fluß ohne Rückkehr 296
Ausklang 301

ANHANG

Erklärung einiger fremder Wörter 303
Kleines Araraibo-Xamatari-Wörterbuch 306
Namen- und Sachverzeichnis 307

ABBILDUNGEN

neben Seite

TAFEL 1 Im Gewimmel des unteren Marktes von Manáus kauften wir die Geschenke ein für die Indios. — Der Endpunkt einer Luftlinie: Merces 32

TAFEL 2 Hoch und drohend lag das gewaltige Massiv des Curicuriari über dem Wald. — Uaupés, die »Hauptstadt« des oberen Rio Negro. In der Mitte die Mission 33

TAFEL 3 In der Fortaleza gab es viele Mucuims, aber nur noch wenige Kanonen. — Manoel bringt das Boot an unsere Privatpraia 48

TAFEL 4 So erblickt Herr Jovino die Blumeninsel, wenn er aus seiner Haustür schaut. — Die Macú-Familie wollte uns um alles in der Welt kein Curare verkaufen. Dazwischen Manoel mit der verbeulten Jockeymütze 49

TAFEL 5 Wer keinen Motor besitzt, hält sich wegen der Strömung dicht am Ufer. — Und dann tauchte die Serra Panela über der Waldkulisse auf 64

TAFEL 6 Wie unsere Wunderangel angefertigt wurde. — Die Oma hütet derweil den Enkel 65

TAFEL 7 Was im Haushalt am großen Fluß so alles gebraucht wird . 80

TAFEL 8 Die Brücke von Taraquá. — Von Taraquá flogen wir mit der Catalina unserem großen Abenteuer entgegen 81

TAFEL 9 Laut dröhnten die Motoren des Flugboots durch die Stille der Flußlandschaft, als es zurück nach Manáus startete . . . 88

TAFEL 10 Die Teilnehmer der Expedition ohne Namen. — Martinho saß fast immer hinten neben dem Pater am Motor 88

TAFEL 11 Ein Nest ist gefunden (20–40 Eier!). — Eine Irapuca flüchtet 89

TAFEL 12 So beginnt Pedro, der Seringueiro, einen neuen Gummiballen. — Der Ballen wächst. — Und nun hat er bald 50 Kilogramm 89

TAFEL 13 Die Cachoeira Carangueijo ist eine strudelnde Wasserwüste 112

TAFEL 14 Unterhalb der Schnelle legten wir an, und dann begann das Ausladen. — Über einen Tag lang fuhren wir an dem Felskegel der Serra Onorí entlang 113

neben Seite

TAFEL 15 Der steile Kegel der Serra Onorí, der die Hütte des Paters überragt, war fast ständig in Wolken gehüllt. — Die Ufervegetation wird immer niedriger, je weiter wir in das Vorgebirge eindringen 128

TAFEL 16 Die Konstruktion der Brücke ist bei Niedrigwasser gut zu erkennen. — Das Dorf der Araraibos. Diese Aufnahme machte Roberto vom Baum herunter, derweil ich unten um meine Rollei zitterte. Leider zitterte Roberto auch 129

TAFEL 17 Der Federschmuck am Arm wurde anläßlich unserer Ankunft getragen. Man könnte ihn also als Gesellschaftsanzug bezeichnen 144

TAFEL 18 Wie die Marktbuden reihen sich die Hütten, die eigentlich nur Schutzdächer sind, um den Platz. — Korbflechterei . . . 145

TAFEL 19 Familienidyll. — »Iba«, sagt diese Geste, und gemeint ist meine Rollei 160

TAFEL 20 Erste Schreibübungen 161

TAFEL 21 Eduardo bewies uns auf der zweiten Reise, daß auch die Indios vom Marauiá damit Feuer machen können. — Die Araraibo-Jagdtasche. Inhalt: 6 Pfeilspitzen, drei Messerchen, eine Reserveschnur für den Bogen und, angebunden an der »Tasche«, das Feuerzeug 176

TAFEL 22 Es war gar nicht so leicht, die Länge der Pfeile zu demonstrieren. — Auf dem Weg zur Bananenpflanzung. Die Bemalung im Gesicht ist mit Genipapo durchgeführt 177

TAFEL 23 Bananen so groß wie Kinderbeine. — Mit Sorgfalt wird der Gürtel bemalt 192

TAFEL 24 Tereza und der kleine Max. — Die Anfänge einer Hängematte sind Baumwollfäden 193

TAFEL 25 Die Flaumfedern des Gavião sind sehr geschätzt 200

TAFEL 26 Der alte Häuptling in der Hängematte. Durch seine schlauen Prophezeiungen sichert er sich einen angenehmen Lebensabend. — Der kleine Bruno 200

TAFEL 27 Tanz unter der Wirkung des Narkotikums! Es war die einzige Aufnahme, die uns gelang 201

TAFEL 28 Die Kleiderverteilung an die Damen. — Der Pater sprach eingehend mit Jorge 201

TAFEL 29 Die Mission in Tapuruquara. — Sonnenuntergang über dem großen Fluß (in Tapuruquara) 224

TAFEL 30 Ein Piranha, dick, häßlich, aber trotz seines üblen Leumunds ganz schmackhaft. — Nebelschwaden lagen über dem Fluß und der kleinen Praia, auf der wir übernachtet hatten . . . 225

neben Seite

TAFEL 31 Die »Baumsperren« waren die übelsten Hindernisse des oberen Maiá. — . . . er verwusch das erste Stück Seife seines Lebens 240

TAFEL 32 Das Dorf der Xamataris. Im Hintergrund der »Berg der Verzweiflung« 241

TAFEL 33 Die Stromschnelle ohne Namen im Rio Maiá 256

TAFEL 34 Der Affe, der den Belichtungsmesser stahl. — Mit dem Buschmesser ist ein Bogen schon viel leichter herzustellen 257

TAFEL 35 Die nächtlichen Sänger waren kreuz und quer mit Streifen bemalt 272

TAFEL 36 Wenn es auch nach etwas anderem aussieht, so handelt es sich doch lediglich um Haarschneiden 273

TAFEL 37 Das Pusterohr, der Köcher, in dem das Pulver verwahrt wird, und die Rindenstückchen, aus denen das Narkotikum gewonnen wird. — Der Häuptling der Xamataris ließ sich von den Araraibos ausführlich über uns berichten 288

TAFEL 38 Es ist kein Fehler im Negativ, sondern die Frau hat ein Federchen in der Unterlippe — passend zum Ohrschmuck. — Es gab keine Unterschiede im Dorfleben zwischen den Araraibos und den Xamataris 289

TAFEL 39 Der Stamm einer Pupunha-Palme hat 10 Zentimeter lange Stacheln 296

TAFEL 40 Der »Fluß ohne Rückkehr« 297

Übersichtskarte 40/41

Die Aufnahmen stammen meist vom Verfasser, einige wurden von seiner Frau oder von Pater Antonio gemacht; das Bild Tafel 16, unten, hat der Indio Roberto aufgenommen. Als Aufnahmematerial dienten Agfa- und Adox-Filme. Kameras: Rolleiflex und Baldinette Kleinbildkamera.

NACHT IM MAIÁ

Die Nacht will kein Ende nehmen, diese blitzdurchzuckte, grollende Nacht mit ihrem heulenden Sturm und ihrem trommelnden Regen.

Und dabei kam sie so sanft herauf, wie es nur einer Tropennacht möglich ist. Mit zartem Violett übergoß sie den flammenden Abendhimmel, und wenig später standen schon ihre flimmernden Sterne über dem hohen Schattenriß des Uferwaldes. Sie spiegelten sich in zitternden Strichen auf dem dunklen Fluß, und ihr mattes Licht ermunterte uns, weiterzufahren und nicht anzulegen.

Denn wir müssen weiter, wir müssen zur großen Stromschnelle des Rio Maiá, wo unser zweites Boot in der Obhut von José und Alberto liegt und wo es wieder etwas Anständiges zu essen gibt. Aber nicht nur der Gedanke an das Essen treibt uns vorwärts. Es ist auch ein wenig Besorgnis dabei.

Denn wir sind überfällig!

Als wir uns von den beiden verabschiedeten, sagten wir:

»In neun Tagen sind wir wieder zurück!«

. . . und jetzt in dieser Stunde geht der vierzehnte Tag seit unserem Aufbruch seinem Ende zu . . .

Da verschwanden plötzlich die Sterne, und der Regen begann.

Wir mußten anlegen, ob wir wollten oder nicht. Es blieb uns in der absoluten Finsternis keine andere Wahl.

Wir ließen die Zeltbahnen an den Seiten des Bootes herunter und warteten.

»Es ist vielleicht nur ein kurzer Guß!« so trösteten wir uns.

Aber der Regen wurde stärker, es begann zu stürmen, und plötzlich war das Gewitter da. Es ist noch da und tobt und wütet um uns herum.

Unser Boot hängt an dem eisenharten Ast eines umgestürzten Baumes. Der aufgewühlte Fluß wirft es hin und her, und der Regen peitscht durch die Ritzen der Zeltbahn.

Eine kleine Petroleumlampe pendelt über mir an einer Sparre des Daches, wo auch die Orchideen angebunden sind, die wir mühsam gesammelt haben.

Auch sie pendeln im Takt der Windböen.

Die kümmerliche Lampe ist unsere einzige Lichtquelle, seit gestern die Karbidbüchse ins Wasser fiel. Marcel machte gerade die Laterne sauber und wollte sie neu füllen, da liefen wir auf einen Baumstamm, der das Boot fast zum Kentern brachte.

Ich hocke mit angezogenen Beinen neben der Mittelbank.

Hinten im Boot schlafen irgendwo der Pater und Marcel, und zwischen ihnen und mir liegt — zusammengekrümmt wie ein Hund — der Indio, dem wir den Namen Ignaz gegeben haben.

Vor mir auf den Hängemattenbündeln und unseren Gummisäcken liegt meine Frau. Sie hat noch den besten Platz, denn sie kann sich wenigstens einigermaßen strecken.

Vorn auf dem Bug sitzt unser Steuermann Guilherme. Wie eine Statue sehe ich seine Gestalt im fahlen Aufzucken der Blitze.

Ich wollte zuerst noch einige Notizen machen, aber das Licht ist zu schlecht, und ich bin auch zu apathisch geworden in den letzten vier Tagen.

Automatisch greife ich in die Tasche, um mir eine Zigarette anzuzünden — und ziehe die Hand wieder zurück. Ich habe noch fünf Zigaretten. Es sind die einzigen im ganzen Boot. Erst an der Stromschnelle, auf die sich schon seit Tagen unser ganzes Denken konzentriert, gibt es wieder neue.

Sie ist ungewollt unsere Ausgangsbasis geworden, ganz einfach, weil wir das zweite Boot trotz fünfstündiger Arbeit nicht darüber brachten.

Zerstochen von den Legionen der Piums, die sich wohl sehr über den seltenen Besuch freuten, zerschunden von dem scharfzackigen Porphyrgeröll und erschöpft von der ungebrochenen Kraft des schnellfließenden Wassers, entschied sich der Pater für die Teilung unserer »Expedition«. José und Alberto blieben bei dem Boot, und wir fünf fuhren zu den Indios.

Immer noch heult der Sturm, und der Regen rauscht unvermindert! Irgendwo in der Nähe stürzt mit dumpfem Krachen ein Baumriese um.

Alle im Boot schrecken hoch, und wohl jeder denkt dasselbe:

Wenn uns nur keiner aufs Dach fällt!

Wir haben die Stelle, an der wir liegen, nicht in Augenschein nehmen können. Wir wissen nicht, wie das Ufer aussieht, ob da nicht auch ein morscher Riese steht . . .

Jedenfalls: Nach all dem Pech, das wir bisher auf dieser Fahrt hatten, wäre es nicht verwunderlich, wenn auch das noch passierte! Jetzt auf dem Rückweg, jetzt, wo uns — gemessen an dem, was hinter uns liegt — nur noch ein lächerliches Stückchen trennt von dem Teil der Welt, das wir zivilisiert nennen.

Wir kommen zurück aus der Urzeit. Eine Epoche ist an unseren Augen vorbeigezogen, wie sie sich nur noch an ganz wenigen Punkten der Erde bis in unsere Tage hinein erhalten hat.

Doch der Preis für dieses Erlebnis ist hoch. Der Urwald schätzt es gar nicht, wenn man seine verborgenen Trümpfe sehen will. Dann wird er cholerisch, tückisch und gemein. Dann zieht er alle Register. Wir erfahren es täglich, stündlich — seit Monaten schon.

Im Boot ist es wieder ruhig geworden. Jeder versucht zu schlafen oder die Nacht so bequem wie möglich herumzubringen. Wenn man wenigstens nur einmal geradestehen oder sich ausstrecken könnte!

Aber das Boot ist zu niedrig und zu klein, und außerdem voll von Gepäck und Kanistern und zusammengekrümmten Gestalten.

Die Zeit verrinnt, die Blitze zucken, und der Donner hallt dumpf wie in einem Gewölbe.

»Hast du noch eine Zigarette?« Meine Frau hat sich aufgesetzt. Sie ist also auch nicht wieder eingeschlafen. »Wenn das nur endlich aufhören würde«, sagte sie, als die Zigarette brennt. Dann legt sie sich zurück, und ich bin wieder allein mit meinen Gedanken.

»Morgen kommen wir bestimmt an die Stromschnelle! Dann ist alles in Ordnung.« Ich sage es halblaut vor mich hin. Sie betrachtet es als Antwort und entgegnet: »Das habt ihr gestern auch gesagt. Und wo sind wir? Noch nicht einmal die Praia haben wir erreicht, auf der wir am ersten Tag unser Mittagessen zubereitet haben.«

»Der Fluß ohne Rückkehr«, sage ich, und sie weiß, daß ich den Titel eines Films meine, den wir in Rio gesehen haben. Schon in den letzten Tagen gaben wir dem Rio Maiá diesen Namen.

»Wirf den Zigarettenstummel raus! Ich will versuchen, noch etwas zu schlafen.«

»Ja«, sage ich, »es ist das beste, was du tun kannst. Wenn du Hunger hast — ich habe noch zwei Riegel Schokolade. Es sind die letzten!«

Ich richte mich auf, um meinen steifgesessenen Gliedern eine andere Lage zu geben.

Die Lampe flackert, wird kleiner — verlöscht.

Nun ist also auch das Petroleum zu Ende!

Hoffentlich erreichen wir morgen wirklich die Stromschnelle.

Hoffentlich hat die beiden Burschen dort in ihrer Einsamkeit nicht die Angst gepackt, die Angst aller Caboclos vor den Indios.

Wenn sie sich nun auf Grund unseres Ausbleibens eingebildet haben, die Indios hätten uns umgebracht und befänden sich bereits auf der Suche nach ihnen?

Die beiden fahren zum ersten Male mit dem Pater. In letzter Minute hatte er sie aufgegabelt, und wir selbst waren Zeuge, wie schwierig es auch für ihn war, eine Bootsbesatzung zu bekommen, für ihn, der den Leuten doch nun schon seit Jahren bewies, daß man aus dem verrufenen Rio Cauaburi zurückkommen konnte.

Wenn sie schon den Rückweg angetreten haben, nicht auszudenken! Zu zweit haben sie nicht die geringste Chance, mit dem schweren Boot durch die Stromschnellen des Cauaburi zu kommen.

Und es steht ihnen dann noch weit Schlimmeres bevor als uns. Denn wir sind ja noch beweglich. Unser Boot schwimmt, und wir sind sechs Personen, Leute genug, es auch durch die schwierigsten Passagen des Flusses zu bringen.

Uns fehlt lediglich die Hilfe des Motors, seit an jenem unglückseligen Tag kurz vor dem Ziel die Schraube brach . . .

Ich lege den Kopf zurück gegen die nasse Bootskante und schaue in die Finsternis, die nur ab und zu ein bläulich zuckender Blitz aufreißt. Und meine Gedanken schweifen in dieser Nacht, die kein Ende nehmen will, zurück.

Wie ein Traum erscheint mir, was wir erlebt haben bei jenen Wesen, die noch in einer prähistorischen Epoche vegetieren.

Kann man sie Menschen nennen? Ist der Mensch erst zum Menschen geworden durch alles, was er sich in Jahrtausenden schuf? Oder war er es auch schon, als er noch so lebte wie jene Indios im Quellbereich der Flüsse Cauaburi und Maiá, denen die Töpferei noch fremd ist und die noch nicht einmal steinerne Werkzeuge besitzen? Fassungslos steht man vor dieser Tatsache, man wischt sich über die Augen, um zu begreifen, daß diese Männer und Frauen und Kinder dort vor einem Wirklichkeit sind und nicht etwa die ersten Szenen eines Gruselfilms, der sich mit der Entstehung des Menschengeschlechts befaßt . . .

Wieder fährt ein greller Blitz vom Himmel.

Ich schließe die Augen. Meine Gedanken kreisen. Ich muß Ordnung bringen in das Erlebte, in dieses spukhafte Geschehen dort oben in den unerforschten Wäldern, in das uns letzten Endes die Erzählung einer unbekannten Frau hineintrieb . . .

VORSPIEL

»Die Götter sind mächtig –
aber der Urwald ist ihnen überlegen!«

(Sprichwort vom Amazonas)

DIE GRENZKOMMISSION

Der erste Zwischenfall, den jene Indios hervorriefen und der offiziell registriert wurde, ereignete sich im Dezember des Jahres 1929.

In diesem Jahr wurden nach langwierigen Verhandlungen mit den Nachbarländern eine Reihe gemischter Kommissionen zur Vermessung der gemeinsamen Grenzen eingesetzt. Auf brasilianischer Seite leitete der Capitão Braz de Aguiar die Arbeiten im Nordabschnitt, also an den Grenzen mit Venezuela, Surinam, Britisch- und Französisch-Guayana.

Seine Berichte sind sachlich und nüchtern. Seiten und Seiten sind angefüllt mit trigonometrischen Angaben, Höhenmessungen, Geländeskizzen und Wetterbeobachtungen. Neben diesem trockenen Stoff enthalten sie aber auch einen kurzen ethnographischen Abriß, in dem er seine Beobachtungen und Erlebnisse mit der indianischen Bevölkerung wiedergibt.

Eine dieser Schilderungen befaßt sich mit den Ereignissen im Oberlauf des Rio Cauaburi, in dem er mit den Vertretern Venezuelas die Grenzvermessung fortsetzen wollte.

Die beiden Kommissionen hatten sich an der Grenze getroffen, in Cucuí, wo der Rio Negro, von Venezuela kommend, brasilianisches Territorium erreicht. Sie hatten die Vermessung der dort seit 1915 bereits bestehenden Grenzmarke nochmals überprüft, waren dann den Rio Negro hinabgefahren und in den Rio Cauaburi eingebogen. Sechs Tage später erreichten sie seinen Nebenfluß Maturacá. Seine Fahrrinne war fast unpassierbar, aber es gab keine andere Wahl, wenn sie den in seinem Flußbett liegenden Wasserfall der Cachoeira (Stromschnelle) Huá zur Grenzmarkierung heranziehen wollten. So kämpften sie sich vier Tage durch Untiefen und umgestürzte Bäume, bis sie das Ziel erreichten.

Sie errichteten drei trigonometrische Punkte und bestimmten den Fall mit 0° 44′ 47″ nördlicher Breite und 66° 18′ 48″ westlicher Länge. Dann legten die 19 Teilnehmer der Kommission einen Ruhetag ein und besprachen das weitere Vorgehen. Denn zwischen dem Punkt, den sie hier festgelegt hatten, und der nächsten Grenzmarkierung, die ihre beiden Länder betraf, dem Roroima-Felsen, lagen runde 1100 Kilometer Luftlinie, und der wirkliche Grenzverlauf war bestimmt doppelt so lang!

Das lag noch vor ihnen. — Vor ihnen lag auch das Gebirge, das nur wenige Kilometer ostwärts der Cachoeira Huá steil aufstieg, um sich fast ununterbrochen bis zur Küste des Atlantischen Ozeans zu erstrecken, und dessen Wasserscheide man bis jetzt Grenze nannte. Wo die Flüsse und Bäche nach Norden rannen, zum Orinoko hin, da lag Venezuela, und wo der tägliche Regen zum Amazonas hin abfloß, stand man auf brasilianischem Boden.

Die Aufgabe war schwierig, was das Gelände betraf, sie war zeitraubend, aber gefahrvoll war sie eigentlich nicht. Denn überall hier an den Flüssen und Igarapés krochen Gummisammler und Balateiros herum. Feindliche Indios gab es nicht — zumindest nicht auf der brasilianischen Seite, auf der sich die Kommission befand.

Soweit die Ansicht des brasilianischen Capitão. Die Venezolaner kannten jedoch die andere Seite des Gebirges. Sie hatten dort einige Orinoko-Zuflüsse vermessen und bei dieser Gelegenheit von Indianern gehört, die tief im Gebirge leben und unerbittlich gegen Eindringlinge in ihr Gebiet vorgehen sollten. Von den Anwohnern der Flüsse wurden sie Guaharibos genannt. Die Venezolaner hatten sogar in einer der Siedlungen einen dieser Indios gesehen und beschrieben ihn als mittelgroßen, hellhäutigen Typ mit einer Tonsur, wie sie die Franziskanermönche trügen.

Die Kommission verließ nach Abschluß der Vermessungsarbeit wieder den Maturacá und fuhr weiter den Cauaburi hinauf, ständig am Gebirge entlang. Die Männer suchten nach einer Aufstiegsmöglichkeit, bevor sie die Quelle des Flusses selbst in der Karte festlegen wollten. Nach wenigen Tagen jedoch mußten sie bereits die Boote zurücklassen, weil der Cauaburi zu einem Rinnsal wurde, das sich zwischen Sandbänken, Steinbrocken und unter umgestürzten Urwaldriesen hindurchschlängelte.

Also setzten sie den Aufstieg zu Fuß fort, und dabei geschah dann, was niemand erwartet hatte.

Über die Pikade, die sie sich in den Wald geschlagen hatten, fanden sie eines Morgens ein Bäumchen gebunden. Die Teilnehmer der Kommission kannten sich im Urwald aus und wußten, daß es sich um eine Warnung handelte. Trotzdem arbeiteten sie sich noch einen Tag lang weiter vor durch das grüne Halbdunkel, das sie von allen Seiten umgab. Sie konnten sich einfach nicht vorstellen, daß hier, wo seit den Jahren des Gummibooms Seringueiros unterwegs waren, ernsthafte Gefahr von Indios drohte. So legten sie am Abend, bevor sie an einem kleinen Igarapé das Nachtlager aufschlugen, an der Spitze des geschlagenen Pfades einige Buschmesser als Geschenk für die unsichtbar gebliebenen Begleiter nieder.

Am nächsten Morgen waren die Messer weg, und zum Zeichen, daß man mit ihnen umzugehen verstanden hatte, lag ein Bäumchen sauber durchschlagen auf der Pikade.

Abermals trieben sie den Pfad weiter vor — allerdings mit größerer

Vorsicht. Und sie waren neugierig auf die nächste Überraschung. — Als sie nach einer durchwachten Nacht die Spitze ihres Weges erreichten, wußten sie alle, Brasilianer und Venezolaner, daß die unbekannten Gegenspieler es nun ernst meinten. — Quer über dem Pfad hingen an einer Schlingpflanze lange, rote Ararafedern!

Gemäß dem Leitspruch des obersten Chefs der Grenzkommissionen und Schöpfers des staatlichen Indianerschutzdienstes, des damaligen Generals Rondon: »Sterben, wenn nötig — aber niemals töten«, brach die Kommission das Unternehmen wegen der Gefährdung von Menschenleben ab. Sie fuhr zurück nach Manáus, wo ein vorläufiger Bericht verfaßt wurde, und begann dann die Vermessungsarbeiten erneut am entgegengesetzten Endpunkt ihrer gemeinsamen Grenze, am Roroima-Felsen, im Juli 1930.

Sie kamen — diesmal nach Westen vordringend — genau 165 Kilometer weit. Somit verringerte sich die Luftlinie um ganze 100 Kilometer.

Die übrigen 1000 Kilometer Grenzverlauf aber sind auch heute noch nicht vom Erdboden aus festgelegt, sondern lediglich durch Luftaufnahmen ermittelt.

LUCIANA

In der Chronik der Salesianermission »Santa Izabel« am Rio Negro befindet sich unter dem Datum 7. November 1942 eine interessante Eintragung. Sie wurde von Pater José Leão niedergeschrieben, auf dessen persönlichem Erlebnis sie beruht.

Ihm oblag in diesem Jahr der Außendienst, wenn man es so nennen will. Mit dem Motorboot fuhr er von Ansiedlung zu Ansiedlung; an jeder Hütte machte er Station, sah nach den Kranken, las eine Messe, taufte die in den letzten Monaten geborenen neuen Erdenbürger, segnete hier und da nachträglich eine Ehe ein oder sprach ein paar Gebete über einem Grabhügel.

Hierüber berichtet er in kurzen, knappen Sätzen und geht dann ausführlich auf ein Erlebnis ein, das er in einer jener Hütten am Ufer des großen Flusses hatte.

Er habe dort eine Frau sterbenskrank vorgefunden, schreibt er, und weil er sah, daß es mit ihr zu Ende ging, blieb er bei ihr.

In diesen letzten Stunden vor ihrem Tod habe sie ihm eine Episode aus ihrem Leben erzählt, die ihr — obwohl schon 13 Jahre zurückliegend — noch in allen Einzelheiten im Gedächtnis haften geblieben war.

Die Frau nannte sich Luciana, und was sie dem Pater berichtete, der es seinerseits in die Missionschronik übertrug, ist zusammengefaßt dies:

Luciana befand sich mit ihrem Mann Feliciano und ihren beiden Kindern sowie noch einigen anderen Verwandten im Rio Maiá, einem linken Nebenfluß des Rio Cauaburi.

Sie zapften Balata, wie sie es auch in den Jahren zuvor getan hatten. Eines Morgens – im ersten Grau des Tages – wurden sie von Macús * mit einem Pfeilhagel überfallen. Das erste Opfer war ihr Vetter João. Er schleppte sich noch ein paar Meter weiter und brach dann zusammen. Luciana rannte mit dem zweijährigen Söhnchen Francelino auf dem Arm und dem fünfjährigen Maximiano an der Hand hinter den anderen her um ihr Leben.

Da wurde Maximiano von einem Pfeil getroffen. Luciana hielt inne und beugte sich heulend über das Kind, als die Indios sie auch schon einholten und gefangennahmen. Sie wurde weggezerrt von ihrem am Boden liegenden Sohn und in den Wald geführt, wo sich nach und nach die Indios mit ihrer Beute sammelten, um den Rückweg anzutreten. Der verwundete Maximiano jedoch war nicht bei der Gruppe, mit der sie aufbrach.

Sechs Tage dauerte der Marsch, bis sie das Dorf erreichten, einen großen, ovalen Platz, um den herum sich einfache, mit Palmwedeln gedeckte Schutzdächer reihten. Das waren die Behausungen. Hütten mit richtigen Wänden gab es nicht.

Luciana zählte über 300 Männer im Dorf, alle breitschultrig, mit kräftigem Körperbau und durchschnittlich 1,65 Meter Größe. Ihre Hautfarbe sei bedeutend heller gewesen als die der Indios an den Flüssen (gemeint sind wieder: Tucanos, Piratapuias, Tarianos, Dessanos usw.), was vielleicht auf ihren ständigen Aufenthalt im Schatten des Waldes zurückzuführen sei.

Sie rasierten das Haupthaar bis auf einen Kranz rund um den Kopf, und die so entstehende Tonsur malten sie mit Urucu rot an.

Die Dorfbewohner waren völlig nackt, ebenso wie die zahlreichen Besucher, die in ganzen Gruppen anrückten und bewiesen, daß es noch mehrere ähnliche Siedlungen dort im brasilianisch-venezolanischen Grenzgebiet geben mußte.

Luciana berichtete dann über das Alltagsleben, über Jagd und Ernährung, über alles das, was sich täglich in ihrer Umgebung abspielte.

Und dann kam nach langen Monaten endlich der Tag, auf den sie seit Anbeginn ihres Aufenthaltes gewartet hatte. Die Männer befanden sich auf der Jagd und die Frauen in den Pflanzungen; nur wenige alte Leute waren im Dorf zurückgeblieben.

Sie floh.

* Im Sprachgebrauch der Caboclos am Rio Negro ist »Macú« der Sammelname für alle Waldindianer im Gegensatz zu den kulturell viel höher stehenden Dessanos, Piratapuias, Tarianos, Tucanos usw., von denen sie – die Caboclos und auch Luciana – abstammen. Ihnen allen sind die scheuen Waldmenschen unheimlich und verhaßt, nicht zuletzt, weil sie das schreckliche Pfeilgift »Curare« herstellen. (Anm. des Verfassers.)

Wieder rannte sie mit dem kleinen Francelino auf dem Arm um ihr Leben. Sie hetzte durch den Wald, ständig von der Angst vorwärtsgetrieben, in letzter Minute könne noch alles vergebens sein. So erreichte sie nach einer endlos erscheinenden Woche die Hütte des Gummisammlers Gregorio Olavo an der Mündung des Rio Maiá in den Cauaburi.

Mit seinem Boot setzten sie die Reise fort. Allen, die sie unterwegs trafen, berichteten sie das Vorgefallene, und auch diese Leute packte die Angst. Kurz entschlossen rafften sie ihre Habseligkeiten zusammen und verließen ebenfalls den Rio Cauaburi. Sie flüchteten vor einem unerbittlichen Gegner, vor einem Zusammentreffen, das bisher nur zwei Menschen überlebt hatten: Luciana und der kleine Francelino.

Als sich die Angriffe der Indios sogar bis auf das nördliche Ufer des Rio Negro ausdehnten, verließen sie auch dort die Hütten und übersiedelten auf die zahlreichen Inseln inmitten des Schwarzen Flusses, um endlich in Sicherheit zu sein.

. . . und am Ende des langen Berichts erinnert der Pater daran, daß in den letzten Jahren sogar mehrmals Caboclos überfallen worden waren, die sich lediglich für ein paar Tage bis an die Cachoeira Carangueijo vorgewagt hatten, die dicht hinter der Cauaburi-Mündung liegt und ihres Fischreichtums wegen berühmt ist.

»Deshalb unterblieben auch diese Fahrten. Niemand betrat mehr das nördliche Rio-Negro-Ufer und die dort einmündenden Nebenflüsse. Das reiche Gummigebiet fiel endgültig wieder zurück in den Zustand der unberührten Wildnis.«

. . . und sein ethnologisches Interesse offenbart sich in folgendem Nachsatz:

»Luciana sagte, daß die Sprache dieser Waldindianer keine Ähnlichkeit mit anderen ihr bekannten gehabt habe. Und angeblich sei es bei ihnen Brauch, die Toten zu verbrennen und die Asche unter das Essen zu mischen.«

Der Pater bezweifelte das letzte offensichtlich.

Er hatte auch keine Gelegenheit, Lucianas Bericht nachzuprüfen.

Und andere Augenzeugen gab es nicht.

NAPAUMA

Mitten im Stromschnellengebiet des oberen Rio Negro liegt die Ortschaft Uaupés. Ihre 20 bis 30 Häuschen, die sich neben dem Gebäudekomplex der Mission um einen Platz gruppieren, lassen nicht erkennen, daß die Siedlung eigentlich den Rang einer Kreisstadt innehat. Auch die Bewohner scheinen von der damit verbundenen Würde nichts zu merken.

Ihr Leben fließt genauso geruhsam dahin wie in all den anderen Siedlungen, die fernab der Zivilisation liegen, aber ausgeschlossen bleiben aus ihrem Trubel, obwohl sie zu ihrem vielfältigen Bild gehören.

Die friedliche Ruhe dieses Dorfes wurde am ersten Tag des Jahres 1957 durch eine Sensation unterbrochen, deren Einzelheiten uns Monate später Dom José erzählte.

Das Ereignis war so außergewöhnlich, daß es sich in wenigen Tagen im ganzen Stromschnellengebiet herumsprach, und wer gerade nichts Besonderes zu tun hatte, kletterte in seinen Einbaum, um Näheres zu erfahren, um mit eigenen Augen diese Frau zu sehen, die sich selbst Dona Helena Valero nannte, der die Indios aber den Namen »NAPAUMA« gegeben hatten.

Was war geschehen?

An jenem Neujahrstag legte an der Praia oberhalb der Stromschnelle ein Boot an. Ihm entstiegen zwei Männer, vier Kinder und eine Frau. Niemand beachtete die Ankömmlinge, obwohl sie an diesem Festtag eigentlich hätten auffallen müssen, nicht nur durch ihre zerlumpte Kleidung, sondern noch mehr durch ihren Haarschnitt, den außer dem älteren der beiden Männer alle trugen. Er glich mit der ausrasierten Tonsur sehr demjenigen der Franziskanermönche.

Es waren zweifellos Indios.

Sie gingen langsam die einzige Straße hinauf zur Mission, wo man sofort nach Pater Antonio rief, der zufällig dort war und sich in den Indianerdialekten am besten auskannte. Aber da begann die Frau mit der verblichenen Tätowierung im Gesicht plötzlich zu reden — in Portugiesisch — verschüchtert zuerst und etwas holprig, aber doch jedem der Anwesenden verständlich.

Und was sie erzählte, weckte die Aufmerksamkeit der ganzen Bevölkerung. Die Männer, die in Dom José's Venda an der Theke lehnten und Schnaps tranken, ließen die Gläser stehen. Die Frauen, die in der Mitte des weiten Dorfplatzes an der Quelle ihre Eimer füllten, ließen ihre Gefäße im Stich. Alle horchten auf die Gerüchte, die sich verbreiteten. Und da die Gegend so arm an Außergewöhnlichem ist, standen sie bald alle vor der offenen Tür der Mission, starrten auf die Gestalten, die dort auf der Bank hockten, und lauschten den Worten der Frau. Sie war als einzige der Ankömmlinge des Portugiesischen mächtig. Der ältere der beiden Männer — es war der Besitzer des Bootes — sprach nur die Lingua geral, und die übrigen — es handelte sich um ihren Ehemann und ihre vier Kinder — sprachen lediglich einen Indianerdialekt, den selbst Pater Antonio nur leidlich beherrschte.

Flüsternd wurde den Neuankommenden berichtet, was die Frau mit stockender Stimme erzählte. Es war die Schilderung eines Schicksals, das sogar diese mit einem harten Leben vertrauten Leute beeindruckte.

Um 1930 herum — genau konnte sie es nicht sagen — sei sie als Mädchen von Indios geraubt worden. Mit ihren Eltern zusammen habe sie bei Marabitanas, oben an der Grenze, gewohnt. Eines Tages sei die ganze Familie zum Besuch eines Onkels in den Rio Demiti aufgebrochen, und dort auf dessen Pflanzung seien sie im Morgengrauen überfallen worden. Die Eltern und ihre kleineren Geschwister hätten noch irgendwie flüchten können — jedenfalls habe sie nachher niemand mehr von ihnen gesehen. Sie selbst sei, von einem Pfeil getroffen, liegengeblieben. Die Indios hätten alles angezündet und sie dann mitgeschleppt. Nach zehntägigem Marsch waren sie in einem Dorf am Oberlauf des Cauaburi angekommen, und dort sei sie von zwei Frauen des Stammes gesund gepflegt worden.

Es folgte dann eine Kette von Überfällen, bei denen jeweils die erbeuteten Frauen von den Siegern mitgenommen wurden. Als Nebenfrau mehrerer Häuptlinge habe sie nach und nach drei Kinder bekommen — und sie nannte, auf die einzelnen Jungen deutend, jeweils die verschiedenen Väter und ihre Stammeszugehörigkeit.

Der Vater des vierten Kindes endlich war jener schweigende Mann auf der Bank, in dessen Unterlippe noch ein buntes Federchen steckte. Ihn habe sie, als sie an einem Zufluß des Orinoko gelagert hätten, dazu überreden können, den Stamm zu verlassen und mit ihr und den Kindern zu flüchten.

So sei sie nach ungefähr 27jähriger Abwesenheit wieder in der Zivilisation aufgetaucht, und nun wolle sie ihre Eltern oder Geschwister ausfindig machen — wenn sie noch am Leben seien.

Und auch sie erzählte auf Befragen von den Bräuchen der Indios ähnliche Dinge, wie sie seinerzeit die sterbende Luciana dem Pater mitgeteilt hatte.

Von alledem erfuhren wir erstmalig durch Zeitungsmeldungen. Denn Dona Helena hatte tatsächlich in Manáus noch Geschwister vorgefunden, und da sie auch in der Hauptstadt Amazoniens ihre Erlebnisse jedem, der sie hören wollte, erzählte, blieb es nicht aus, daß die ständig nach Sensationen suchende Presse die Sache aufgriff. Das, was sie von jenen Indios berichtete, die unzweifelhaft der Waika-Gruppe angehörten, einer Gruppe also, über die es nur sehr spärliche Literatur gab, weckte sofort unser Interesse. Mehrere Amazonasreisen lagen hinter uns. Bis an die Grenzen der Zivilisation waren wir schon vorgedrungen in den vergangenen Jahren, und nun lockte es uns, dahinter zu schauen.

Ob es möglich sein würde, bis zu jenen Stämmen zu gelangen, die Napauma beschrieb?

Das war die Frage, die uns beschäftigte.

Wir suchten nach weiteren Informationen. Wir lasen den Bericht der Grenzkommission und die Chronik des Paters. Und wir stießen endlich

auf jenen Mann, der nach einem Vierteljahrhundert als erster wieder den Mut aufgebracht hatte, sein Boot in das dunkle Wasser des Rio Cauaburi zu lenken, und der vorgedrungen war bis zu jenen Indios.

»Ein Verrückter!« sagten die einen, wenn sie ihn vorbeifahren sahen; »Ein Selbstmörder!« sagten die anderen und schlugen dabei ein Kreuz.

Und wir, die wir diesen Mann kennenlernten in langen Tagen und Nächten, in barbarischen Gewittern auf dem Fluß und am flackernden Feuer im weiten Rund der Indiodörfer dort oben an der Serra, wenn die Sterne am Himmel funkelten, wir sagen: »Er ist ein ganzer Kerl!«

ERSTER TEIL

Die Vorposten

ABREISE INS UNGEWISSE

Trotz aller Bemühungen wurde uns bald klar, daß von Rio de Janeiro aus kein Weg in die Wildnis jenseits der Zivilisation führte. Man mußte die Erkundungen im Herzen Amazoniens beginnen — in Manáus. Und so bereiteten wir alles für eine längere Reise vor.

Diese Vorbereitungen nahmen uns so gefangen, daß uns gar nicht bewußt wurde, in welches Unternehmen wir uns stürzten. Kein Traum hätte uns vorgaukeln können, was wir auf dieser Reise durchstehen sollten.

Wir ließen uns durch nichts beeindrucken, obwohl es nicht an Stimmen fehlte, die uns warnten. Wir antworteten lediglich, zum Erreichen eines solch ungewöhnlichen Zieles müsse man schon gewisse Unbequemlichkeiten in Kauf nehmen. Wirklich brauchbare Hinweise gab uns niemand, ganz einfach, weil sich in unserem Bekanntenkreis niemand fand, der je ähnliches erlebt hatte. Lediglich einem Warner gelang es, uns nachdenklich zu stimmen. Aber das war zwei Tage vor dem Abflug, und zu diesem Zeitpunkt gab es kein Zurück mehr.

Wir hatten uns getroffen, um Abschied zu feiern.

Es war eine jener feuchtschwülen Tropennächte, in denen die schwache, von See kommende Brise vergeblich gegen die im Häusermeer der Stadt aufgespeicherte Hitze ankämpft. Wir saßen auf der Terrasse des Miramar-Palace-Hotels, und zu unseren Füßen brandete der nicht abreißende Strom amerikanischer Straßenkreuzer.

Die Stimme unseres Gegenübers klang kalt und nüchtern.

»Was macht ihr, wenn euer Blinddarm sich entzündet oder wenn ihr Zahnschmerzen bekommt oder euer Boot kentert und dich ein Stachelrochen erwischt oder du dir ein Bein brichst? – Hast du daran gedacht? Weißt du, daß du dann draufgehst durch irgendeine Infektion, die in diesem teuflischen Klima bei jeder offenen Wunde todsicher in 24 Stunden dazukommt? – Und wenn der nächste Arzt tausend und mehr Kilometer weit entfernt ist? — Würdet ihr mir das bitte beantworten?«

Mit der Sicherheit des geübten Diagnostikers hatte er den einzigen schwachen Punkt unseres Vorhabens erfaßt. Ich nahm mein Glas, um Zeit für die Antwort zu gewinnen.

Wir hatten auch lange darüber diskutiert und uns schließlich mit den Erfahrungen der Leute getröstet, die uns begleiten würden.

Forschend lag sein Blick auf unseren Gesichtern.

Da sagte Thea schulmeisterhaft:

»Erstens sind wir keine solchen Pessimisten wie du, und zweitens: Wenn uns bis heute die von dir aufgezählten Übel nicht befallen haben, werden wir nach der Wahrscheinlichkeitstheorie in den kommenden Monaten auch davon verschont bleiben.

Wir haben alles gut durchdacht, aber ich gebe zu, daß doch noch genug passieren kann. Wir sind uns völlig klar darüber, daß wir in eine unerschlossene, menschenleere Wildnis fahren, aber von Luxushotel zu Luxushotel kann jeder reisen, und wir werden das wahrscheinlich auch tun, wenn wir alt und grau sind.

Jetzt reisen wir jedenfalls verrückt, wie du es nennst, zu den Indios, die dort auch leben! – Prost auf die Indios!«

Der Schein der Kandelaber, die einer glitzernden Perlenkette gleich die fünf Kilometer lange, sanft geschwungene Copacabana-Bucht säumen, verschwamm in dem Dunst, der sich vom Meer heranschob. In der blauschwarzen Nacht hing das rote Positionslicht des Zuckerhuts, zu dem – einem Leuchtkäfer gleich – eine Gondel hinaufkroch. Aus der Bar klangen die Rhythmen einer Samba und mischten sich mit den Synkopen der Autohupen und dem Stimmengewirr zu einem betörenden Fluidum – genannt Rio . . .

Für die frühe Stunde war der Verkehr auf dem Flugplatz Santos Dumont beachtlich. Berge von Zeitungen wurden in den Abfertigungen der einzelnen Fluggesellschaften abgeladen, unausgeschlafene Menschen saßen in den Polsterbänken vor den Schaltern, blinzelten in das weißblaue Licht der Neonröhren oder betrachteten gelangweilt ihren Flugschein. Männer mit zwei Meter langen Besen versahen ihren Reinigungsdienst, und an der Bar klapperten die Tassen der ersten Frühstücksgäste.

Eben schob sich jenseits der Bucht ein sanfter, roter Schimmer über den dunklen Himmel, als der Lautsprecher uns zum Einsteigen aufforderte.

Hier muß ich ein Wort einschalten über unsere Flugroute, die man »Die große Diagonale« nennt.

Es liegt noch keine fünf Jahre zurück, als eines Tages die Nachricht vom Absturz einer amerikanischen Maschine vom President-Service durch den Äther ging. Sie war um Mitternacht in Rio gestartet und sollte auf ihrem Wege nach New York morgens um 8 Uhr in Caracas eintreffen.

Es dauerte Monate, bis man die Trümmer im dichten, verfilzten Dschungel gefunden hatte. Überlebende gab es keine – auch keine Erklärung des Vorfalls, nur die furchtbaren Trümmer und Reste und die Lichtung, die das Flugzeug beim Sturz in den Wald gerissen hatte.

Dieser Unfall gab den letzten Anstoß zum Bau einer Reihe von Notflughäfen mitten im Dschungel, einer Linie von Stützpunkten zwischen Rio und Manáus. Man taufte sie »Die große Diagonale«.

Zum Teil bestanden diese Flugplätze schon und wurden etwa einmal im Monat von den Maschinen der brasilianischen Luftwaffe zur Aufrechterhaltung der Verbindung mit den Posten des Indianerschutzdienstes angeflogen. Aber sie waren zu klein für viermotorige Clipper.

Mit großem Elan ging man an die Arbeit. Ingenieure, Luftwaffenoffiziere und Beamte des Indianerdienstes unterstützten einander bei dem schwierigen Unternehmen – und nun steht die Stützpunktreihe; einer unsichtbaren Schnur gleich geleitet sie mit ihren Funkstellen die Maschinen über den endlosen Wald.

Auf keiner Karte sind sie bisher eingedruckt. Nur ein Kreuz mit Rotstift bezeichnet ihre Lage.

Xavantina, Xingu, Cachimbo, Jacaréacanga . . .

Romantisch und geheimnisvoll klingen ihre Namen. Aber es ist nur der Klang. Hinter ihm steht nüchterne Wirklichkeit: eine Rollbahn, ein paar Baracken, in denen der Funker und einige Luftwaffensoldaten fluchen und schwitzen, und einige hundert Benzinfässer, in mühsamem Flußtransport in die öde Einsamkeit geschafft.

Die Verkehrsmaschinen fliegen sie nicht an – es sei denn im Notfall. Und nach wie vor warten die Männer dort auf der schmalen, langen Lichtung einen Monat, bis sie wieder ein fremdes Gesicht sehen.

Als wir Xavantina überflogen, war der Himmel noch klar und rein. Tief unten glänzte das gewundene Band des Rio dos Mortos – des Totenflusses –, auf dessen hohem Steilufer der Stützpunkt liegt.

Der Zeiger des Radiokompasses wanderte in wenigen Minuten einmal um seine eigene Achse, dann lag Xavantina hinter uns, und wir befanden uns über Indianerland, über dem Gebiet der Xavantes, deren Befriedung auch heute noch sehr problematisch ist. Der Rio dos Mortos bildet die östliche Grenze ihres Reviers, das bisher nur wenige betreten – und noch weniger wieder verlassen haben. Man kann sie an den Fingern einer Hand aufzählen.

Wir waren nach vierstündigem Fluge in Goiania gelandet und dort um 10 Uhr wieder gestartet. Vor uns lagen nun fünf Stunden Flug über öde, menschenfeindliche Natur. Es können auch sechs sein, wenn das Wetter schlecht ist.

Aber noch war es gut. Wir sahen aus 3000 Meter Höhe auf das Land herab, das hier – obgleich schon zum Amazonas-Stromgebiet gehörig – noch nicht von Urwäldern bedeckt ist. Hügelig, mit großen Savannen und krüppeligem Baumbestand, kleinen Palmenwäldchen an einem versteckten Tümpel, so breitete sich das Hochplateau von Mato Grosso unter unseren Blicken aus.

»Ein und eine halbe Stunde bis zum Stützpunkt Xingu.« Der Flugkapitän, neben dem ich vorne in der Kanzel saß, zeigte auf das rote Kreuz in seiner Karte, zu dem sich unsere Route als schwarze Linie hinzog.

»Werden wir einige Indianerdörfer zu sehen bekommen?« schrie ich durch den Lärm in Richtung auf sein rechtes Ohr.

Er kritzelte gerade ein paar Zeilen auf einen Block und reichte ihn dem Funker zurück. Dann wandte er sich mir zu: »Es gibt mindestens acht Dörfer auf der Strecke — so viele haben wir jedenfalls schon gesehen. Aber wir finden sie nicht immer, besonders wenn das Wetter nicht gut ist und wir deshalb sehr hoch bleiben müssen.«

»Und wie wird das Wetter heute?«

Er wiegte das Haupt: »Cachimbo meldet Regen, Jacaréacanga geschlossene Wolkendecke. Ich fürchte, wir werden heute nichts zu sehen bekommen. Sie wissen — die Regenzeit . . .«

Der Steward steckte den Kopf durch die Tür: »Das Mittagessen, Senhor!«

Ich ging auf meinen Platz zurück. Die Sonne lachte immer noch. Aber vor uns tauchten Kumuluswolken auf.

»Hätten noch was warten können«, sagte Thea. »Jetzt das schöne Essen und als Nachtisch die Schaukelei!«

Es kam schneller, als wir gefürchtet hatten — und schlimmer. Gerade war der Kaffee serviert worden, da ging es los.

Gewaltige Wolkenberge — blendend weiß im Sonnenlicht — waren plötzlich neben uns. In solchen Augenblicken merkt man etwas, das man gemeinhin nicht in Rechnung stellt: die Geschwindigkeit des Flugzeugs. Mit sechs Kilometern in der Minute rast der Vogel dahin, und was eben noch entfernt am Horizont erschien, ist ein wenig später nächste Nachbarschaft.

Die Maschine begann in den Aufwinden und Luftwirbeln zu bocken. Man merkte, wie sie auf die Seite gedrückt wurde und schwerfällig wieder auf den Kurs zurückschwang.

Dann verschwand auch die Sonne. Die Wolkenberge waren mit einem Schlag düster und grau. Vorn über der Tür zur Kanzel flammte die Leuchtschrift auf: Bitte anschnallen.

Der Tanz begann aber erst so richtig eine halbe Stunde später, als der Kommandant gerade durchgab: »Soeben haben wir den Stützpunkt Xingu überflogen.«

Es war nichts zu sehen von ihm. Außerdem gelüstete es auch niemand mehr, zum Fenster hinauszublicken. Man hatte die Sessellehne so weit zurückgestellt wie möglich und lag flach. — So erträgt man es am besten.

Unter uns befand sich also nun der Kuluene, einer der Quellflüsse des großen Xingu — jener Kuluene, in dessen Bereich vor 31 Jahren der Engländer Oberst Fawcett und seine beiden Begleiter zum letztenmal gesehen worden waren. Und hier — etwas nördlich — wollte er seine Ruinenstadt finden.

Irgendwo da unten werden sie ihn zusammengeschlagen haben — so jedenfalls lautet das Fazit der amtlichen Untersuchungen, die im Auftrag der brasilianischen Regierung durchgeführt wurden und 1953 ihren Abschluß fanden . . .

Meine Gedanken wurden unterbrochen. Ich sah nichts vom Kuluene und auch nichts vom Xingu, ich schloß die Augen, denn nun kam das Gewitter.

Zuerst hatten die Lichtstreifen auf der schwarzen Wolkenwand ausgesehen, als breche die Sonne für kurze Momente durch. Dann merkten wir, daß es Blitze waren — und was für Blitze! Sie folgten einander in irrsinnigem Tempo, zerrissen den Himmel wie ein Feuerwerk.

Wir tauchten durch Wolken, die so dicht waren, daß man das Ende der Tragfläche aus dem Auge verlor. Der Regen peitschte waagerecht die Fenster entlang, er wurde zerpulvert vom Luftstrom, der ihn mit 100 Metern in der Sekunde gegen den Rumpf der Maschine schleuderte. Wir sackten durch — hatten das komische Gefühl, man habe uns den Boden mitsamt dem Sessel gestohlen —, dann fing sich die Maschine wieder. Die Tragflächen vibrierten spürbar. Augenblicke später riß uns eine Bö hoch, spielend, als wäre das Flugzeug eine Feder und nicht 20 Tonnen schwer . . .

Wir hatten die Augen geschlossen, wie ich schon sagte, hörten auf das Brummen der Motoren und erwarteten unter Anspannung aller Sinne den nächsten Stoß, um ihm — zumindest psychisch — entgegenwirken zu können. Denn sonst war leider nichts zu machen.

Wenn man mit geschlossenen Augen Achterbahn fährt und dabei noch in unregelmäßigen Abständen nach den Seiten gekippt wird, hätte man wohl die gleiche magenbelastende Empfindung.

Aber darüber hinaus wirkt ein Gewitterflug seelisch. Am schlimmsten ist das Gefühl der Machtlosigkeit, in dieser Blechröhre einem blinden Zufall ausgeliefert zu sein, gekoppelt mit dem Bewußtsein, sich für 1000 Kilometer im Umkreis über dickstem, unwegsamstem Dschungel zu befinden. Denn hinter dem Kuluene beginnt der Urwald, der erst an den Kordilleren und in Venezuela endet.

Die Minuten tropften mühsam dahin — wie ein Alpdruck stand bei jedem Blick auf die Uhr die noch zurückzulegende Entfernung vor mir. Sie schien nicht geringer zu werden.

Vor uns langte jemand hastig nach der Papiertüte. Und er fand Nachahmung — wie ich wenig später feststellte. »Das gute Essen«, hatte Thea gesagt, und jetzt mußte man die Frischluftzufuhr über dem Fenster öffnen, weil sich ein leicht säuerlicher Geruch ausbreitete.

Die Temperatur fiel. Es kühlte derart ab, daß wir zwei Decken über uns breiteten, um die Kälte nicht zu spüren.

Es muß ein furchtbares Gewitter gewesen sein. Jedenfalls hatten wir auf keinem unserer bisherigen Flüge in dem an plötzlichen Unwettern

sehr reichen Amazonasgebiet je ein solches Toben der Naturelemente erlebt.

Es war zyklopisch. Und inmitten dieser brodelnden Luft- und Wassermassen das Flugzeug, taumelnd und ächzend, wie ein Papierschiffchen im Orkan.

Endlich wurde es wieder heller, und der Steward löschte die Deckenbeleuchtung. Aber die kilometerhohen Wolkentürme blieben und standen nun wieder weiß im Sonnenlicht.

Ab und zu gelang uns ein Blick auf die Erdoberfläche, und es war wie die Sicht aus dem zwanzigsten Stockwerk eines Wolkenkratzers auf ein riesiges Kohlfeld, uniform und endlos.

Da erscholl wieder die Stimme des Kommandanten: »Rechts unten liegt der Flugplatz Cachimbo!«

Zwischen den Wolken erhaschten wir einen Blick auf die Rollbahn, die wie ein verlorener Schaufelstiel hell im grünen Kohlfeld lag. Als ich gerade die Kamera fertigmachte, um durch das nächste Wolkenloch hindurch zu photographieren, wurde die Maschine derart geschüttelt, daß ich es doch vorzog, wieder in die Horizontale zu gehen und das Weitere in dieser Lage abzuwarten.

Zwei und eine halbe Stunde dauerte die Schaukelei, zwei und eine halbe Stunde, die unendlich langsam vertickten.

Dann brach mit Macht das Licht der schon schrägstehenden Sonne wieder in die Kabine. Weggewischt waren die Kumuluswolken, und wir flogen über einen dichten, weißen Teppich, der eben dalag wie ein Schneefeld. Der Steward brachte Kaffee und Gebäck, und wir aßen trotz des leisen Aberglaubens, daß es — der Tücke des Schicksals entsprechend — gleich darauf wieder anfangen könnte zu schaukeln. Aber es kam nichts mehr. Bald klärte es ganz auf, und wir sahen den Rio Madeira unter uns. Seine breiten Sandbänke leuchteten weiß aus dem dunklen Wasser — und dann wieder Wald, Wald und immer wieder Wald . . .

Um 16.30 Uhr überflogen wir den Amazonas, sahen — nun schon aus viel geringerer Höhe — das herrliche Schauspiel an der Einmündung des Rio Negro, dessen schwarzes Wasser in kilometerbreiter Front von dem lehmig-braunen Amazonas aufgehalten wird und sich erst Hunderte von Metern entfernt in großen Flecken wieder nach oben drängt, sich anfänglich nicht zu vermischen scheint und erst 50 Kilometer nach dem Zusammentreffen absorbiert ist.

Fünf Minuten später standen wir auf dem Flugfeld von Manáus in einer Gluthitze, die an Backöfen erinnerte. Wir stellten zunächst unsere Uhren eine Stunde zurück — der Ortszeit entsprechend.

Der feste Boden unter den Füßen tat uns ungeheuer wohl, denn, wenn auch die Besatzung der Maschine beteuert hatte, es sei ein völlig normaler Flug gewesen, so konnte ich mich doch nicht des Eindrucks erwehren, daß

TAFEL 1 Im Gewimmel des unteren Marktes von Manáus kauften wir die Geschenke ein für die Indios. —
Der Endpunkt einer Luftlinie: Merces.

TAFEL 2 Hoch und drohend lag das gewaltige Massiv des Curicuriari über dem Wald. — Uaupés, die »Hauptstadt« des oberen Rio Negro. In der Mitte die Mission.

sie damit von uns nur die Bestätigung des Gegenteils herausfordern wollten — was ja mit anderen Worten eine Anerkennung ihrer eigenen Leistung bedeutete.

Auch in Manáus erreichten wir nicht viel. Die Fäden waren dünn, die zum Rand der Wildnis führten. Trotzdem fanden wir sie und erhielten zwei Empfehlungsschreiben. Eins an den Pater Direktor der Mission und das andere an den Händler Gonzalves. Beide ansässig in Uaupés, wo Dona Helena angekommen war.

Diese beiden Männer wüßten sicher Rat und besäßen vor allem die Mittel, uns ans Ziel zu bringen. Diese Mittel waren: Boote und ihre Besatzungen.

Wir kauften also Geschenke ein: Medaillen, Seife, Stangentabak, Kämme, Angelhaken, Messer, Streichhölzer, Mundharmonikas, Buntstifte, ein Malbuch, ein Bilderbuch, Perlenketten und Armbänder. Hoffnungsvoll belegten wir die Passagen zu dieser nächsten Etappe, nach Uaupés, der »Hauptstadt« des oberen Rio Negro.

DIE SIEDLUNG AM »SCHWARZEN FLUSS«

Rechts von uns im Osten zuckte ein schwaches Leuchten über den Wald. Es dauerte nur Minuten, dann füllte es schon den ganzen Horizont. Es traf die Tragfläche des Flugboots von unten und warf einen rotgoldenen Reflex auf das silbrige Aluminiumblech.

Es wurde schnell heller.

Rauchfahnen gleich hingen die Morgennebel in Fetzen an den Bäumen, die wir in knapp 600 Meter Höhe überflogen. Wie ein riesiger Waldbrand sah das aus, besonders dort hinten, wo sich die Sonne aus der Unendlichkeit heraushob. Über die Urwälder Amazoniens kam aus dem Violett der Nacht ein neuer Tag herauf.

Wir waren die einzigen Passagiere in der Maschine.

»Das ist auf dieser Strecke schon viel«, sagte der Steward. »Oft fliegen wir nur den dünnen Postsack spazieren! Aber es ist ja auch kein Wunder. Darf ich noch einen Kaffee bringen und Sandwiches?«

Sonnenaufgang über dem Rio Negro. Die moderne Technik läßt ihn aus der Vogelperspektive erleben und serviert gleichzeitig Kaffee und Schinkenbrote dazu.

Nein, es ist kein Wunder, daß hier kaum Passagiere fliegen. Da ist höchstens einmal ein Pater oder ein Regierungsbeamter auf Inspektion an Bord. Andere Passagiere kommen kaum in Betracht. Es ist kein Gebiet für Handelsreisende, und der Touristenverkehr hat den Rio Negro noch nicht entdeckt.

Wenn man die Reise zum ersten Male macht und im bequemen Korbstuhl der Catalina seinem Ziel entgegenschwebt, ahnt man nicht, was einen dort erwartet. Man kennt zwar den Namen, er steht ja dick auf dem Flugbillett und lautet »Merces«. Gut 1000 Kilometer Luftlinie nordwestlich von Manáus liegt es als kleiner Punkt am Fluß und ist lediglich auf den Karten der Fluggesellschaft eingezeichnet. Das weiß der Passagier und obendrein, daß ihn die Maschine in fünf Stunden — von Manáus aus gerechnet — dorthin bringt.

Aber eines weiß er nicht, er kann es auch in seinen Auswirkungen nicht ahnen, nämlich daß der Flug nicht nur fünf Stunden überbrückt, sondern Jahrhunderte ...

Vor uns im Mittelgang baumelten zwei braune Halbschuhe. Sie gehörten dem Bordmechaniker, der dort oben in dem Verbindungsstück zwischen Rumpf und Tragfläche hockte und an dessen Füßen sie steckten. Der Steward hatte Langeweile und setzte sich zu uns.

Unter dem Flugboot lag die Wasserwüste des »Schwarzen Flusses«. Inselchen waren zu Hunderten eingestreut in ein Flußbett von über 20 Kilometer Breite. Man hat auch von oben noch keinen genauen Überblick und kann nicht feststellen, welcher von den zahllosen Armen eigentlich die Hauptmasse des Stromes aufnimmt. Der Steward erzählte und machte uns kurz vor der Wasserung in Carvoeira, unserer ersten Haltestelle, auf die drei Mündungsarme des Rio Branco aufmerksam, die aus dem Grau des Horizonts herankommen und mit ihren lehmigen Fluten in Kilometerbreite den »Schwarzen Fluß« verfärben.

Mit pfeifendem Geräusch preßte die Druckluft die Hilfsschwimmer aus den Flügelenden. Unser Vogel legte sich in die Kurve und setzte bald darauf mit jenem unerhörten Zischen und Prasseln auf, das einen jedesmal fürchten läßt, der Boden des Flugboots werde aufgerissen.

Der Steward sperrte die Einstiegluke auf, und wir kletterten nach draußen auf den Rumpf. Die Motoren standen schon, und die Stille, die uns nun umgab, war so vollkommen, daß man meinte, taub zu sein. Obwohl es erst 6.50 Uhr war, stand der glühende Ball der Sonne schon hoch und versprach einen heißen Tag.

Vorne befestigte der Co-Pilot die Maschine an der Ankerboje, und der Bordmechaniker prüfte, oben auf den Tragflächen stehend, mit einer Stange den Benzinstand in den Tanks.

Vom Ufer näherte sich ein Boot, das drei Männer mit rot-grün bemalten Paddeln schnell und geschickt heranruderten. Es war ein schwarzer, plump gearbeiteter Einbaum von gut sieben Metern Länge.

Der Steward stand in der Luke, und die Worte, die er den Männern hinüberrief, hallten in der Stille über das Wasser. Sogar der Fluß schien

sich der ungeheuren Ruhe anzupassen, denn in dem Seitenarm vor den Häuschen von Carvoeira gab es kein Anzeichen von Strömung.

Es wurde nichts ein- oder ausgeladen. Der Halt, der einmal monatlich durchgeführt wird, ist so etwas wie ein reiner Höflichkeitsbesuch.

Der Mechaniker kletterte herunter, und der Kommandant fragte von vorn, ob ich mit Filmen fertig sei.

»Ja«, sagte ich und verschwand als letzter in der Maschine. Die Männer mit den rot-grünen Paddeln waren schon wieder 50 Meter entfernt. Langsam trieb ihr Boot dahin. Ihre Augen hingen an dem Flugzeug. Was mochte sie wohl bewegen bei dem Gedanken, daß nun wieder vier Wochen vergehen würden bis zum nächsten? — Die Motoren sprangen stotternd an, heulten dann auf. Es ging weiter. Als die Bugwelle über die Fenster gischte, war es genau 7 Uhr.

Wolken zogen herauf und warfen ihre Schatten auf den Wald und das dunkle Wasser und die weißen Sandbänke im Fluß. Der Steward, der sich anscheinend davor fürchtete, inmitten seiner vollen Verpflegungsbehälter den Rückflug antreten zu müssen, brachte uns zum dritten Male Kaffee und Sandwiches.

Es wäre aber eine grobe Unterstellung, würde ich ihm keine edleren Motive zubilligen. Denn auf den Flugstrecken in der Wildnis herrscht eine herzliche, familiäre Atmosphäre. Der konventionelle, internationale Stil fehlt völlig. Es gibt keine supervornehmen blauen Uniformen mit dicken goldenen Rangabzeichen und auch keine lächelnde Stewardeß, sondern nur Männer in khakifarbenen Hemden, die rittlings auf dem Flugzeugrumpf sitzen, wenn er im leichten Wellengang vor einer Ansiedlung schaukelt.

Da es die Catalinas einer einzigen Gesellschaft sind, die das weite Amazonasbecken durchkreuzen, trifft man auf jeder Reise die eine oder andere Besatzung wieder. Und dann gibt es Abraços und einen kräftigen Händedruck, wie es sich für Männer geziemt, die sich am Rande der zivilisierten Welt wiedersehen.

Aber auch die neuen Fluggäste fühlen sich nach der ersten Stunde bereits in Gesellschaft dieser Flieger heimisch und geborgen. Sie spüren um sich herum etwas von dem Geist der alten Pioniere, der sich nur noch dort offenbart, wo das Ungewöhnliche alltäglich ist.

Man weiß auch, was der — mitunter bärtige Passagier, der nach monatelangem Aufenthalt im Urwald mit der Maschine wieder in unser genormtes Dasein zurückkehrt, erwartet. Er lechzt nach einem anständigen Getränk und einem guten Schinkenbrot. Er interessiert sich auch für die Geschehnisse, die inzwischen die Welt in Atem gehalten haben. Und so sind der Funker, der Mechaniker, der Kommandant, der Co-Pilot und nicht zuletzt der Steward ständig bereit, die Gäste in jeder Hinsicht zufriedenzustellen.

Es sind feine Kerle, die dort ihren Dienst versehen, der vielleicht viel schwerer ist als jener auf den interkontinentalen Routen . . .

Die nächste Haltestelle war Barcelos — eine kleine Siedlung, überragt von einer großen Kirche und ausgefüllt von den weitläufigen Missionsgebäuden, die eigentlich den ganzen Ort ausmachen. Dabei war Barcelos einst die Hauptstadt des Staates Amazonas. Lange bevor Manáus bestand, herrschte hier reges Leben. 5000 Menschen sollen hier einmal gelebt haben. Heute fragt man sich, wohin das alles entschwunden ist.

Aber es gibt eine Erklärung: Damals war der Rio Negro die große Straße, auf der die Waren von Kolumbien und Venezuela in die Welt gelangten. Blühende Handelsniederlassungen entstanden an dem Fluß schon lange vor dem Gummiboom. Dann kamen die beiden großen Schläge, die alles zunichte machten: Der Gummitraum ging zu Ende, und Venezuela sperrte seine Hintertür, den Rio Negro, an seiner Grenze.

Der Niedergang in tropischen Zonen entwickelt sich so schnell wie die Schmarotzerpflanzen dieses überdimensionalen Treibhauses.

Die brasilianischen Händler und die europäischen Niederlassungen schlossen die Türen und wandten sich lohnenderen Gebieten zu. So schnell und rücksichtslos, wie sie sich ins Geschäft gestürzt hatten, so schnell verließen sie das wertlos gewordene Tätigkeitsfeld. Wer blieb, das waren die Caboclos, die inzwischen an Schnaps gewöhnten Indios, und die Schmuggler — aber die letzten auch nur noch kurze Zeit.

Dann wurde es wieder, wie es schon vor hundert Jahren gewesen war. Die Gebäude verfielen. Der Wald überwucherte in wenigen Jahren die Straßen und Plätze, auf denen einst ein nicht immer würdiges Leben geherrscht hatte. Die Caboclos sammelten weiterhin Gummi und Piassave und Paránüsse, und die Indios zerstreuten sich aus den Siedlungen wieder in die Igarapés und kleinen Nebenflüsse, aus denen sie die Gier des weißen Mannes herausgerissen hatte.

Der große Fluß versank in einen Dornröschenschlaf, aus dem ihn auch die donnernden Motoren der Catalinas bis heute noch nicht erwecken konnten. — — —

Wenn wir uns nach dem bisherigen Verlauf der Reise eingebildet hatten, das Flugzeug samt seiner fünfköpfigen Besatzung flöge an diesem Tage nur für uns, so wurden wir in Barcelos schwer enttäuscht. Es stieg ein Regierungsbeamter zu, der das gleiche Flugziel hatte wie wir.

Mit Hallo wurde er von der Besatzung begrüßt, und auch wir waren bald mit ihm im Gespräch. Als er von unserer Absicht hörte, war er gar nicht erstaunt, wie das auf unseren Anflügen zum Amazonas regelmäßig der Fall ist. Er war eben ein Sohn dieser Landschaft und fand nichts Außergewöhnliches bei diesen Reisen. Er bot sofort seine Hilfe an und versprach

auch, bei der Beschaffung eines Bootes für unsere Weiterfahrt behilflich zu sein. Denn dort, wo das Flugboot uns absetzen würde, gab es in jedem Fall nur eine Straße — den Fluß.

Gewaltige Kumuluswolken hingen im Blau des Himmels, und ihre charakteristische flache Unterseite lag noch keine 100 Meter über uns. Wir flogen nun fast genau in westlicher Richtung, immer über oder an dem Fluß entlang, so daß man gut überblicken konnte, was an seinen Ufern vorging. Es war herzlich wenig. Ab und zu nur gewahrten wir eine kleine Rodung und einige Hütten oder sahen die Bugwelle eines Bootes einsam auf der weiten Wasserfläche, deren dunkle Farbe immer wieder von weißen Sandbänken oder von kleinen Inseln unterbrochen wurde. In seiner Ausdehnung entsprach der Fluß nun bereits eher dem, was sich ein Mitteleuropäer unter diesem Begriff vorstellt. Aber sein Bett war im Durchschnitt immer noch vier Kilometer breit. Dann kam Tapuruquara, das Raupenloch, wie die Übersetzung lautet. Ein Floß mit verbeulten Benzinfässern kam heran, aber der Mechaniker meinte nach kritischer Prüfung, es sei noch genug Brennstoff vorhanden — und so wurde nicht getankt.

Nachdem die Häuschen der Siedlung, von denen wir nicht wußten, wie gut wir sie noch kennenlernen sollten, hinter uns verschwunden waren, ließ mich der Kommandant nach vorne rufen. Ich schlängelte mich in den leeren Sitz des Co-Piloten. Das ist wirklich der richtige Ausdruck, denn die Konstrukteure dieser Maschine haben die Kanzel so vollgestopft, daß für ein normales Betreten keine Möglichkeit besteht.

Der Höhenmesser vor mir zeigte 2600 Fuß an, etwa 900 Meter. Wir kamen ins Gespräch. Es waren zunächst allgemeine Dinge, die sich auf die Instrumente bezogen. Der Kommandant weiß, was die Passagiere, die vorn bei ihm sitzen, in der Regel interessiert.

Unter uns war der Wasserspiegel auf einmal nicht mehr ruhig und dunkel. Die erste Stromschnelle, jene, die der Linienschiffahrt in Tapuruquara ein Ende setzt, toste in weißer Gischt über die Felsenbrocken — in einer Ausdehnung von vielleicht einem halben Kilometer. Linker Hand wurden die Konturen der Serra Curicuriari sichtbar, die sich mit ihren drei Gipfeln hoch aus dem ebenen Land heraushebt. Aber ihre Spitzen waren in einen Wolkenschleier gehüllt. Im Zeitraffertempo der Flugreise wurde die Wandlung der Landschaft unter uns deutlich. Der Urwald schrumpfte zusammen. Zuerst waren da nur Lichtungen im grünen Meer, 15 Minuten später schon große, nur von niedrigem Gebüsch bestandene Savannen, die sich großflächig zwischen den verfilzten Baumkronen breitmachten. Nur entlang des Flußlaufs zog sich weiterhin der Streifen dichtwuchernder Tropenvegetation.

Näher kamen die schroffen Abhänge der Serra, und dann rissen plötzlich die Wolkenballen auseinander, und das Massiv des Curicuriari lag in seiner breiten Massigkeit vor uns.

Ich sah wieder rechts aus dem Fenster auf den Fluß hinunter. Seine schwarzen Wasser waren so tot wie das ganze Land unter uns. Kein Boot, keine Bewegung auf dem Fluß war zu erkennen, keine Hütte, und sei sie noch so ärmlich, stand am Ufer.

Der Kommandant stieß mich an. Er hatte die Karte in der Hand und zeigte auf einen roten Strich, bei dem die schwarze Kurslinie endete. »Merces«, sagte er. »In zehn Minuten sind wir dort.« Sein Finger beschrieb auf der Karte einen Halbkreis.

»Wir sind sehr früh heute«, fuhr er fort. »Darum werde ich noch einen kleinen Bogen nach Uaupés hin fliegen, damit Sie gleich einen Begriff von den Stromschnellen bekommen, durch die Sie nachher hindurch müssen. Ihretwegen können wir unmittelbar beim Ort nämlich nicht wassern. Merces ist die nächstgelegene Möglichkeit. Es sind fünf Flugminuten bis Uaupés. Wie lange das Boot nachher für die gleiche Strecke braucht, werden Sie sehen.« Und mit breitem Grinsen fuhr er fort: »Wenn wir und damit die letzten Auswirkungen der Zivilisation schon wieder weit entfernt sind.« Dabei klopfte er mit dem Knöchel an die Aluminiumwand neben sich. »Hier draußen hört sie nämlich auf.«

Der Zeiger des Höhenmessers wanderte. 1900 Fuß — 1800 Fuß — 1700 Fuß. Auf 1600 blieb er zitternd stehen.

»Da unten die Hütten, das ist Merces!« schrie der Kommandant. »Jetzt schauen Sie sich genau den Fluß an!«

Die Maschine drehte etwas nach Norden und schraubte sich wenige Minuten später mit einer großen Kurve zurück auf Gegenkurs.

»Hm, hm!« Mehr brummte ich nicht vor mich hin und sah fasziniert auf die weißen Schaumbarrieren unten im Fluß.

»Und das ist Uaupés!«

Die Worte des Piloten rissen meinen Blick in die Richtung seines ausgestreckten Arms.

Da lagen weiße, langgestreckte Gebäude, und ein Kirchturm ragte hoch in den Himmel. Es war wie eine Fata Morgana, und sie endete nach ein paar Augenblicken, als sich die kurvende Tragfläche davorschob und nur das im Blickfeld blieb, was wir schon seit Stunden kannten: das eintönige, im Dunst der Ferne verschwimmende Graugrün der Wildnis.

Dann tauchte wieder der Fluß auf. Schaumstreifen markierten weithin die wirbelnde, sich brechende Strömung.

Ich zwängte mich aus dem Sitz und ging in die Kabine zurück. Als ich mich anschnallte, sagte meine Frau: »Hast du das Wasser gesehen?« — und es lag nicht nur Bewunderung in dieser Frage.

Der Regierungsbeamte hatte die Bemerkung gehört und meinte beruhigend:

»Jetzt ist es harmlos! Der Fluß ist noch ziemlich hoch. In längstens vier Stunden schaffen wir es mit dem Boot!«

Die Catalina, mit der wir Manáus verlassen hatten, trieb, vom Wind bewegt, an der Ankerboje. Wir standen mit unserem Gummisack in der offenen Luke und schauten zum Ufer hinüber und zu dem Einbaum, der von kräftigen, braunen Armen herangepaddelt wurde. Ein gewaltiger Felsblock lag an der Böschung, und oben, über ihm, standen zwei weißgekalkte Hütten. Das war Merces. Das war die Agencia der Fluggesellschaft. Das war die Endhaltestelle in ihrer ganzen Herrlichkeit.

Nicht ganz fünf Flugstunden trennten uns von Manáus, und doch wurde uns so langsam klar, wohin wir geraten waren.

Das Boot kam längsseits. Eine Lache Sickerwasser stand in seinem flachen, kiellosen Bauch. Eine Cuja schwamm darin. Aber anscheinend war den Ruderern die Menge zu gering, um sie auszuschöpfen. Unser Gepäck wanderte hinüber und dann wir.

Die beiden Piloten waren von vorn gekommen und auch der Funker. Von jedem verabschiedeten wir uns mit Handschlag. Ich hatte sekundenlang den Eindruck, als würden wir hier in der Wildnis ausgesetzt — mit allen Ehren zwar, aber immerhin!

Plötzlich schienen dem Steward seine Lebensmittelvorräte einzufallen, denn er erschien nach kurzem Verschwinden mit drei Lunch-Kartons wieder bei den anderen und überreichte sie uns feierlich. Treuherzig meinte er, ein Mittagessen würden wir ja wohl nicht mehr bekommen.

Wir stießen ab.

Da rief der Kommandant: »Haben Sie sich von Manáus Brot mitgebracht?«

Wir müssen wohl kein sehr geistreiches Gesicht gemacht haben, als wir verneinten, denn er setzte wieder sein ironisches Grinsen auf. »Kommt noch mal zurück!« rief er den Ruderern zu und verschwand wie kurz zuvor der Steward.

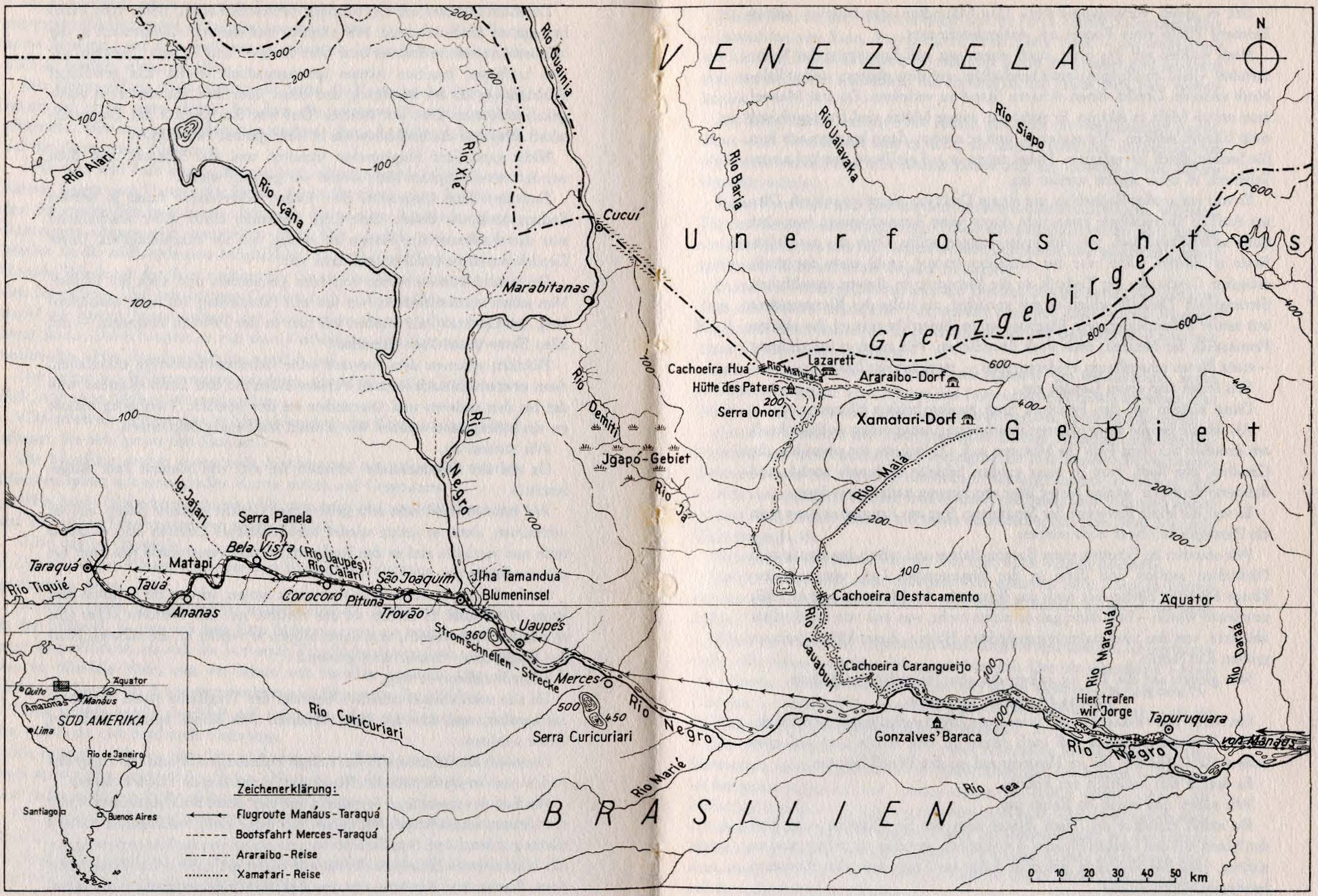
Noch ehe wir die Luke wieder erreicht hatten, schwenkte er schon drei Brote in der Luft. Er reichte sie uns herüber mit den Worten: »Hier gibt es nämlich keins mehr«, und dabei klopfte er wieder an die silberne Haut des Flugbootes — immer noch grinsend . . .

Schnell trieben wir weg.

Ich sah noch einmal zurück. Oben auf der Tragfläche stand der Bordmechaniker, und aus der Luke schauten vier Köpfe heraus, und vier Arme winkten.

Dann sah ich hinunter auf das faltige Indianergesicht und das rot-grüne Paddel, das in gleichmäßigem Rhythmus in das dunkle Wasser tauchte.

Am Fuß des gewaltigen Felsblocks, auf den unser Boot zusteuerte, stand ein kleines, schmächtiges Männchen mit einer alten, verbogenen Jockeymütze auf dem Kopf. Sein Gesicht war graubraun wie der Fels und rissig wie das Holz unseres Einbaums. Er fiel mir sofort auf unter den anderen Männern. Frauen und Kindern, die uns Ankömmlinge neugierig bestaunten.


VENEZUELA
N
Rio Guainia
Rio Aiari
Rio Içana
Rio Xié
Cucuí
Marabitanas
Rio Demiti
Rio Negro
Jgapó-Gebiet
Rio Jaú
Rio Baria
Rio Uaiavaka
Rio Siapo
Unerforschtes
Grenzgebirge
Cachoeira Huá
Rio Maturaca
Lazaret
Araraibo-Dorf
Hütte des Paters
Serra Onori
Xamatari-Dorf
Gebiet
Rio Maiá
Ig. Jajari
Serra Panela
Bela Vista (Rio Uaupés)
Rio Calari
Taraquá
Matapi
Tauá
Ananas
Rio Tiquié
Corocoró Pituna
São Joaquim
Trovão
Ilha Tamanduá
Blumeninsel
Cachoeira Destacamento
Äquator
Uaupés
Stromschnellen-Strecke
Merces
Rio Cauaburi
Cachoeira Carangueijo
Rio Maraúiá
Rio Daraá
Hier trafen wir Jorge
Tapuruquara
von Manáus
Rio Curicuriari
Serra Curicuriari
Gonzalves' Baraca
Rio Negro
Rio Marié
Rio Tea
BRASILIEN
Äquator
Quito
Manáus
Amazonas
SÜD AMERIKA
Lima
Rio de Janeiro
Santiago
Buenos Aires
Zeichenerklärung:
Flugroute Manáus-Taraquá
Bootsfahrt Merces-Taraquá
Araraibo-Reise
Xamatari-Reise
0 10 20 30 40 50 km

Um es gleich vorwegzunehmen: Das Männchen war Manoel, seines Zeichens Piloto eines Bootes mit Außenbordmotor.

Noch wußten wir das nicht, noch waren wir voll Erwartung des Kommenden — und im übrigen damit beschäftigt, auf dem glatten, steilen Felsblock unserem Gepäck einen sicheren Stand zu verleihen. Da trat Manoel zum ersten Male in Aktion. Er rückte an seiner Mütze und fragte, ob wir nach Uaupés wollten. Wir sagten ja, und er meinte, dann könnten wir ihm die Sachen gleich anvertrauen. Dabei zeigte er auf ein Boot, das links vom Felsblock in einer Spalte vertäut lag.

Es war ein großes Ruderboot mit einem Dach aus Aluminiumblech. Dieser Aufbau überwältigte zwar nicht durch seine Formschönheit, war aber doch äußerst praktisch, wie sich später zeigen sollte. Doch das zweifellos Beste an diesem Kahn war der Außenbordmotor, wohl eines der großartigsten Geschenke der Technik an die Menschen in diesem urweltlichen Stromgebiet. Deshalb schien es mir zunächst, als habe der Kommandant mit seiner Behauptung, sein Flugboot sei in dieser Umgebung das einzige Prunkstück der Neuzeit, doch stark übertrieben. Wie recht er jedoch hatte — trotz dieses scheinbaren Widerspruchs —, merkten wir bald.

Wir luden also unser Gepäck ein.

Dann stiegen wir den Felsblock hoch zu den beiden Häusern.

Als wir sie gerade einer näheren Besichtigung unterziehen wollten, heulten draußen auf dem Fluß die Motoren auf. Da brauste sie schon los, die Catalina, zog hoch, kam in einer großen Schleife nochmals zurück und donnerte dann nur wenige Meter über uns hinweg nach Osten davon.

Es war die letzte Reverenz der Besatzung. Nur am Amazonas kann man als Passagier so etwas noch erleben.

Wir standen im Schatten einer Bacaba-Palme und sahen den Punkt zum Pünktchen werden und dann in der flimmernden Luft verschwinden. Einige Minuten hörten wir noch das Brummen der Motoren, wie es leiser und leiser wurde — und dann gab es nichts mehr, was uns von der Realität ablenkte, von den zwei palmstrohgedeckten Hütten, dieser Winzigkeit am großen Rio Negro.

Wir gingen auf die Tür zu, neben der eine Holztafel verkündete:

AGENCIA DA PANAIR DO BRASIL.

Ein Mann mit weißen Haaren zwang uns liebenswürdig auf zwei Stühle.

Der Regierungsbeamte saß auch schon da und redete laut auf zwei andere Gestalten ein, die im Hintergrund an der Wand lehnten.

Es drehte sich natürlich um Politik.

Wir sahen uns etwas im Raum um.

Da stand zunächst der Tisch, hinter dem sich Sr. Oliveira — so hieß der Mann mit den weißen Haaren — niederließ, um alles zu ordnen und zu sichten, was das Flugzeug gebracht hatte und nun von den Ruderern hereingeschleppt wurde.

Hinter ihm an der Wand drängte sich in Form bunter Kalenderblätter — Ansichten von Rom, Rio, London, Paris, New York — die weite Welt auf kleinem Raum zusammen — wohl oft schon bewundert und bestaunt von den einfachen Menschen, die ab und zu mit ihrem Boot hier vorbeikamen.

Im Banne dieser weiten Welt fühlte sich auch der weißhaarige Agent, denn seine Gesellschaft war es doch, die diese Plätze alle anflog. Fiel da nicht auch ein bißchen von diesem Glanz auf ihn, obwohl er nie dahinkommen würde?

Seine Frau kam und brachte den unvermeidlichen Cafésinho, während Tür und Fenster von neugierigen Gesichtern ausgefüllt waren. Wir gingen vor das Haus, um uns die Gegend etwas anzusehen und gleichzeitig einen spähenden Blick auf unser Gepäck zu werfen.

Unten am Felsen glucksten leise die Wellen. Das gleißende Aluminiumdach des Bootes schaukelte. An seinem hinteren Ende waren Manoels Kopf und Hände zu sehen. Er beschäftigte sich mit dem Motor — also war unser Gepäck unter Aufsicht.

Langsam schlenderten wir zurück zur Agencia, um festzustellen, wann es wohl weiterginge. Vom Massiv des Curicuriari war nichts zu sehen. Der Wald, der wenige Meter hinter den Hütten begann, verdeckte die Sicht.

Aus dem Schatten des überhängenden Daches schauten unbewegliche Gesichter auf uns. Anscheinend verfolgten sie jede unserer Bewegungen. Drinnen schien Sr. Oliveira inzwischen herausgefunden zu haben, was an wen weitergeleitet werden mußte, denn die Briefe und Päckchen waren sortiert und wurden gerade auf seine Anweisung hin zum Boot Manoels hinuntergeschafft.

Da rief einer der Kerle von der Tür her: »Die Vitoria kommt!«

Sofort stürzte alles nach draußen. Wir natürlich auch. Und da hörten wir das schwerfällige tuck — tuck — tuck eines Rohölers, zu sehen war noch nichts.

Neben uns stand der Agent mit dem Regierungsbeamten. Er sagte gerade: »Ich fahre trotzdem lieber mit Manoel. Der ist schneller.« »Aber die ›Vitoria‹ ist doch bequemer und vor allem sicherer«, entgegnete Sr. Oliveira. — »Wenngleich der Fluß auch noch Hochwasser hat — so ist doch mit den Stromschnellen nicht zu spaßen . . .«

Das Tuckern kam näher. — » . . . und Gonzalves hat die Vitoria extra Ihretwegen hierhergeschickt. — Er wußte doch, daß Sie kamen. — Manoel ist bei jedem Flugzeug hier — schon wegen der Post.« »Nein, nein — ich bleibe bei Manoel.« — Und zu uns beiden gewandt: »Sie fahren doch auch mit ihm? Das ist nämlich besser. Wenn der steckenbleibt, ist die Vitoria hinter uns und kann uns abschleppen. Wenn der Vitoria aber etwas passiert, dann holt uns vor morgen früh keiner mehr. Und außerdem ist es auf ihr heiß wie in der Hölle.«

In diesem Augenblick tauchte die Lancha links an der Inselspitze auf und kam langsam herangepufft. Sie war hoch und geschlossen, und aus der Tür kräuselte sich der Rauch eines Holzkohlenfeuers.

»Das Mittagessen ist fertig!« schrie ein Kerl mit glatten, pechschwarzen Haaren herüber. »Wir können gleich weiterfahren!« Damit sprang er auf den Felsen, den wir inzwischen vollzählig bevölkerten, und begrüßte alle rundum.

Eine Frau schaute aus dem Boot herauf. Sie hatte einen Löffel voll Bohnen in der Hand. Oben auf dem Dach krächzte ein roter Arara.

Es folgte eine große Debatte zwischen dem Regierungsbeamten, Oliveira und dem Mann mit den schwarzen Haaren. Schließlich einigte man sich dahin, daß er die Pakete mitnahm und Manoel, der immer dienstbeflissen in der Nähe stand, die Leute.

Wir nahmen Abschied von dem weißhaarigen Agenten — feierlich wie nach einem Staatsbesuch. Dann sprangen wir in das Boot und stießen ab.

Manoel warf den Motor an, und mit hellem Geknatter brausten wir los.

Nun ist es an der Zeit, den Jungen etwas näher zu betrachten, der vorne auf der äußersten Spitze des Bootes hockte und die Beine herunterbaumeln ließ.

Er war uns eigentlich erst aufgefallen, als er hoch aufgerichtet den Bug aus der Felsspalte herausgeschoben hatte in den Strom. Er mochte 15 Jahre alt sein und war Manoels Gehilfe.

Das betraf aber nicht nur die Bedienung des Bootes, sondern — wie sich später herausstellen sollte — auch den Verkehr mit den Indios an den Ufern. Denn seine Muttersprache »Tucano«, ohne die am ganzen Rio Caiarí keine Verständigung möglich ist, konnte selbst Manoel nicht. Er sprach außer Portugiesisch wohl noch die »Lingua geral«, eine Art Indianer-Esperanto, das in den Guaraní-Tupí-Gebieten gebräuchlich ist, aber bei den Stämmen an der kolumbianischen und venezolanischen Grenze keine Bedeutung hat. Die Leute sprechen, wenn sie in der Missionsschule waren, wohl Portugiesisch (zumindest etwas), aber sonst nur »Tucano«.

Darum war Feliciano dabei.

Mit unbeweglichem Gesicht hockte er vorn im Bug. Er sprach nicht, höchstens wenn er gefragt wurde — und dann auch nur, wenn eine Geste als Antwort nicht ausreichte.

Seine blauschwarzen Haare schienen einzeln vom Kopf abzustehen. Sein weißes Hemd flatterte im Luftzug — es schien das einzige Bewegliche an ihm zu sein . . .

Das Boot war ganz schön breit. Jedenfalls konnten wir drei Passagiere auf einer Bank nebeneinander sitzen — was die Unterhaltung sehr erleichterte.

»Mal sehen, was uns die Panair zu essen mitgegeben hat«, sagte unser Begleiter und langte nach dem weißen Karton, der ihm am nächsten lag. Es war zwar eine fade Ausrede, um mit dem Essen anzufangen, aber keine schlechte Idee.

Wir folgten seinem Beispiel und packten ebenfalls aus. Es war die Einheitsflugmahlzeit — wenigstens im innerbrasilianischen Netz: Hühnerbein, Schnitzel, zwei Eier, Fruchtsalat, Sandwich und Pudding. Wir teilten mit Manoel und Feliciano, der allerdings nicht umhinkonnte, mit dem Pudding auch ein paar Hände voll Farinha in den Mund zu schieben.

Wir waren zum anderen Ufer hinübergewechselt und fuhren nur wenige Meter an den himmelhohen Bäumen vorbei.

40 Kilometer sind bis Uaupés zu fahren — hatte Manoel gesagt, und der kleine, springlebendige Brasilianer neben uns auf seiner Inspektionsreise meinte, in vier Stunden würden wir es schaffen. Ich hatte bisher auch noch keinen Zweifel. Ruhig und glatt lag die weite Wasserfläche, und das Boot entwickelte eine ganz anständige Geschwindigkeit.

»Wo sind denn die Schaumstreifen, die wir vom Flugzeug aus gesehen haben?«

Ich bot die Verdauungszigarette an, und der Brasilianer antwortete: »Warten Sie nur!« — Er sah auf die Uhr. — »Je nachdem, ob Manoel den rechten oder den linken Arm nimmt, dauert es noch 15 oder 30 Minuten. — Aber machen Sie sich keine Sorgen. Wir haben einen ausgezeichneten Piloto.« — Er deutete nach hinten. »Er ist schon über 20 Jahre im Dienst der Mission und kennt den Fluß wie kaum ein anderer der zivilisierten Anwohner. — Wenn Sie ihn für Ihre Weiterfahrt bekommen könnten — das wäre ideal!«

Links lag jetzt das gewaltige Massiv des Curicuriari hoch und drohend über dem Wald. Seine kahlen, schroff abfallenden Felskuppen aus rötlichem Gestein boten einen imposanten Anblick. Man erzählt sich wundersame Geschichten von diesem Gebirge. Auf dem mittleren, höchsten Gipfel befände sich seit altersher ein See und auf ihm ein steinernes Boot. Auch seien dort die Ruinen eines großen Tores, und eingegraben in die Felsen sähe man die Bilder der verschiedensten Tiere des Waldes . . .

Ich kletterte über die Benzinkanister und unser Gepäck nach hinten zu Manoel und bot ihm eine Zigarette an.

»Was ist daran wahr?«

Seine Augen wanderten von dem Gebirge zu mir. Er zuckte mit den Schultern.

»Ich glaube nicht daran, Dotor. Es sind Märchen! Ich bin 59 Jahre alt und immer hier in der Gegend gewesen. Ich habe nie gehört, daß jemand da hinaufgestiegen ist. Woher wollen die Leute es also wissen?«

Auch mit dem Inspektor sprach ich darüber. Seine Ansicht war im Grunde die gleiche: »Die Lust, Märchen zu erfinden, ist bei den einfachen

Menschen hier sehr groß. Es ist ihr Unterhaltungsstoff, dasselbe, was für uns die Sensationsberichte in den Zeitungen sind.«

Er lächelte. »Sie haben keine weltweite Journalistik zur Verfügung, die ihnen das Leben aufregender macht. — Also erfinden sie sich selbst etwas . . .«

»Ja, das ist richtig, aber . . .«

Er unterbrach mich, und sein Gesicht war plötzlich wieder ernst. » . . . es könnte doch ein wahrer Kern darin sein. — Das wollten Sie doch sagen. Versunkene Städte — versunkene Kulturen — Felszeichnungen — geheimnisvolle Inschriften . . . — Nein, in diesem Fall nicht. Das Massiv ist schon überflogen und photographiert worden. Da gibt es keinen See, und da sind auch keine Ruinen. In unseren riesigen Urwäldern mag noch allerlei verborgen sein, aber da oben ist blanker Fels — kein Geheimnis.«

Das Ufer, an dem wir entlangfuhren, entpuppte sich als Rand einer Insel, als plötzlich ein gewaltiger Flußarm auftauchte, in den wir einbogen. Auf einmal war auch die spiegelglatte Wasserfläche verschwunden, und an ihrer Stelle tanzten kleine spitze Wellen. Unser Boot hielt auf die nächste Insel zu, die in etwa einem Kilometer Entfernung den Fluß erneut teilte. Plötzlich waren die spitzen Wellen neben uns und klatschten gegen die Bordwand.

Manoel gab Vollgas. Trotzdem konnte er nicht verhindern, daß wir einige Male ganz gehörig schaukelten.

Dann kam die Felsstufe. Glatt wie Öl schoß das Wasser herunter und strudelte in Wirbeln. Wir sahen den coca-cola-braunen Schaum aus nächster Nähe, und ich hielt den Kunststoffbeutel mit den Kameras krampfhaft zu, als Wasser von beiden Seiten ins Boot spritzte.

Gleich rechts von mir ragte eine blankgewetzte Steinkuppe knapp einen halben Meter aus dem Gequirl. Ich hätte sie mit der Hand erreichen können, wenn ich mich hinausgelehnt hätte. Wie gebannt schaute ich darauf, und es vergingen Minuten, bis ich es ganz begriff: Wir blieben aller Motorenkraft zum Trotz auf der gleichen Stelle! Das Boot stampfte und wurde geschüttelt, aber es kam nicht weiter.

Wieder platschten einige hundert Liter Wasser herein. — Gut, daß wir alles in einem Gummisack verpackt hatten.

Manoel rief etwas, aber es war in dem Getöse nicht zu verstehen. Da — ein Schlag, und Sekunden später lag der glatte Steinklotz wieder weit vor uns.

Der Brasilianer murmelte etwas vor sich hin, wovon ich nur verstand: »Es geht nicht.«

Manoel hatte den Motor herumgeschwenkt, um es noch mal zu versuchen — diesmal mehr von der Mitte aus.

Die Strömung schneidend, rauschten wir wieder auf den Coca-Cola-

Schaum zu. Die spitzen Wellen waren schon durchfahren, und das Wasser vor uns schien sich wie eine Mulde durchzubiegen.

»Festhalten!« schrie der Brasilianer.

Das Boot schleuderte herum, zitterte, nahm Wasser über und schoß dann mit einem Ruck nach vorn.

Das Ganze hatte vielleicht nur Sekunden gedauert oder auch länger — ich weiß es nicht, ich habe nicht auf die Uhr gesehen, ich sah nur auf den Fluß, der jetzt wieder ruhig und glatt dahinzog. Als ich mich zu Manoel umwandte, blickte ich in ein strahlendes Gesicht.

»Das war die erste«, rief er.

»Und wie viele sind es noch bis Uaupés?«

»Neunzehn«, sagte er. »Aber nicht alle sind so stark!«

»Zigarette?« Der Inspektor hielt uns seine Packung hin, und wir lehnten nicht ab.

Dann mußten wir zusammenrücken, um Feliciano mit der Cuja das Wasser ausschöpfen zu lassen, das munter unsere Füße umspülte.

Und dabei war die nächste Stromschnelle schon in Sicht.

Kurz vor 3 Uhr bogen wir wieder um eine Waldspitze, und da lagen über einem breiten Uferstreifen einige Häuser und der gewaltige Kirchturm vor uns: Uaupés.

Wir setzten uns in Positur, der Inspektor zog an seiner Krawatte — bis zu unserem Wiedereintauchen in die Zivilisation war es die einzige, die wir sahen —, und Minuten später sprang Feliciano auf den weißen Sand, das Piassavetau in den Händen, mit dem er das Boot hielt.

Wir erhoben uns steifgesessen — die Bank war sehr niedrig — und stiegen an Land.

Unverschämt heiß brannte die Sonne, nachdem ihre Glut von keinem kühlenden Fahrtwind mehr gemildert wurde.

Wir stapften auf die Gestalten zu, die oben im Schatten eines palmengedeckten Schuppens standen, offensichtlich in Erwartung unserer Ankunft. Und dann sahen wir auch den Dreitonner-Lastwagen. Seine Existenz war ein ungeheurer Luxus, wenn man bedachte, daß ihm nur etwa zwei Kilometer Straße zur Verfügung standen und daß die Transporte, die hier für die letzten Ansiedlungen an der venezolanischen und kolumbianischen Grenze umgeladen werden müssen, nur einmal im Monat kommen.

Er gehört — genau wie die Lancha »Vitoria« — der Firma Gonzalves und demonstriert ohne Zweifel den fortschrittlichen Geist der »Hauptstadt«. Er wurde wohl im Hinblick auf ein Projekt angeschafft, das vorsieht, mittels einer Straße das ganze Stromschnellengebiet zu umgehen. Bis über die letzten Hütten von Uaupés ist sie jedoch noch nicht hinausgelangt, und somit hatte die Firma Gonzalves anscheinend doch etwas vorbeikalkuliert. — Ansonsten ist sie für Uaupés schlechthin die herrschende Dynastie.

Dom José, der regierende Mann des Hauses, ist Präfekt — was unserem Landrat entspricht — dieser riesigen Urwaldregion. Seine Lanchas fahren in die entlegensten Grenzgebiete. Er entscheidet über Gut und Böse und sein Kaufladen hat für alle weit und breit eine größere Bedeutung als seinerzeit Oskar Tietz in deutschen Städten . . .

Der Besitzer stand breit und wuchtig neben seinem Lastwagen und war äußerst nett zu uns, nachdem er das Empfehlungsschreiben der Geschäftsfreunde in Manáus gelesen hatte. Wir bestiegen alle die Ladefläche, und in brausender Fahrt ging es in den Ort hinein.

Vor seinem »Geschäftshaus« hielten wir. Es war ein Ziegelbau und in seiner ganzen Vorderfront offen. Eine abgewetzte, fleckige Theke zog sich einer Barriere gleich durch den Raum und trennte die profane Menge von den dahinter in hohen Regalen gestapelten Waren.

Dom José reichte uns einen Begrüßungsschnaps und wies uns dann Quartier an. Man merkte, daß er sich seiner Machtstellung bewußt war. Mit ein paar knappen Worten scheuchte er eine der an der Wand hockenden Gestalten hoch. Der Mann schnappte sich unseren Gummisack und wetzte hinaus — wir hinterher — und sahen ihn noch gerade in der offenen Tür des Nachbarhauses verschwinden.

Unsere Eile wäre nicht nötig gewesen, denn kurz darauf kam Senhor Gonzalves hereingepoltert. — Leider sei er nicht in der Lage, uns viel Luxus zu bieten, aber wir könnten bleiben, so lange wir wollten — und in einer halben Stunde bäte er uns, einen Cafésinho in seiner »Residencia« einzunehmen. Über die Verpflegung würden wir dann noch reden.

Mit der Versicherung, immer zu unseren Diensten zu stehen, empfahl er sich und ließ uns in dem »Gästehaus« allein.

Ja, die Verpflegung war ein neues Problem.

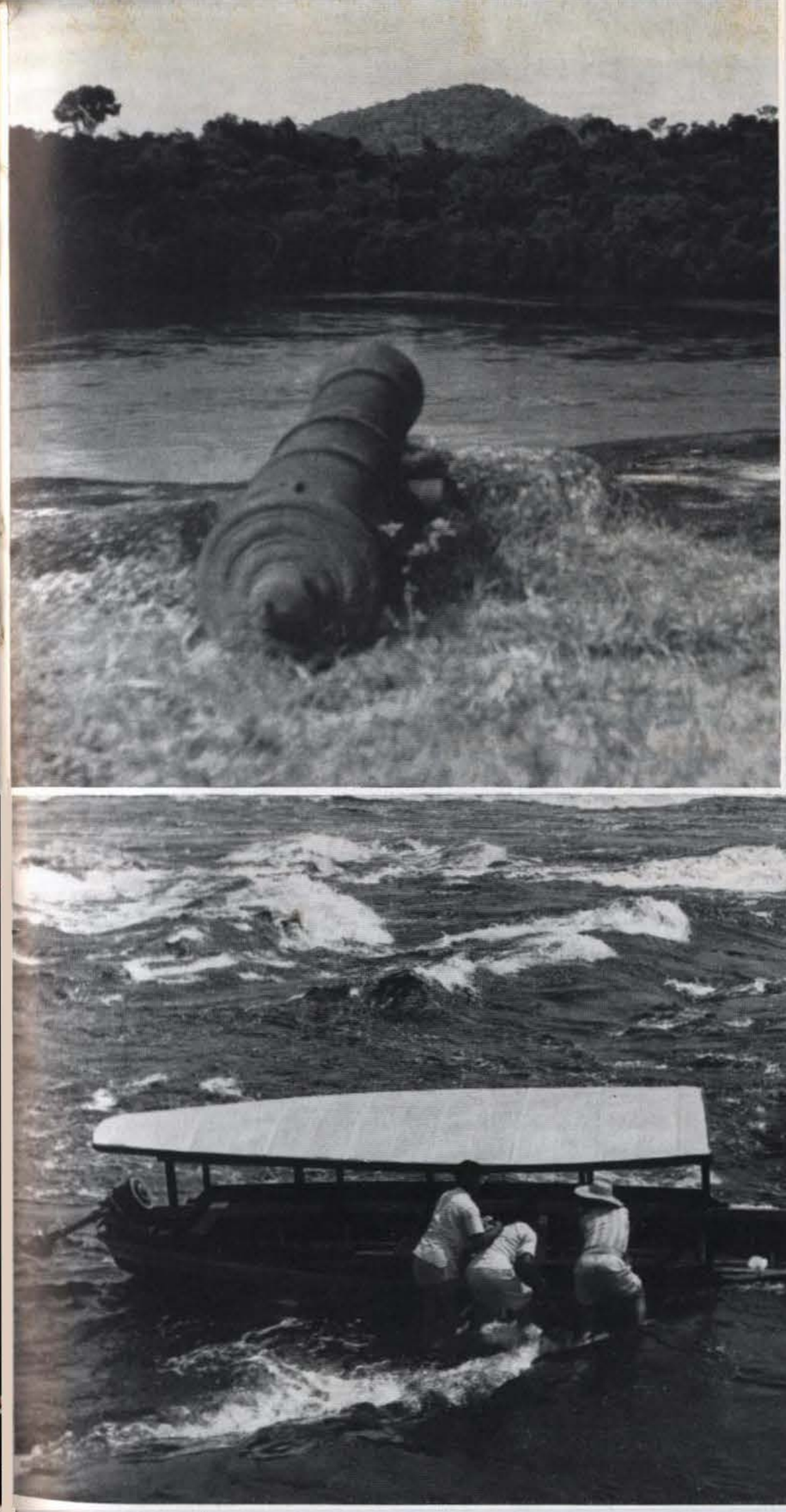
Hier in Uaupés gab es ja noch nicht einmal eine Stehkneipe, in der man einen Cafésinho bekommen konnte, und da wir nicht in offizieller Eigenschaft hierhergekommen waren wie der Inspektor, wollten wir dem hohen Präfekten auch nicht lästig werden.

»Paciencia«, sagte ich zu meiner Frau. »Wollen wir erst unser Etablissement mal näher beschauen!«

Aber da gab es nicht viel zu schauen: Drei Räume, in denen außer einem wackeligen Tisch und einigen Kisten, die als Stühle dienten, nur Haken für die Hängematten an den Wänden angebracht waren. Die Türen hatten keine Schlösser, die Fensterläden jedoch wenigstens hölzerne Riegel.

Eine fast meterhohe Stufe führte in den Garten. Bananenstauden wuchsen wild darin — und im übrigen schien er als Friedhof für Schnapsflaschen zu dienen, die zu Hunderten dort neben einigen rostigen Fleisch- und Sardinenbüchsen lagen.

Als wir in all diese Überbleibsel hineinsprangen, raschelte es im ganzen Gelände, so daß wir zunächst erschreckt stehenblieben.



TAFEL 3
In der Fortaleza gab es viele Mucuims, aber nur noch wenige Kanonen.

Manoel bringt das Boot an unsere Privatpraia.

TAFEL 4 So erblickt Herr Jovino die Blumeninsel, wenn er aus seiner Haustür schaut. — Die Macú=Familie wollte uns um alles in der Welt kein Curare verkaufen. Dazwischen Manoel mit der ver=beulten Jockeymütze.

»Schlangen!« — war unser erster Gedanke.

Aber es handelte sich nur um zahlreiche Eidechsen aller Größen, die wir aus ihrem beschaulichen, von Besuchern selten gestörten Dasein auf=gescheucht hatten.

Am Ende des Gartens stand ein kleines Häuschen. Infolge seines Alters waren die Bambuswände schon so stark gelichtet, daß man die ehemals gekalkte Tür gar nicht erst zu öffnen brauchte, um den Bestimmungs=zweck zu erkennen. — Sie wissen schon, wovon ich spreche, auch wenn die Brettertür keinen herzförmigen Ausschnitt hatte . . .

»Das sollen wir benützen?« — Meine Frau betrachtete die so notwen=dige Einrichtung mit kritischem Blick.

»Natürlich«, sagte ich. »Immer noch besser als die Eidechsenwildnis ringsum.«

Neben dem Häuschen hatte der Gartenzaun ein Loch. An einer ver=rosteten Angel hing das letzte Brett der ehemaligen Tür. Wir stiegen hin=über.

Sanft fiel das hohe Ufer zum Fluß ab. Unten stand ein Schuppen — ein Dach auf Pfählen —, in dem einige Hängematten schaukelten. Sonst gab es da nur leuchtendweißen Sand.

Dieser Anblick wirkte so suggestiv, daß wir beide in einem Atemzug sagten: »Nachher gehen wir hier baden.«

Der Sand war so fein, daß er unter unseren Schritten knirschte wie Pulverschnee. Mit einem Schlag waren der Eidechsengarten und das selt=same Häuschen vergessen. Wir sahen nur noch dieses herrliche Fleckchen Strand und das Coca=Cola=Wasser, wie es in leichtem Wellenschlag her=anleckte . . .

Oben rief jemand, und wir gingen ins Haus zurück.

Im Nebenzimmer hörten wir die Stimme des Inspektors. Also wohnten wir nicht allein im Palast. Auch ganz gut, denn man weiß ja nie, was so alles kommen kann.

Dom José erschien und holte uns alle drei zum Cafésinho ab.

Wir stiegen wieder auf den Lastwagen und lernten dann den Rest der »Hauptstadt« kennen.

Uaupés gruppiert sich um einen riesengroßen, quadratischen freien Platz. Er ist mit Gras bewachsen, um das sich die Gonzalves=Kühe küm=mern. Strahlenförmig wird er von braunen, ausgetretenen Fußpfaden durchschnitten, die sich alle im Zentrum bei einer Quelle treffen — der städtischen Wasserversorgung.

Die anderen Endpunkte der Pfade liegen jeweils gegenüber den etwa 30 Häusern, die den Platz auf drei Seiten umstehen. Auf der vierten Seite liegt — flankiert von einigen Korkenzieher=Bäumen mit der Antenne — die Telegraphenstation, eine elende Bretterbude, deren Fensterläden während unserer Anwesenheit immer verrammelt waren. Kein einziges

Mal wurde sie in Gesprächen erwähnt, was als Maßstab für ihre Bedeutung angesehen werden darf. Ich weiß also nicht, ob sie überhaupt noch in Betrieb war oder ob es daran lag, daß die Bevölkerung nichts von Telegrammen hielt.

Zum Cafésinho fuhren wir um den Platz herum bis zu seinem höchsten Punkt. Dort steht die Residencia der Familie Gonzalves, die uns in ihrer Gesamtheit vorgestellt wurde.

Wir saßen auf der Terrasse und hatten einen herrlichen Blick auf den Ort und den Fluß, dessen gewaltigste Stromschnelle unmittelbar hinter den Häusern schäumt und donnert.

Schlanke Babaçu- und Assaipalmen standen zwischen den Häuschen und bemühten sich, den Zustand des Verfalls, in dem sich nicht wenige befanden, wohltuend auszugleichen.

Zwangsläufig kam das Gespräch auf unsere Absichten.

»Ich habe zur Zeit überhaupt keinen Transport«, sagte Dom José und schüttelte sein massiges Haupt. »Die Waren sind noch nicht da. Sie wissen doch, daß die Hafenarbeiter in Manáus gestreikt haben. Das hat alles über den Haufen geworfen. — Ich rechne, daß meine Lancha frühestens in 14 Tagen hier sein wird. Dann geht es natürlich weiter zur kolumbianischen Grenze und nach Cucuí an der Grenze Venezuelas. Sie können selbstverständlich mitfahren, solange und wohin Sie wollen . . .«

Wir müssen wohl bei diesen Nachrichten nicht sehr erfreut geschaut haben, denn er fuhr fort: »Das ist hier nicht so einfach, wissen Sie! Man muß Zeit haben, wenn man reisen will. Eine Canoa mit Ruderern kann ich ja besorgen, aber das hat nur Sinn, wenn man stromabwärts fährt. Stromauf — bis zur kolumbianischen Grenze beispielsweise — brauchen die Leute über einen Monat . . . Und ein Motorboot zum Verleihen hat hier niemand. Hier gibt es nur meine Lanchas und das Boot der Mission, mit dem Sie heute gekommen sind. — Kennen Sie den Padre Diretor? Wenn der es Ihnen mit Manoel als Piloto leihen würde . . . Aber da müssen Sie ihn selber fragen.«

Jenseits der Telegraphenstation schimmerten weiße Gebäude durch das Grün von Palmen und mächtigen Mangabäumen. Wenn es etwas gibt, das den Begriff »Hauptstadt« in Verbindung mit Uaupés etwas sinnvoller gestalten kann, dann sind es jene Gebäude.

»MISSÃO SALESIANA DO ALTO RIO NEGRO.« So steht es über dem Portal, an dem wir läuteten. Ein Junge öffnete und geleitete uns zu einem weiten Hof, auf den alle Türen der weißen Gebäude führten.

»Dort drüben ist der Padre Diretor!« Er wies auf einen Mann in verblichener Soutane, der mit Stecheisen und Schlägel einen Balken bearbeitete.

Ich kramte den Brief aus der Tasche, den uns das Stammhaus in Manáus mitgegeben hatte, und langsam gingen wir zu ihm hin über die helle, sonnenbeschienene Fläche.

Von irgendwoher ertönten die Schläge eines Schmieds und ein paar Kinderstimmen. Sonst war da nur das Klopfen des Mannes vor uns im Schatten des riesigen Mangabaumes.

Er begrüßte uns freundlich und fragte, nachdem er den Brief überflogen hatte, ob Unterkunft und Verpflegung geregelt seien. Wir bestätigten es, denn kurz vor dem Aufbruch hatte Dom José uns zum Abendessen eingeladen.

»Aber ab morgen essen Sie bei uns«, sagte der Pater, und auf den Jungen deutend, der uns begleitet hatte: »Er bringt sie jetzt zur Schwester Oberin. Die wird für alles sorgen.« — und mit einem Lächeln: »Mich entschuldigen Sie jetzt bitte, aber heute abend nach 9 Uhr, wenn die Kinder alle in den Hängematten liegen, dann habe ich Zeit, und wir können das Weitere in Ruhe besprechen.«

Es war Nacht. Unsere erste Nacht in Uaupés. Wir lagen in den Hängematten und rauchten noch eine Zigarette.

Ihr Aufglimmen bei jedem Zug war das einzige Licht im Raum. Für Sekunden erschien ein Gesicht — und verschwand wieder in der Finsternis.

Die Hängematten schaukelten, und die Stricke rieben knirschend in den Haken an der Wand. Von draußen dröhnte das Brausen des Flusses und verschluckte die anderen Geräusche der Nacht.

Unsere Stimmung war stark gedämpft. Sei es nun, weil wir uns halb hungrig hingelegt hatten oder weil wir uns noch im Ungewissen befanden über die Weiterreise, oder einfach deshalb, weil wir den Sprung aus der Zivilisation nach hier noch nicht verdaut hatten, da die Änderung der Umwelt zu plötzlich gekommen war — jedenfalls für unsere Anpassungsfähigkeit.

Der Junge war mit uns zur Schwester Oberin gegangen, und wir hatten uns vorgestellt. Dann hatte unserem Rio-Negro-Bad nichts mehr im Wege gestanden — und damit hatte es eigentlich angefangen. Wir konnten uns nicht mehr vom Wasser trennen. Erst die plötzlich hereinbrechende Dämmerung ließ uns wieder an die Realitäten des Lebens denken, und gleichzeitig begann unser Magen zu knurren, der seit den Hühnerbeinen aus dem Lunchkarton der Fluggesellschaft nichts Herzhaftes mehr bekommen hatte.

In unserem Gästehaus angekommen, war es schon so dunkel gewesen, daß wir durch die Ritzen in der Wand einen Lichtschein vom Nebenzimmer wahrnehmen konnten.

Ich klopfte, aber der Inspektor war nicht mehr da.

Ich nahm die Petroleumlampe mit, und in ihrem Schein wurde uns so langsam klar, daß wir den Anschluß verpaßt hatten. Da standen wir in

der Haustür und sahen schräg über dem Platz die festlich erleuchtete Veranda, auf der man nun wohl beim Abendessen saß, und wir überlegten, ob es bei den hiesigen Bräuchen schicklich sei, verspätet zu erscheinen, oder nicht.

Denn schließlich waren wir ja eingeladen.

Aber der Gastgeber wiederum war nicht Herr Jedermann, sondern der ungekrönte König eines Gebiets von der Größe Bayerns. Als wir bei dieser Erkenntnis angekommen waren, siegte in uns der »Mitteleuropäer«.

Wir gingen zurück in den Schein der Petroleumlampe, um in unserem Gepäck nach einem Ersatz zu suchen, mit dem sich die entschwundenen Genüsse — zumindest kalorienmäßig — ausgleichen ließen.

Wir fanden ihn in Form des Brotes, das uns der erfahrene Flugkapitän so nebenbei geschenkt hatte, und einer Fleischbüchse aus unserer eisernen Reserve.

Es fehlte nur das Getränk.

Ich nahm also die Taschenlampe und ging auf die Suche nach einer guten Seele, die uns heißes Wasser machen sollte für unseren Nescafé. Es war schwieriger, als ich geglaubt hatte, denn alle Nachbarhäuser lagen in schwärzester Finsternis. Gut 300 Meter entfernt, fand ich endlich einen Lichtschimmer. Eine alte Frau öffnete und zuckte auf mein Anliegen hin nur mit den Schultern. Dann schob sie mir einen Stuhl heran, murmelte etwas, und weg war sie.

Ich zündete mir eine Zigarette an und sah mich etwas im Zimmer um. Da stand ein Webstuhl an der Wand, und gegenüber hing ein Kalender. Irgendwo im Innern des Hauses schnarchte jemand.

Die Zigarette war fast zu Ende, als die Alte endlich in Begleitung von zwei Männern zurückkam.

Ich brachte erneut mein Sprüchlein vor und bot Zigaretten an, worauf sich ihre Gesichter merklich aufhellten. Sie sprachen auf die Alte ein und erklärten dann, daß sie, wie viele der Erwachsenen, kein Portugiesisch verstehe. Anschließend fragten sie mich nach allen Regeln der Inquisition aus. Aber zum Schluß konnte ich doch mit einem heißen Aluminiumkessel in der Hand den Rückweg antreten.

So verlief unser Abendessen etwas tückisch!

Um 9 Uhr gingen wir zur Mission und trafen die Patres — vier an der Zahl — in ihrem Speisesaal.

Sie boten uns eisgekühltes Wasser an und meinten, es sei der einzige Luxus, den sie sich leisten könnten.

Daß das wirklich ein Luxus war, sollte uns in den kommenden Wochen noch zum Bewußtsein kommen, als der Begriff »kalt« zum Thema Eins wurde und wir schließlich von einem kalten Glas Bier träumten, an dessen beschlagener Außenseite die Tropfen des Schwitzwassers hinunterperlten.

Wir sprachen von Rio und dann von Europa — die vier Patres waren Italiener —, von dem, was in der großen Welt vorging und was bis in ihren abgelegenen Winkel nicht gelangte.

Dann kamen wir auf unsere Absichten zu sprechen, und ich erzählte, was Dom José gesagt hatte.

»Ja«, meinte der Padre Diretor, »der Streik hat auch unseren Fahrplan durcheinandergebracht, denn auch wir laden hier unsere Waren für die Missionen am Tiquié und am Rio Caiarí um. Das Boot von dort muß morgen oder übermorgen kommen. Aber wegfahren kann es natürlich nicht, wenn die Ladung nicht hier ist.«

Von Manoel und seinem Boot sagte er nichts, und ich wollte nicht danach fragen — noch nicht.

Um 10 Uhr verabschiedeten wir uns und stolperten im Schein der Taschenlampe zurück in unsere Behausung, in die Hängematten, in denen wir nun lagen und deren Stricke rhythmisch in den Haken ächzten.

Aus einer Zigarette waren drei geworden, und es war bald Mitternacht. Noch einmal leuchtete ich die Decke ab — besonders nach jenen blutsaugenden Fledermäusen, die man Vampire nennt und die am Rio Negro ihre Urheimat zu haben scheinen. Sie sind so zahlreich, daß man kein Haustier nachts im Freien lassen kann.

Dann versuchten wir zu schlafen.

Aber es wurde eine unruhige Nacht. Mehrmals weckten uns die Mäuse, die unser Gepäck ungeniert durchschnüffelten, und es trat erst Ruhe ein, als alle unsere Utensilien frei von der Decke herabbaumelten.

Alles in allem waren wir herzlich froh, als die Sonne wieder schien und mit dem neuen Tag die Welt wieder besser aussah.

Im Nordwesten, knapp hinter den letzten Häusern des Orts, erhebt sich ein breiter Felskegel hart am Flußufer. Er sieht aus wie der riesige Buckel einer Schildkröte.

»Fortaleza« nennen ihn die Leute, und dieser Name ist nicht unbegründet. Denn er diente vor 200 Jahren wirklich einmal als Festung und war von strategischer Warte aus hervorragend gewählt.

Damals brauchten die ihr Kolonialgebiet ausdehnenden Portugiesen ein Bollwerk gegen die gleichfalls eroberungslüsternen Spanier, die, von Venezuela und Kolumbien herkommend, den Rio Negro als Vormarschstraße zum Amazonas ansahen.

Der Felsen scheint in den Fluß hineingeworfen, denn an seiner Flanke verengt sich das etwa zwei Kilometer breite Bett auf wenige hundert Meter.

Spärlicher Graswuchs bedeckt den grauschwarzen Stein, dem man stellenweise die nachträgliche Bearbeitung noch ansieht.

Der ehemalige Festungswall besteht praktisch nicht mehr, wohl liegen

noch zehn plumpe eiserne Kanonenrohre herum, die trotz des feuchtheißen Tropenklimas noch gut erhalten sind. Nur die Wappen und Zahlen hat der Rost so stark zerfressen, daß man sie nicht mehr entziffern kann. Die hölzernen Lafetten jedoch sind längst zu Staub zerfallen. Herrlich ist die Sicht, die man von hier oben hat über die endlosen Urwälder des jenseitigen Ufers und über die weiß schäumende Stromschnelle hin bis zur Serra Curicuriari, die ihre drei Spitzen unnahbar in den weißen, ziehenden Wolkenballen verbarg. Und dort auf der anderen Seite über den zahlreichen Inseln und Inselchen im Fluß lag im grauen Dunst der Ferne unser Ziel . . .

Auf dem Rückweg von der Fortaleza gingen wir auf einen Sprung in Dom Josés Warenhaus, um unseren Durst zu löschen — denn es erfüllte ja auch als »Restaurant« seinen Zweck.

Verwegene Gestalten lungerten an der Theke, hockten an der Wand und draußen im Schatten des Vordachs auf dem hohen Zementsockel. Die laute Unterhaltung verstummte bei unserem Eintritt für einen Augenblick, ging aber sofort weiter, als der Besitzer uns freundlich begrüßte.

Er stellte uns eine Flasche warmes Mineralwasser hin und erkundigte sich, warum wir nicht zum Abendessen gekommen seien, man habe noch auf uns gewartet . . .

»Also hat unser mitteleuropäischer Verstand uns doch schlecht beraten«, sagte ich zu meiner Frau. »Wir hätten besser speisen können.«

Verächtlich schauten die Gestalten über ihre Schnapsgläser hinweg auf unsere Sprudelflasche.

Sollten sie! Außer Schnaps und unserem Getränk gab es nur noch Bier. Aber warmes Mineralwasser war immer noch besser als warmes Bier. — Besonders bei den hiesigen Preisen!

»Was hat der Pater gesagt?«

Dom José stand wieder bei uns. Alle paar Sekunden streifte ein rascher Blick seine erlauchte Gästeschar.

»Das gleiche wie Sie«, antwortete ich. »Sein Boot könne auch erst fahren, wenn die Ladung von Manáus eingetroffen sei. Im übrigen wäre es noch gar nicht von Taraquá zurück.«

»Doch! Es ist heute morgen gekommen.« Er zuckte mit den Schultern: »Aber das nützt Ihnen ja auch nichts. Noch eine Flasche?«

Ich nickte, obwohl es nicht erhebend schmeckte.

»Waren Sie auf der Fortaleza?«

Er sah an uns herunter bis auf die Schaftstiefel. — »Tadellose Stiefel! Sind auch nötig hier wegen der Mucuim. Die sind direkt eine Landplage!«

Wie recht er hatte, merkten wir nach dem Mittagessen — und daß unsere Stiefel uns doch nicht dagegen geschützt hatten, war das Traurige daran. . . .

Der Rio Negro hat von den vier hauptsächlichen Urwaldübeln zwei fast

gar nicht: Moskitos und Piumfliegen. Sie treten nur sporadisch auf — und auch das nur während der Regenzeit.

Aber Sandflöhe und Mucuims — und als Sonderzugabe die schon erwähnten Vampire — gibt es dafür in erschreckender Menge.

Sandfloh und Mucuim sind kaum stecknadelkopfgroß, und wer sie nicht kennt, sieht die winzigen Pünktchen auf der Haut nicht. Den Sandfloh merkt man erst nach Tagen, den Mucuim jedoch schon innerhalb weniger Stunden.

Er ist eine winzige, rote Zecke, die sich in der Haut festbeißt und Blut saugt. Versucht man, sie mit der Pinzette zu entfernen, reißt der Körper meist ab, der Kopf aber bleibt stecken und ist dann nicht selten Ursache eiternder Entzündungen.

»Mit Tabaksaft einreiben!« sagen die Eingeborenen. »Dann fallen sie ab!«

Alkohol tut es aber auch und hat den Vorteil, entschieden hygienischer zu sein und nicht so zu stinken. Doch davon später!

Wir verabschiedeten uns von Dom José, um noch ein Bad im Fluß zu nehmen. Dann fanden wir uns pünktlich, als die Glocke der Mission läutete, zum Mittagessen bei der Schwester Oberin ein.

Es war phantastisch, wie wir hier in der Abgeschiedenheit bewirtet wurden: gebackener Fisch, Paka-Fleisch mit Erbsen und Kartoffeln! Man muß diese Mahlzeit um so höher werten, als wir doch für die Mission wildfremde Menschen waren.

Wir saßen gerade beim dampfenden Kaffee, als Pater Luiz, der Direktor, hereinkam und ohne große Umschweife sagte, er könne uns sein Boot zur Verfügung stellen.

Die Lancha von Taraquá sei eingetroffen, und da sie in den nächsten Wochen ja sowieso nicht zurückfahren könne, habe er also für den Notfall eine Fahrgelegenheit zur Hand — wodurch Manoel entbehrlich würde.

Allerdings in den Rio Demiti oder Cauaburi könnten wir mit ihm wohl nicht fahren. Er habe ihm unsere Absichten angedeutet und dabei festgestellt, daß er die gleiche Angst vor den Indios habe wie die anderen Caboclos der Gegend. Das Erscheinen Dona Helenas und ihrer Familie, die er ja aus nächster Nähe gesehen und mit der er auch gesprochen habe, hätte die Angelegenheit nur noch verschlimmert. Das habe Manoel zwar nicht gesagt, sondern nur etwas vor sich hingemurmelt von Flüssen, die er nicht kenne, und daß es sehr riskant sei . . . Wir sollten selbst mit ihm sprechen. Er werde ihn im Laufe des folgenden Tages zu uns schicken. Und wenn er uns einen persönlichen Rat bezüglich unserer Absichten geben dürfe, so empfehle er uns eine andere Route. Wir sollten den Rio Caiarí hinauffahren und vielleicht den Rio Tiquié. Das seien sehr interessante Flüsse, noch ziemlich dicht mit Tucano- und Dessano-Indios besiedelt. Die sollten wir uns zunächst ansehen.

Und dann erwähnte er den Mann, der uns letztlich die Durchführung unserer Absichten ermöglichte: Pater Antonio. Der habe seit drei Jahren Kontakt mit einigen Indiostämmen hoch oben in den Quellgebieten des Marauiá und Cauaburi. Er werde demnächst in Tapuruquara, seinem derzeitigen Standquartier, eintreffen, und an ihn sollten wir uns auf der Rückfahrt wenden.

»Das ist besser«, fuhr er fort, »weil die Indios ihn schon kennen und er sich mit ihnen verständigen kann. Ihre Reise verläuft dann bestimmt erfolgreicher als ohne seine Erfahrungen.«

Wir tranken noch einige Cafésinhos zusammen und kamen schließlich zu der Überzeugung, daß der Rat des Paters richtig war. Wenn Manoel wirklich nicht in den Cauaburi wollte — ganz gleich aus welchen Gründen — dann würde er auch Mittel finden, es durchzusetzen.

Damit war niemandem gedient!

Außerdem war Pater Antonio sicherlich in jeder Beziehung der bessere Führer.

Heute, nachdem alles hinter uns liegt, wissen wir, warum der Padre Diretor uns von der Reise ohne erfahrene Begleitung abriet. Er kannte den Urwald besser als wir.

Mit Manoel alleine wären wir nie zum Ziel gekommen — und vielleicht auch nicht mehr zurück . . .

»Mich juckt es so komisch!« sagte meine Frau, als wir in der Hängematte schaukelten, derweil draußen eine höllische Sonne herabbrannte.

»Werden wohl Flöhe sein«, sagte ich. »Der Palast sieht nicht so aus, als ob hier Flöhe unmöglich wären.«

Ich war gerade in sanftem Hinüberschlafen, als von nebenan wieder ihre Stimme ertönte: »Das sind keine Flöhe. Das sind rote Pünktchen!«

»Aus, mein lieber Mittagsschlaf!« dachte ich und schwang mich raus aus dem schwebenden Bett, um mir die Pünktchen anzusehen. Aber im nächsten Moment war ich hellwach.

In der Gürtellinie, auf dem Oberkörper, auf dem Rücken — alles voll rosaroter Tüpfchen.

»Steh auf!« sagte ich. »Wir gehen hinüber zur Mission, zu der Schwester ins Hospital!«

So begannen unsere Erfahrungen mit den Mucuims.

Die Schwester füllte uns eine Flasche mit Alkohol ab.

»Einreiben!« sagte sie. »Dann wird es schon wieder werden. Und als Vorbeugungsmittel empfehle ich Ihnen, möglichst nicht dort zu wandeln, wo Gras steht, wenn es einen anderen Weg gibt.«

Am Nachmittag des folgenden Tages kam Manoel und fragte, wohin er das Boot bringen solle. Es müsse sowieso über die Stromschnelle gezogen werden, und da könne er ja gleich dort anlegen, wo wir wohnten.

Wir gingen zum Fluß hinunter, und mit sechs braunen Gestalten, die Manoel unterwegs anstellte, zogen wir, bis an die Oberschenkel in der brausenden Gischt stehend, das Boot über die Felsbank. Dann legten wir an unserem Privatstrand an.

Manoel und Feliciano schleiften 20 Benzinkanister und Öl herbei, während wir beide bei Dom José Proviant einkauften. Fleischbüchsen, Farinha, kondensierte Milch, Nescafé und — auf Manoels Rat — Salz, nicht nur für den eigenen Gebrauch, sondern vor allem zum Tauschen, und Bonbons, die bei Indianern aller Altersstufen und beiderlei Geschlechts sehr begehrt sind.

Nachdem wir auf diese Weise unsere Vorbereitungen beendet hatten, legten wir die Abfahrt für den kommenden Tag, morgens um 7 Uhr, fest.

Abends saßen wir noch lange mit den Patres zusammen, und sie erzählten von ihren Aufgaben.

Sie betreuten 120 Jungen und 130 Mädchen. Die Kinder werden Anfang April aus den weit verstreut liegenden Siedlungen an den Flußufern von den Eltern hergebracht.

Bis Ende November geht dann das Schuljahr, und meistens holen die Eltern sie dann für die viermonatige Ferienzeit wieder ab.

Kleidung und Schulbücher stellt die Mission, und für die Verpflegung sowohl wie für die Unterbringung wird nichts bezahlt. Auch die ärztliche Betreuung ist unentgeltlich — nicht nur für die Kinder, sondern für alle.

Es kann nicht anders sein, denn die Leute, die hier an den Ufern wohnen, sind Indios. Geld haben sie keins — ja sie kennen es zum Teil noch nicht einmal. Alle tragen jedoch in gewisser Form zum Unterhalt der Mission bei, indem sie Fische, Mandioka, Früchte und Jagdbeute bringen, um sie gegen Angelhaken, Streichhölzer, Seife, ein Stück Tabak oder Stoff einzutauschen. Auf diese Weise werden die selbsterzeugten Nahrungsmittel Reis, Zuckerrohr, Mandioka und Bohnen auf das für die rund 300 Personen notwendige Volumen ergänzt und aufgefüllt.

»Die Verpflegung war immer nur ein Problem der Menge, nicht der Vielseitigkeit«, erklärte Pater Luiz. »Denn es hat ja keinen Zweck, die Kinder an Dinge zu gewöhnen, die sie dann später zu Hause in ihren Malocas nicht haben. Morgens bekommen sie ihr Mingal, einen Brei aus Farinha und Wasser, um 9 Uhr, wenn sie von der Arbeit in den Pflanzungen zurückkommen und der Unterricht beginnt, gibt es ein Frühstück, bestehend aus Früchten, zu Mittag Reis, Farinha und Bohnen, nachmittags um drei wieder Früchte und endlich abends eine Wiederholung des Mittagessens.«

»Ja, aber . . .«

»Ich weiß, was Sie sagen wollen. — Furchtbar eintönig und unzivilisiert! Aber das sind sie doch von Hause aus gewöhnt. Wenn wir mal Fische oder

Jagdbeute in ausreichender Menge bekommen, wird auch dieses Werktagsessen verbessert. Sonntags gibt es dann Kartoffeln und Gemüse, also die Produkte, die sie hier unter unserer Leitung anbauen lernen. So bringen wir sie auf den Geschmack, um sie anzuregen, später von sich aus etwas vielseitiger zu essen. Milch und Zucker, ebenso Kaffee gibt es normalerweise nicht. Das bleibt den Kranken vorbehalten. — Denken Sie bitte immer daran, daß unsere Kinder Indianer sind — ausgenommen die wenigen, die aus Uaupés selbst oder aus Merces kommen. Unsere ganze Erziehungsarbeit ist auf diese Tatsache ausgerichtet, und unsere Methoden sind daher ganz anders als beispielsweise in Manáus oder einer anderen Stadt.

Um das so unzeitgemäße und unrichtige Wort zu benutzen: Wir müssen Wilde erziehen, Menschen, die noch mit beiden Beinen in ihren Stammesüberlieferungen stehen — keine Zivilisierten! Für diese Menschen bedeutet Uaupés schon der Gipfelpunkt der Zivilisation.« — »Sie lächeln«, fuhr er fort, und um seinen Mund spielte dabei selbst ein Schmunzeln: »Ich muß auch bei diesem Gedanken lächeln, obwohl ich schon seit zehn Jahren hier bin. Aber warten Sie ab. Was Sie morgen und in den kommenden Tagen auf Ihrer Reise sehen werden, wird Ihnen das Lächeln vertreiben, und Sie werden sich fragen, ob das, was da vor Ihren Augen abrollt, ein Traum ist . . . So kraß wird Sie die Wildnis anspringen, die Primitivität, in der Menschen desselben Jahrhunderts leben!«

BOOTSFAHRT DER ABENTEUER

Der Felsbuckel, der Fortaleza, und der weiße Kirchturm der Mission waren hinter der Flußkrümmung verschwunden — und mit ihnen die »Kreisstadt« Uaupés. Vor einer halben Stunde waren wir an unserem Privatstrand, wie wir jenes Stück weißen, pulvrigen Sandes unterhalb Dom Josés Gästehaus getauft hatten, abgefahren.

Pater Luiz war zum Abschied erschienen, der Regierungsinspektor und sogar Dom José höchstpersönlich. Vielleicht wollte er damit unsere Meinung günstig beeinflussen, weil wir doch zweifellos eine Reihe seiner Untertanen treffen würden, vielleicht aber auch nur, weil wir durch unsere Proviantkäufe zum Großabnehmer avanciert waren.

Der kleine Manoel hatte daneben gestanden und verlegen seine alte Jockeymütze in den Händen gedreht. Feliciano, der Indio, hielt das Piassavetau und sah mit unbeweglichem Gesicht in die Ferne.

Ein letztes Händeschütteln, und wir stiegen ein. Der Indio schob den Kiel ins tiefere Wasser, und Manoel warf den Motor an. »Gute Reise!« riefen die Zurückgebliebenen. Es war noch gerade im Tuckern des Motors zu hören.

Grelle Reflexe der Sonne lagen dann zwischen uns und dem weißen Sand und den winkenden Händen, bis sich ein paar Felsbrocken davorschoben, als wollten sie gewaltsam die letzte Bindung zerstören.

Es war ein herrlicher Morgen. In vollen, satten Farben leuchtete die Urwaldmauer in dem strahlenden Licht, das es nur unter dem Äquator gibt. Blühende Lianenvorhänge fielen von den Ästen der Riesen herab, und schlanke Bacaba-Palmen standen wie Wächter an den Einmündungen verwachsener Igarapés, deren schwarzes Wasser nur selten ein Sonnentupfen erreichte. Noch rund 40 Kilometer Stromschnellengebiet hatten wir bis zur »Ilha das Flores« zu durchfahren, wo sich die nächste Siedlung befand.

»Fünf Stunden bei diesem Wasserstand«, meinte Manoel, als ich ihn nach der Reisedauer fragte, und er fügte hinzu: »Dort werden wir zu Mittag essen.«

Was hieß hier Mittagessen? Ich dachte an die fünf Gänge zurück, die die Schwestern uns gestern vorgesetzt hatten. Damit würde es wohl vorerst zu Ende sein.

Gleichmäßig knatterte der Motor.

Ich zwängte mich an unserer Ladung vorbei nach hinten zu Manoel. Es war beachtlich, was sich da so angesammelt hatte: unser Gummisack, dazu der von Manoel und Feliciano, zwei Körbe mit Bananen, Ananas und Pfefferfrüchten, unsere Konserven, zwei Aluminium-Kochtöpfe, von den Schwestern freundlichst ausgeliehen, und die zwanzig Benzinkanister.

Unsere Hängematten lagen als Polster auf der harten, schmalen Bank, denn nun waren es ja nicht nur vier Stunden Fahrzeit wie von Merces nach Uaupés.

Ich gab Manoel ein Zigarettenpäckchen.

»Für dich«, sagte ich, »und wenn sie alle sind, dann sagst du Bescheid.«

»Vielen Dank, Dotor«, sagte er.

Seit er mich gesehen hatte bei unserer Ankunft in Merces, war ich für ihn »Dotor«. Anscheinend hatten verschiedene Umstände bei ihm die Überlegung ausgelöst, es müsse sich in meinem Fall um irgendeinen Forscher handeln. Ein Forscher ist ein Gelehrter, also ein »Dotor«. Denn etwas anderes kam nicht in Frage. Ich wollte nichts verkaufen — also war ich kein Händler. Von der Regierung konnte ich auch nicht kommen, denn ich war ja Ausländer. Blieb also nur der Wissenschaftler. Denn lediglich, um die Gegend anzuschauen — zu diesem Zweck war noch keiner hier gewesen — das lag außerhalb von Manoels Begriffsvermögen.

So kommt man zu Ansehen und Würde.

Wie immer hockte Feliciano, unser schweigsamer Begleiter, vorn in der Spitze des Bootes. Selten, daß er sich einmal umwandte. Mehrere leichte Wildwasser hatten wir schon durchfahren und näherten uns wieder einer der schäumenden, gischtenden Barrieren. Das Boot begann bereits auf

dem unruhig quirlenden Wasser zu tanzen, und die Sonnenstrahlen spielten in tausend Reflexen mit dem hochgepeitschten Wasserstaub.

Mit voller Motorkraft ging Manoel eine Felsgasse an, durch die das Wasser herausschoß wie aus dem Schleusentor einer Talsperre. Hart an einem Felsbrocken rutschten wir langsam, zentimeterweise hindurch und machten dann buchstäblich einen Sprung, als der Fels vorbei war und das ruhige Wasser vor uns begann.

Wir fuhren an einem Gewirr kleiner Inseln vorbei, auf deren steinigem Boden sich die Vegetation in solcher Fülle drängte, daß man den Eindruck hatte, es handele sich um das letzte Restchen nutzbarer Urwalderde.

Überall zwischen den Inselchen stand der weiße Schaum schnell schießenden Wassers, wirbelte und sprühte es coca-cola-farben. Im Zickzack kurvte Manoel geschickt hindurch, und sein Gashebel stand unvermindert in der letzten Raste.

Seine Augen waren zwischen den vielen Fältchen fast verschwunden, und ohne das Gesicht umzuwenden, sagte er: »Das hier ist bei Niedrigwasser eine ganz böse Sache. Dann gibt es nur Geröll und kleine Bäche dazwischen, und der beste Motor nutzt nichts, weil das Wasser in keinem der hundert Rinnsale genügend tief ist. Und dort, wo der breite Arm durchfließt« — er wies links hinüber auf ein tosendes Ungeheuer schräg vor uns —, »dort ist dann eine meterhohe Stufe, die zu überwinden äußerst unangenehm ist.«

»Und die monatliche Lancha der Mission und die Boote von Gonzalves nach Cucuí hinauf — wie kommen die denn durch?«

»Die können auch nicht fahren, wenn der Fluß zu niedrig ist. Dann fällt eine Reise aus — dann muß man warten!«

Die Stunden vergingen. Mal waren wir am rechten, mal am linken Ufer des gewaltigen Flusses — je nachdem, wo Manoel die beste Passage vermutete.

Es war toll in den Schnellen. Jede war anders in ihrer Art, obwohl sie doch alle den gleichen Ursprung hatten. Manchmal schien das Wasser nach allen Richtungen gleichzeitig zu strömen, manchmal erfaßte uns ein Sog, daß wir mitgerissen wurden wie ein Streichholz. Einmal sahen wir am hohen Steilufer eine Hütte. Manoel nannte sie vornehm »Sitio«, was im normalen Sprachgebrauch etwa »Landgut« bedeutet. Unten auf dem weißen Sand lag ein Einbaum, und daneben ragte eine Fischreuse aus dem Wasser.

Die ganze Belegschaft des Hauses stand oben vor der Tür, um zu schauen, wer da wohl kam, denn unser Motor war in der allgemeinen Stille der Stromlandschaft kilometerweit zu hören.

Die Sonne hatte den Zenit überschritten, als die Blumeninsel genau vor uns im Fluß auftauchte. Auf ihrer Spitze stand eine kleine Kapelle und dahinter, halb verborgen zwischen Palmbüscheln, zwei Reihen Häuser.

Wir legten in einer Miniaturbucht gegenüber der Insel bei einem Mann an, der Jovino hieß.

Mehrere Hütten — aus Fachwerk und Lehmziegeln gebaut — standen auf der vorspringenden Landnase, gut zehn Meter über dem Wasserspiegel. Es war ein herrliches Fleckchen Erde.

Der Mann fragte sofort, als wir kamen, nach Medikamenten. Seine drei Kinder hatten Keuchhusten. Sie liefen quängelnd und heulend im Haus herum.

Meine Frau verteilte Bonbons und gab ihm eine der Büchsen mit dicker, süßer Kondensmilch. — Aber Hilfe konnten wir nicht leisten.

Manoel redete mit dem Mann. Ich hörte was von »Dotor« und von »Mittagessen«.

Aha, dachte ich, schaltete mich aber dann doch ein: »Hol eine Büchse Sardinen und Corned beef rauf!« sagte ich. »Wir können den Leuten doch nichts wegessen.«

Er wehrte ab. »Die haben Eier und auch Fisch. Ich habe vorher gefragt.«

»Egal! Wir sind immerhin sechs Erwachsene. Hol die Büchsen!«

Dann sahen wir uns etwas um.

Ein Gewehr hing im Haus und zwei kunstvoll geknüpfte Hängematten. Sie waren aus eingefärbten Fasern der Tucum-Palme hergestellt. Es gab auch einen Tisch und zwei richtige Stühle. Der Besitzer mußte ein weitgereister Mann sein.

Hinter dem Haus befand sich der in Amazonien übliche Gemüsegarten auf Stelzen. In diesem Falle war es ein ehemaliger Einbaum, der auf gekreuzten Knüppeln etwa ein Meter über dem Boden stand. Er enthielt im wesentlichen Zwiebeln.

Einige schwarzgefleckte Schweine stoben grunzend davon, als wir uns näherten.

Mit Händeklatschen betraten wir das nächste Haus. Es war erheblich kleiner als das des Herrn Jovino und auch bedeutend primitiver gebaut.

Eine Frau und ein nacktes Kind hockten auf kleinen Schemeln an einem offenen Feuer, auf dem eine große Pfanne aus Ton stand. Halb ängstlich, halb neugierig sahen sie zu uns auf.

»Bonbons raus«, sagte ich zu meiner Frau.

Die Bonbons lösten schnell alle Hemmungen.

»Was ist das?«

Ich deutete auf ein dreibeiniges Gestell neben der Feuerstelle, auf dem schwarze, verkohlte Fische lagen. Die Frau lutschte schmatzend an den Bonbons, antwortete aber nicht.

»Sprichst du Portugiesisch?« fragte ich und hatte damit den Grund ihres Schweigens erraten, denn sie schüttelte nur den Kopf und brachte ein paar gequetschte Laute hervor.

Da wurde es in der dämmerigen, schwarz verrußten Hütte noch um

eine Nuance dunkler. Als ich mich umwandte, stand Manoel in der niedrigen Türöffnung und fragte, ob er gebraucht würde.

Ich erklärte die Situation, und er redete auf die Frau ein, während wir vorsichtig die hart verkohlten Fische in den Händen drehten.

»Das sind doch Piranhas!« sagte ich zu meiner Frau, und wir betasteten die spitzen, dreieckigen Zähne in den großen Mäulern.

»Und so große — die haben doch gut ihre 35 Zentimeter«, erwiderte sie und wandte sich an Manoel.

»Das sind Tareiras — schwarze Piranhas. Die gibt es hier sehr viel!«

»Wie? Und das sagt man uns erst jetzt? Da hat man uns in Uaupés dauernd kaltschnäuzig baden lassen . . .!«

Er sah mich tiefernst an, als wolle er zum Ausdruck bringen, daß niemand einen »Dotor« kaltschnäuzig den Piranhas ausliefert, und erwiderte: »Im Rio Negro sind sie nicht, da ist die Strömung zu stark. Nur in den ruhig fließenden, fast stehenden Igarapés gibt es sie. Dort werden sie gefangen. — Die Piranhas lieben das schnelle Wasser nicht — ebensowenig wie die Krokodile.«

»Und warum hat man sie verkohlen lassen?« fragte ich.

»So sind sie sehr schmackhaft! Wir sollten uns hier noch welche kaufen für die Reise. Es wäre besser, wir ließen die Konserven für den Notfall.«

Er machte eine Pause, um unsere Antwort abzuwarten. Als keine kam, fragte er, ob er welche eintauschen solle.

»Er hat recht«, sagte ich zu meiner Frau, die unschlüssig den Fisch in ihren Händen betrachtete. »Aber wir werden erst einmal die »schmackhafte« Angelegenheit probieren. — Vormachen!« sagte ich zu Manoel und gab ihm den Fisch.

Er brach den Kopf ab, riß die schwarze Haut in Fetzen weg, und was zum Vorschein kam, war saftiges, weißes Fleisch. Wir nahmen ein Stück — es löste sich spielend leicht von den Gräten — und kauten vorsichtig darauf herum, während er uns interessiert beobachtete.

»Ist alles ohne Salz! Das haben die Leute nicht. Ich hole etwas«, sagte er, und schon war er weg.

Vorher hatte er der Frau noch den Fisch in die Hand gedrückt, nach dem nun das Kind langte. Die Mutter wußte nicht, was sie tun sollte — geben oder nicht geben? Meine Frau riß einen Batzen ab. »Da, nimm«, sagte sie. Das Kind stopfte sich den Mund voll. Seine Augen strahlten.

»Bedien dich!« forderte ich auch die Frau auf — aber die verstand ja nicht. — Mit Zeichensprache ging es dann.

Als Manoel zurückkam, war der halbe Fisch schon weg. Wir versuchten es mit Salz noch einmal. So konnte man ihn eher essen. Es schmeckte fast wie Bückling — nur rauchiger.

Manoel, der uns unverwandt beobachtete, war sichtlich zufrieden, als er den Auftrag erhielt, das Tauschgeschäft einzuleiten.

Als wir wieder vor der Hütte standen, war die Sonne weg. Graue Wolken hetzten über den Himmel. Der Fluß lag schwarz und drohend unter einem böigen Wind, der an den Palmwipfeln zerrte und zauste.

Wir schauten uns nur an.

Ein Tropengewitter ist nie angenehm — aber am unangenehmsten ist es in der freien Natur.

Bei Jovino hatte man inzwischen den Tisch gedeckt — mit dem besten Geschirr des Hauses. Wenn es auch nur Aluminium war — es waren immerhin Teller.

Ich wurde aus dem Mann nicht klug. Er sprach ein einwandfreies Portugiesisch und erzählte von seiner Schwester, die in Rio verheiratet sei. Er selbst sei auch schon in Manáus und sogar in Belém gewesen.

Was machte der Mann hier so abseits der Zivilisation? — Er stammte doch nicht von hier! — Ohne Gründe setzt sich doch keiner hierher — erst recht kein Brasilianer, der schon einmal in einer Stadt gelebt hat.

Manoel, den ich fragte, wußte es auch nicht. Vor einigen Jahren sei er plötzlich an dieser Stelle gewesen, und bei Dom José in Uaupés könne man ihn auch hin und wieder sehen.

Wovon er lebe? Nun, er gehe auf die Jagd und fische, und seine Frau mache die Hängematten, die er verkaufe.

Manoel brachte die Fische ins Boot. Als er wiederkam, fielen die ersten Tropfen.

»Wir werden einige Stunden verlieren«, meinte er, als er sah, wie ich den Himmel betrachtete. »Unten habe ich alles zugedeckt. Oder will der Dotor weiterfahren beim Gewitter?«

Nein, wir wollten nicht.

»Das Essen ist fertig!« rief Jovino aus dem Haus.

Da standen also die Spiegeleier, die Ölsardinen, unsere Fleischbüchse, eine Schüssel mit gebackenem Pescada und eine Büchse mit Farinha.

»Setzen wir uns«, sagte ich. Aber es setzten sich nur meine Frau und ich, und es dauerte Minuten, bis wir wenigstens Manoel am Tisch hatten. Der Gastgeber, seine Frau und Feliciano weigerten sich standhaft. Erst als wir mit dem Essen fertig waren und in der Tür stehend dem Platzregen zusahen, setzten sie sich und verzehrten das, was übriggeblieben war.

»Das Essen war gut«, sagte meine Frau, »aber es fehlt was.«

»Empfinde ich auch! Die Nescafé-Büchse liegt im Gummisack obenauf — ich weiß genau, wo!«

Dann schauten wir wieder in die Wasserwand, die dort begann, wo das Dach aufhörte. Nichts war mehr zu sehen von dem zauberhaften Bild der Ilha das Flores und der weißen Kapelle im Grün der Palmen — alles hatte die graue Wand verschluckt.

Da! — Ein grelles, bläuliches Zucken — und gleich darauf ein Donnerschlag, der nachhallte wie in einem Gewölbe.

Unwillkürlich traten wir ins Haus zurück. Keine Minute zu früh, denn mit diesem Paukenschlag begann es.

Blitz auf Blitz fuhr herab, es knatterte wie Fahnentuch im Sturm. Tagheller Widerschein zerriß jedesmal das Halbdunkel im Innern des Hauses und warf grell unsere Schatten an die Wand. In furchtbaren Donnerschlägen und prasselnden Blitzen schien die Welt zu versinken.

Windstöße zerrten pfeifend an den Palmbüscheln, mit denen das Dach gedeckt war. Waagerecht peitschte der Regen in den Raum, ein widerlich warmer Regen.

Wir standen herum — keiner wußte etwas mit sich anzufangen. Wir konnten nur warten, bis die Naturgewalten sich wieder beruhigen würden.

»Hält das Boot, Manoel?«

»Ich hoffe es. Außerdem ist der Hafen ziemlich geschützt.« Wieder ein blendender Feuerstrahl — ohrenbetäubendes, sich steigerndes Knattern und Fauchen.

Wie lange es schon dauerte — niemand hatte darauf geachtet.

Der Sturm heulte, und einmal zitterte der Boden. Irgendwo in der Nähe mußte ein altersschwacher Riese umgestürzt sein.

Wasserstaub wurde in Schwaden hereingeweht, und zu hören war nur noch das Rauschen des Regens.

So vergingen die Minuten.

Ich zog eine Zigarette aus der Tasche.

»Scheint vorbei zu sein, das Gewitter«, sagte ich zu Manoel.

»Ja«, antwortete er. — »Weiß der Dotor, wie die Leute hier das Gewitter nennen?«

»Nein.«

»Urumuha — der Feuersturm! — So sagen sie.«

Eine Stunde später konnten wir weiterfahren.

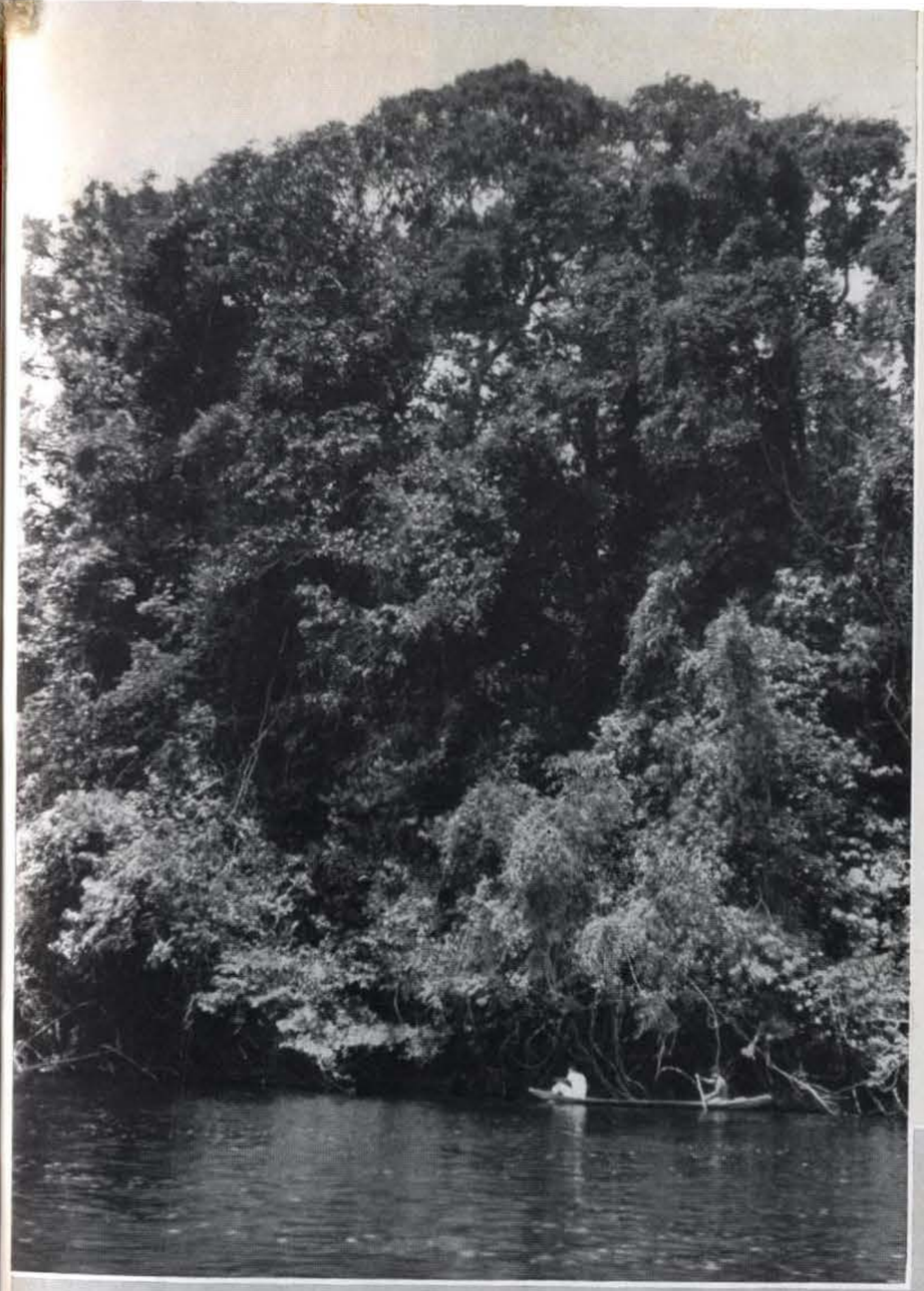
Der Regen hatte zwar noch nicht aufgehört, aber so weit nachgelassen, daß man die Konturen des gegenüberliegenden Ufers wieder erkennen konnte.

Es war schon 4 Uhr durch, und Manoel hatte es plötzlich eilig. »Es wäre gut, wenn wir vor Einbruch der Nacht São Joaquim noch erreichen könnten«, war seine Erklärung.

Uns konnte es recht sein.

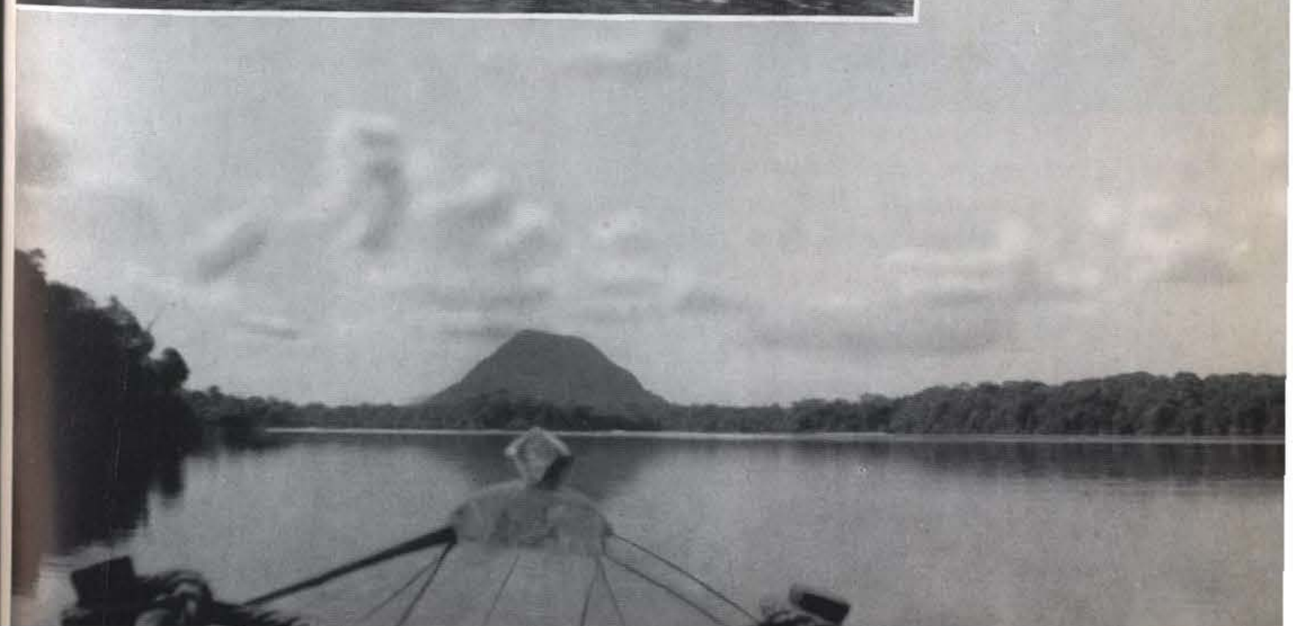
Wir kauften der Frau noch eine der beiden Hängematten ab, deren rote, grüne und schwarz-blaue Muster sehr geschmackvoll angeordnet waren. Dann gingen wir durch die triefenden Bananenstauden hinunter zum Boot. Der Sturm hatte es halb aufs Ufer geworfen.

Es lag schräg und stand knietief voll Wasser. Gut, daß der vorsorgliche Manoel unsere Hängematten von der Bank genommen und ebenfalls im Gummisack verstaut hatte. — Gemeinsam schoben wir den Kahn wieder in



TAFEL 5
Wer keinen Motor besitzt, hält sich wegen der Strömung dicht am Ufer.

Und dann tauchte die Serra Panela über der Waldkulisse auf.



TAFEL 6
Wie unsere Wunder=angel angefertigt wurde.

Die Oma hütet der=weil den Enkel.

sein Element. Feliciano und Manoel – beide von Natur aus ohne Schuhe – schöpften das Wasser aus, während wir auf der Suche nach Orchideen in dem aufgeweichten Lehmboden über die Wurzelstrünke rutschten und glitschten.

Endlich waren wir wieder fahrbereit.

Manoel machte ein bedenkliches Gesicht, als er nach der Zeit fragte und die Antwort erhielt: 4.30 Uhr.

Wir hielten uns links von der Ilha das Flores. Sie ist klein und fast nur von Palmen bestanden. Nach knapp zehn Minuten lag sie bereits hinter uns.

Ruhig zog der breite Strom in den verblassenden Tag. Als endlich die grauen Wolken aufrissen, tauchte der jenseitige Urwaldrand noch einmal ein in ein gleißendes Sonnenlicht – und dann hörte auch der Nieselregen auf.

Wir fuhren dicht unter dem Ufer, und tausendfältig strömten die Ge=rüche des frisch gewaschenen Waldes auf uns herab. In tiefen Zügen at=meten wir die saubere Luft über dem Wasser und die herben und schwe=ren Düfte, die vom Land herüberwehten.

Lang ausgestreckt lagen wir auf den Benzinkanistern, ganz dem Zauber der Dämmerstunde hingegeben.

Wieder fuhren wir links an einer Insel entlang. Es mußte die Ilha Ta=manduá – die Ameisenbär=Insel – sein.

Laut meiner Karte mündete kurz vor ihrem Ende der Rio Caiarí, der auf den neuesten Karten Rio Uaupés heißt, in den Schwarzen Fluß. Dort würden wir einbiegen und knapp 500 Meter stromauf die Siedlung São Joaquim finden.

So sagte die Karte, und Manoel hatte es bestätigt.

Schnell schwand der letzte Rest des Tageslichts.

Ich kletterte nach hinten zu Manoel.

»Wie lange noch?« fragte ich und bot ihm dabei eine Zigarette an.

Manoel drosselte die Geschwindigkeit und hielt jetzt in der Mitte der breiten Fahrstraße zwischen Insel und linkem Flußufer. Dort war in dem ungewissen Licht noch am meisten zu sehen. Ich glaubte schon, er habe meine Frage nicht verstanden, als er zwischen zwei Zügen aus der Zigarette sagte:

»Eine halbe Legua bis zum Caiarí. Wenn wir Glück haben, sehen wir dann schon die Lichter von São Joaquim. Wir müssen uns nur in der Mitte halten wegen der umgestürzten Baumstämme und Untiefen.«

Dann war es plötzlich dunkel. Den letzten roten Schimmer über dem Wald hatte die Nacht verschluckt.

Felicianos weißes Hemd war zu einem formlosen, hellen Fleck ge=worden. Der Wasserspiegel glänzte schwach im Licht der Sterne.

Meine Frau nutzte die Gelegenheit zur Behandlung ihrer Mucuims. Das Seltsame war, daß der Großangriff dieser Quälgeister fast nur ihr gegolten

hatte. Ich hatte kaum etwas mitbekommen. Und obwohl die Alkoholbehandlung nun schon den zweiten Tag andauerte, war noch keine wesentliche Besserung eingetreten. Gestern hatte uns die freundliche Schwester nochmals die Flasche gefüllt. Aber sie war schon wieder zur Hälfte leer. Als meine Frau das betrübt feststellte, sagte ich, es bliebe ja immer noch der Tabaksaft und eventuell die Jodtinktur.

Plötzlich stand eine fast volle Mondscheibe über dem Urwald. Sie erschien ungewöhnlich groß. Im breiten Lichtband leuchtete unsere Bugwelle.

Ein schwarzer Schatten schwebte pfeilschnell unter dem Dach des Boots hindurch. Unwillkürlich fuhren wir zusammen. War es nur unsere Einbildung – oder hatten wir wirklich den Luftzug der flatternden Schwingen gespürt?

Jetzt war die Stunde der Fledermäuse; jetzt schwebten sie zum Insektenfang über dem Fluß. Aufmerksam schauten wir über die schimmernde Fläche des Wassers, über der nun immer häufiger die großen Schatten huschten.

Da rutschte plötzlich der Mond von der rechten Seite nach hinten. Manoel hatte das Boot in die Mündung des Caiarí gelenkt.

»Wo sind die Lichter?« fragte ich zu ihm hin. »Die Leute müßten uns doch schon gehört haben!«

Im vollen Mondschein lag der Fluß vor uns. Manoel fuhr etwa 50 Meter vom rechten Ufer entfernt.

»Scheint keiner da zu sein«, antwortete er. Es hörte sich nicht gerade begeistert an.

Es war auch keiner da.

Wir legten an, luden unser Gepäck aus und bezogen die erste Palmstrohhütte, die in den Lichtkegel unserer Taschenlampe kam. Das aufgestapelte Brennholz in ihrer Mitte entfachte Feliciano in wenigen Minuten ohne die Hilfe von Papier und mit nur drei Streichhölzern zu einem lodernden Feuer, und während Manoel die Hängematten an den Tragbalken des Daches band, hatten wir etwas Zeit, unser Appartement näher zu betrachten. Durch eine Wand aus Palmstroh war die Hütte in zwei Räume geteilt. Beide waren sauber ausgefegt, und ihr einziges Mobiliar bestand aus einer etwa zwei Meter langen Bank an der Zwischenwand und dem Gestell zum Räuchern der Fische. Tragbalken, Pfeiler und die Palmwedel waren mit Lianenschnüren aneinandergebunden. Kein einziger Nagel war beim Bau der Hütte verwandt worden. Der Boden war aus gestampftem Lehm.

»Was essen wir zu Abend, Manoel?«

»Wie Sie wünschen, Dotor.«

»Nein, du bestimmst. Wir liefern nur den Kaffee.«

»Wir haben die Fische, dann Bananen und Farinha. Wollen Sie den Fisch kalt oder warm?«

»Kalt.«

Dann hockten wir in den niedrig gebundenen Hängematten, und die beiden Begleiter saßen auf der Bank, die sie sich ans Feuer gezogen hatten.

Vor uns stand eine Büchse Salz und ein Blechteller, auf dem Manoel grünen Pfeffer aufgeschnitten hatte. Jeder hielt einen Piranha in der Hand, und über dem Feuer brodelte das Wasser des Rio Caiarí, aus dem Nescafé werden sollte.

Mit Staunen sahen wir, wie die beiden mit jedem Bissen Fisch eine halbe Pfefferschote in den Mund schoben und dann eine Handvoll Farinha folgen ließen. Salz nahmen sie nicht.

Nach dem Essen hockten wir uns draußen vor der Tür auf die Bank. Um uns herum breitete sich der Purpurteppich des Feuers. Die Holzscheite knackten. Ihr scharfer Rauch vermischte sich mit dem süßlichen Duft des Tabaks, der in meiner Pfeife brannte. Im breiten Band des Flusses brachen sich die Spiegelbilder der Gestirne. Fledermäuse flanierten darüberhin und umkreisten unsere Hütte – so kam es uns jedenfalls vor –, aber sie mieden den Schein des Feuers.

»Wie kommt es, daß hier niemand wohnt?« fragte ich Manoel.

»São Joaquim ist ein Dorf der Feste. Es liegt sehr günstig für die Bewohner des oberen Rio Negro wie für die des Caiarí. In den Zeiten der Heiligenfeste, besonders im Juni, Juli und August, versammeln sie sich hier. Tagelang fahren sie mit dem Boot, um dabeizusein.

Natürlich bleibt es dann nicht bei einem Festtag. Sie kommen mit Kind und Kegel an und bleiben bis zu zwei Wochen. Sie haben ja nichts zu versäumen. Da trifft man alte Bekannte, und auch ein Pater kommt meistens, tauft die inzwischen geborenen Kinder und segnet schon geschlossene Ehen ein . . . Aber ohne den Pater geht es auch. Denn die Heiligen Antonio, Johannes und Peter und Paul dienen in der Hauptsache als frommer Vorwand für ausgelassene Fröhlichkeit und Trinkgelage.

Dann sind hier Girlanden von Haus zu Haus gespannt, und tagelang wird getanzt und gefeiert. Cachirí wird gebraut – jeder will einmal den Gastgeber spielen . . .

Zu Beginn des Festes wird zwar großer Wert darauf gelegt, die schon erworbene Zivilisation zu zeigen – nach einigen Tagen kommt aber unweigerlich das alte Brauchtum wieder zum Durchbruch. Vorsorglich hat man die alten Tanzmasken und Federkronen mitgebracht. Und dann überwiegen wieder die Panflöten und das Bum-Bum der Trommeln, und das Geknatter der Raketen und Kanonenschläge, die ein findiger Händler nebst Schnaps verkauft hat, erstirbt. Dann brennen abends die großen Scheiterhaufen hier vorne auf dem Platz, und die Funken sprühen – weithin sichtbar über dem dunklen Fluß . . .«

Manoel, das kleine Männchen mit der verbogenen Jockeymütze hatte gesprochen. Jetzt stand er auf, und der Flammenschein zuckte über sein

faltiges Bronzegesicht. Er sah über das spiegelnde Wasser auf den schwarzen Zackenwall des Urwalds, aus dem tausend Stimmen zu uns herüberklangen: das Protestgeschrei einer gestörten Affenherde, das durchdringende Zirpen der Zikaden und das schrille Pfeifen und Krächzen aufgeschreckter Vögel.

Ich klopfte meine Pfeife aus.

»Manoel hat die Erinnerung gepackt«, sagte ich zu meiner Frau. »Man sieht — auch 20 Jahre in der Mission machen aus einem Indio noch keinen Christen . . . «

In einer Palme über uns pfiff ein Vogel einen seltsamen Dreiklang. Er verstummte jäh, als der Strahl meiner Taschenlampe das Dunkel aufriß.

Große Glühwürmer tanzten in der warmen Luft. Grünleuchtend schwebten sie hin und her oder saßen funkelnden Edelsteinen gleich auf unsichtbaren Gräsern.

»Wenn hier nur Betrieb ist zur Zeit der Heiligenfeste, wieso hast du angenommen, daß wir doch jemand antreffen würden?« fragte ich Manoel.

»Es sind doch immer Leute unterwegs — genau wie wir. Und alle bevorzugen São Joaquim als Übernachtungsplatz.«

»Warum? Hat das einen bestimmten Grund?«

»Ja. Hier ist der Friedhof. Sie kommen die Toten besuchen, die sie — wenn irgend möglich — hier beerdigen. Sie werden es morgen früh sehen, Dotor.«

Es war 20 Uhr.

Die Geräusche des Waldes verstummten allmählich. Nur der Vogel mit seinem seltsamen Ruf schien über uns Eindringlinge erbost. In kurzen Abständen ertönte seine nicht unmelodische Tonfolge. Manoel ging zum Boot hinunter. Er wollte dort schlafen, und wir begaben uns in die Hütte.

Der Indio lag schon in seiner blaukarierten Hängematte — nur seine Fußsohlen schauten heraus. Sie zeigten zum Feuer, das langsam verlosch.

Ich konnte noch nicht schlafen, blickte auf die in der Dunkelheit versinkende Geometrie der Dachkonstruktion über mir und dachte an die vielen Hängematten, die hier in dieser Hütte an den rauchgeschwärzten Balken schon angebunden worden waren, an die Leute, die sich hier alljährlich versammelten, die Indios geblieben waren in all ihren Lebensgewohnheiten — und denen die Zivilisation zu ihren Festen Knallkörper und Schnaps lieferte. — — —

Ich schreckte hoch, hatte etwas auf dem Gesicht gespürt. Im Bruchteil einer Sekunde war ich hellwach. Der grelle Finger der Taschenlampe tastete durch die völlige Dunkelheit, streifte die Hängematten, die Wände, die Decke und erwischte noch gerade einen grauen Schatten, der zur Tür hinausschwebte — Vampire!

Das Leuchtzifferblatt zeigte 2 Uhr. Mein Schlaf war weg. Ich zog die Schuhe an, hockte mich auf die Bank und versuchte, die Scheite wieder zu

entzünden, denn die Taschenlampe mußte geschont werden. Aber es gelang mir erst mit den Streichhölzern der zweiten Schachtel. Weiß der Teufel, wie Feliciano es mit nur drei Hölzchen geschafft hatte!

Dann ging ich hinaus auf den Platz, der nun völlig still im ungewissen Licht der Sterne lag.

Plötzlich hatte ich eine Gänsehaut. Wieder vor dem Feuer hockend, kam mir zum Bewußtsein, daß es sehr kühl geworden war. Ich schob die Holzkloben näher zusammen. Gelbrote Flämmchen tanzten die puffenden und fauchenden Scheite entlang, loderten auf zur Flamme. Gespenstisch beleuchtete der flackernde Schein die Palmwedel an Dach und Wänden.

Die Wärme breitete sich wohlig aus, und ich empfand das Bedürfnis, noch etwas zu schlafen. Ich weckte also Feliciano, damit er für das Feuer sorge, und kroch wieder in die Hängematte.

Manoel weckte uns im ersten Tageslicht.

Über dem Feuer hingen schon unsere beiden Kessel, und als wir vom Morgenbad zurückkamen, hatte Manoel bereits das Frühstück vorbereitet: Fisch, Bananen und heißes Wasser.

Er selbst löffelte mit seinem Gehilfen jedoch aus dem zweiten Aluminiumtopf gemeinsam das morgendliche Mingal.

»Mensch!« rief meine Frau aus, als sie auf der Suche nach dem Nescafé auf etwas Gelb-bräunliches stieß. »Wir haben ja noch Brot!«

Es war zwar bereits sechs Tage alt und ließ sich nur noch eingeweicht im Kaffee verwenden — aber es schmeckte uns herrlich. — Als unsere beiden Begleiter ihren Brei ausgelöffelt hatten, stellten sie ihre gemeinsame Blechtasse so demonstrativ vor uns, daß es unmöglich war, die Anerkennung, die sie dem Nescafé zollten, zu übersehen.

Dann machten wir einen Rundgang durch São Joaquim.

16 Häuser verteilten sich ungleichmäßig auf die beiden Seiten der Straße. Bis auf das letzte waren sie alle gleich, und als wir dieses betraten, merkten wir, daß wir im falschen übernachtet hatten. Denn es besaß Fensterläden und eine Tür — die zwar genau besehen auch nur aus Palmblattmatten bestanden, aber uns sicherlich vor den Fledermäusen beschützt hätten.

Quer über die Straße spannten sich noch einige Bogen aus langen Bambusstecken, von denen verwelkte Blätterbüschel traurig herabhingen — ehemalige Girlanden des Urwaldfestes . . .

Im schwachen Lufthauch wallten die Nebelschleier über dem Fluß, als wir wieder auf dem Platz am Anfang des Dorfes standen.

Dort befand sich rechts die kleine Kapelle. Auch sie hatte ein Palmstrohdach. Die Wände waren jedoch mit Lehm verputzt, und Reste von Kalk erinnerten daran, daß sie einmal weiß gewesen waren. Daneben hing in einem primitiven Gestell aus rohen Holzstämmen eine kleine

Glocke. Auch sie hatte ein Dach aus Palmstroh. Von der Rückwand des Gebäudes bis zu dem vielleicht 100 Meter entfernten Waldrand erstreckte sich das, was Manoel den Friedhof nannte.

Er war unendlich öde. Die Gräber lagen planlos auf der abgeholzten Fläche — allerdings alle in einer Richtung: Immer zeigte das Kreuz zum Wald, das Fußende zum Fluß hin.

Doch nicht auf jedem der braunen, flachen Grabhügel stand noch ein Kreuz. Viele waren verwittert, umgefallen oder bereits ganz vermodert, und nur wenige zierte ein verwelkter Blumenstrauß. Über eine schmükkende Beigabe jedoch verfügten alle: sie waren mit leeren Schnapsflaschen eingefaßt.

Die friedliche Ruhe, die in dieser frühen Morgenstunde über allem lag — über der Lichtung, der Häuserzeile, dem breiten Strom, den Gräbern und den Schnapsflaschen —, wurde mit einem Schlag zerrissen, als die unsichtbaren Bewohner des Waldes erwachten. Heiser und durchdringend krächzten einige Papageien, unser Dreiklangvogel schaltete sich ein und eine Rochinol — die Nachtigall des Rio Negro.

Fern, am anderen Ufer, schien ein Schnellzug vorbeizudonnern. Es waren Brüllaffen. Sie begrüßten die Sonne, die eben mit ihren ersten rosagoldenen Strahlen die Morgennebel durchbrach, aufwirbelte, in grotesk flatternde Fetzen zerpflückte . . .

Sie schienen sich auf die Flußmitte zurückzuziehen — aber auch da gab es für sie kein Verweilen. Die voll entflammte Sonne wischte sie weg — leicht wie einen Hauch vom Spiegelglas . . .

Um 7 Uhr fuhren wir ab.

Piums schienen doch vorhanden zu sein, wenn auch vereinzelt. Denn ich hatte bald die bekannten, kreisrunden roten Flecken auf dem Arm mit dem winzigen Blutstropfen in der Mitte.

Auch einen anderen Stich hatte ich abbekommen. Fünfmarkstückgroß war die Haut über dem Puls stark angeschwollen und dunkelblau unterlaufen. Welches Vieh das verursacht hatte, wußte ich nicht, und solange es nicht schmerzte, wollte ich Manoel nicht fragen.

Spiegelglatt lag der Strom.

Schwindelnd hoch ragten die lianenumsponnenen Baumriesen an den Ufern in den Himmel. Rote und blaue Araras segelten paarweise über uns hinweg. Das Zirpen der Zikaden war so laut, daß wir es sogar durch das Tuckern des Motors hörten.

Um eine Flußbiegung herum kamen zwei große Ubás. Vorn hockte in jeder ein Mann und hinten die Frau und die Kinder. Alle hatten runde Paddel in den Händen — auch die Kleinen. In der Mitte der Boote war unter Matten der Hausrat verstaut.

Freundlich lächelten und winkten sie herüber, als wir aneinander vorbeifuhren.

»Sieh dir die Frauen an!«

Ich stand vorne mit der Kamera, auf das Sonnendach gestützt, und vergaß vor lauter Staunen, auf den Auslöser zu drücken. Stirn, Hals und Arme waren blauschwarz bemalt mit Genipapo, und die untere Gesichtshälfte verriet den nicht weniger intensiven Gebrauch des tiefroten Urucu.

Ich kletterte zu Manoel, der gleichmütig an einer Zigarette zog.

»Sind die auf dem Kriegspfad?« fragte ich.

»Wegen der Bemalung?« fragte er zurück. — »Nein, Dotor, das ist gut gegen Sonnenbrand.«

Nicht ganz zufrieden mit der Antwort setzte ich mich neben meine Frau, die die Antwort auch gehört hatte.

»Sollte da nicht doch auch die Mode mit im Spiel sein?« meinte sie.

»Wahrscheinlich ja«, sagte ich. »Ihr malt ja auch. Nur mit dem kleinen Unterschied, daß ihr damit der Helena Rubinstein pp. zu soliden Millionen verhelft, wogegen das hier noch ein billiger Volkssport ist. Verschenke einen Lippenstift, und du wirst sehen, wie die Nachfrage einsetzt. Mich wundert, daß noch kein Händler diese Dinge eingeführt hat.«

Eine halbe Stunde später passierten wir die Siedlung Tapiriba. Bei den vier Hütten bellten Hunde, und Hühner gackerten, als wir mit abgestelltem Motor herantrieben. Aber von den Bewohnern war niemand zu sehen.

»Die sind sicher auf Fischfang«, sagte Manoel nach einem sachkundigen Blick in das weit überhängende Dickicht neben der Anlegestelle. »Es sind keine Boote da.«

Also drehten wir wieder hinein in den Strom, in das ruhig ziehende Wasser, dem man vom Boot aus seine starke Strömung gar nicht ansah.

Ich legte gerade einen neuen Film ein, als Manoel plötzlich eine scharfe Schwenkung machte und einer Sandbank auswich, die Feliciano, unsere Galionsfigur, im letzten Augenblick erspäht hatte.

Nur durch diese Schwenkung vielleicht, die unsere Nase direkt auf das andere Ufer richtete, sahen wir die Macú-Siedlung. Es gab keine Lichtung am Fluß. Dicht wie überall stand das Gebüsch, aber dahinter fehlten ein paar der Urwaldriesen, und ein ganz schmaler Streifen des Hüttendachs war zu sehen.

»Wer wohnt da?« fragte ich.

Manoel wußte es nicht. Er habe noch nie dort gehalten, noch niemals die Hütte bemerkt.

Mit gedrosseltem Motor fuhren wir auf das andere Ufer zu und suchten den Zugang.

»Da liegen ein paar Steinblöcke. Da muß es sein.«

Manoel rief Feliciano etwas zu. Dann schwieg der Motor, und der Indio lenkte geschickt mit dem Paddel zu den Felsen.

»Ein Boot ist nicht da. Scheinen auch verreist zu sein, die Leute«, sagte ich.

Feliciano band das Piassavetau an einen Baum.

»Du bleibst hier!« schärfte ihm Manoel ein, und dann gingen wir gemeinsam den steilen Pfad hinauf.

Dicht verfilzt war die Ufervegetation. Dicke, spitze Dornen streiften unsere Hemden.

Oben stand auf einer kleinen Lichtung eine unsagbar primitive Hütte. Die Wände bestanden nur aus Pfählen mit solch breiten Zwischenräumen, daß eine Tür überflüssig war.

Und daneben standen ein Mann und ein Kind.

Es war ein erschütternder Anblick. Der Mann — höchstens 1,50 Meter groß — trug eine ehemalige Hose und ein Hemd, das seinen braunen, schmächtigen Oberkörper kaum verdeckte. Die Farbe dieser Kleidungsstücke — um nicht zu sagen Lumpen — war undefinierbar. Er hielt eine Sarabatana, ein Blasrohr, in der Hand, das gut doppelt so hoch aufragte wie er. Das Kind klammerte sich an sein Bein und schaute ängstlich zu uns Riesen herauf — denn das waren wir mit fast 1,80 Meter gegenüber den beiden.

Lauernd, sprungbereit stand der kleine Mann neben seiner Hütte. Manoel sprach ihn an — ohne Erfolg. Darauf ein neuer Versuch, und diesmal kam eine Antwort, und sie klang so wie die Laute der Frau gegenüber der Blumeninsel.

Manoel rief nach Feliciano. Ich machte einen Schritt auf das Haus zu und sah, daß dort drinnen noch eine Gestalt hockte — unbeweglich hinter einem niedrigen Feuer.

Wir gingen hinein zu ihr. Es war eine Frau unbestimmbaren Alters mit strähnigen Haaren, die aus matten Augen zu uns aufsah.

Zwei einfache Tonschalen, schwarz vom Ruß, standen neben der Feuerstelle. Drei großmaschige, aus grobem Baumbast geknüpfte Hängematten spannten sich quer durch den Raum. An den Stützpfeilern baumelten einige kleine Schöpfnetze für den Fischfang im niedrigen Wasser — sonst war praktisch keine Einrichtung vorhanden.

Manoel und Feliciano sowie die beiden Indios waren uns gefolgt, und wir boten Zaubermittel Nummer eins — Bonbons — an. Es tat wie immer seine Wirkung: Sie lutschten schmatzend, und dabei wurden ihre Gesichter von selbst freundlicher.

Die Frau stand auf. Auch sie konnte bequem und aufrechten Hauptes unter unseren ausgestreckten Armen hindurchwandeln.

Der Indiositte gemäß betrachteten wir alles — Netze und Hängematten — und gaben durch Gesten unserer größtmöglichen Anerkennung Ausdruck. Das war, wie wir herausfanden, neben den Bonbons die zweite Möglichkeit, ihr Wohlwollen zu erwerben.

Dabei deutete meine Frau auf eine kleine, rauchgeschwärzte Kalebasse, die in der Ecke neben dem Feuer von der Decke herabhing.

»Was ist das?« Sie ging darauf zu.

Blitzschnell sprang der kleine Mann vor und versuchte, sie mit ausgestreckten Armen zurückzuhalten. Dabei stieß er dauernd die gleichen Zischlaute aus.

Sein häßliches Gnomengesicht war verzerrt.

»Was ist denn los?« fragte ich. Und zu Feliciano gewandt: »Sag ihm, daß wir doch nur seine schönen Sachen bewundern wollen!«

Aber der kleine Mann war nicht zu beruhigen.

Ich zog die Zigaretten aus der Tasche und gab ihm eine. Als ich dann das Feuerzeug anknipste, schrie er auf und zitterte am ganzen Leib.

»Toller Vogel«, dachte ich und schaute auf Manoel. Der kannte sich in solchen Sachen besser aus und hatte schon ein Streichholz angerissen.

»Der hat Angst vor dem Feuerzeug. Der kennt das nicht.«

»Ja, was hat denn der Kerl? Warum will er uns die Kalebasse nicht zeigen?«

»Laß mich machen, Dotor«, sagte er, und dann begann eine Unterhaltung, bei der wir nur als Statisten mitwirkten. Feliciano übersetzte.

»Der weiße Mann ist ein Dotor!« begann Manoel.

Wir waren beide zurückgetreten, um die Verhandlungen nicht zu stören, und lehnten an den Pfählen der Wand. Meine Frau hatte sich von dem Schreck erholt und spielte mit einem der kleinen Schöpfnetze. Der kleine Mann stand immer noch in Abwehrstellung, vergaß aber nicht, eifrig an der Zigarette zu ziehen.

»Der weiße Mann und die weiße Frau sind hierhergekommen, um die schönen Dinge zu sehen, die von den Macú gemacht werden.«

Feliciano übersetzte, und ich sah auf die Ärmlichkeit um uns her, die kaum zu fassen war. So lebten also Menschen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Das Kind flüsterte mit seiner Mutter.

»Bonbons!« sagte ich zu Thea. »Jede Menge Bonbons! Ich will jetzt wissen, was in diesem komischen Kürbis aufgehoben wird.«

Das Kind kam sofort, als es sah, was meine Frau in der Hand hielt.

»Der weiße Mann ist ein großer Arzt. Er will dir nichts abnehmen. Er will nur sehen.« Manoel redete und begleitete seine Worte mit gewaltigen Armbewegungen, »Er ist viele Tage mit der Ubá gefahren, um dich zu besuchen. Er hat auch Geschenke mitgebracht: Streichhölzer, Seife, Angelhaken, Tabak . . . «

Jedes Wort kam langsam und mit anschließender Kunstpause. Feliciano übersetzte genauso theatralisch.

Manoel nahm die Streichhölzer aus der Tasche und reichte sie ihm.

»Warum willst du die schöne Kalebasse nicht zeigen?«

Bis jetzt hatte der kleine Mann kein Wort gesprochen. Aber nun sagte er etwas, es klang guttural, und er wiederholte es dreimal. Feliciano übersetzte in der »Lingua geral«.

»Was ist es denn, Manoel? Macht die Sache doch nicht so spannend! Es wird doch kein Gift sein!«

»Doch, Dotor!« sagte der. »Es ist Curare.«

»Wirklich?! Das müssen wir haben. Sprich mit ihm, daß er es zunächst mal zeigt!«

Feliciano sagte es ihm. Er sagte es dreimal. Da endlich band der kleine Mann die Kalebasse los. Sie war mit einem grob zurechtgeschnittenen Rindenstück verschlossen. Vorsichtig löste er den Deckel. Wir traten näher, ich streckte die Hand aus — blitzschnell sprang er zurück und schnatterte auf Feliciano ein.

»Er will nur zeigen — nicht geben«, sagte er.

»Soll er! Aber er soll vor die Hütte kommen. Hier drinnen ist es zu dunkel. Wenn schon nur sehen, dann wenigstens genau.«

Wir traten aus dem Schatten in die grelle Sonne. Vorsichtig folgte der kleine Mann und hielt den Behälter mit beiden Händen fest.

Und dann sahen wir es — ein dunkelbrauner, fast schwarzer, harziger, dicker Brei füllte die Kalebasse zu Dreiviertel. Ich schnupperte mit der Nase, roch aber nur Rauch, der genauso gut von dem schwarzverrußten Gefäß kommen konnte.

Das war es also! Nicht chemisch rein, aber von ungeminderter Wirksamkeit. Curare direkt vom Erzeuger! Wann mochten diese Kerle das zum erstenmal zusammengemixt haben?

»Das reicht ja, um eine Stadt auszurotten«, sagte ich zu meiner Frau. »Ob der das wirklich nicht verkauft? Was meinst du, Manoel?«

Als der kleine Mann merkte, daß wir nicht mehr so scharf auf seinen Topf guckten, hatte er flugs den Deckel drauf und wandte sich der Hütte zu, um ihn wieder aufzuhängen.

Wir holten unsere Tauschartikel aus dem Boot herauf.

Manoel sprach, ich sprach, und Feliciano übersetzte alles, aber der kleine Mann wollte sein Curare nicht hergeben. Wir hielten die blinkenden Angelhaken in die Sonne, wir schwenkten ein meterlanges Stück Rollentabak vor seiner Nase, der Frau zeigten wir die Seife, den Kamm und rote Ohrringe ...

Gierig schauten sie beide auf die Kostbarkeiten, aber wenn das Wort »Curare« fiel, fuchtelte der Kleine heftig mit den Armen und gurgelte uns ein paar Laute entgegen.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er rannte an die Ecke, wo die Sarabatana lehnte, griff in die Büschel des niedrigen Daches und holte seinen Köcher mit den Blasrohrpfeilen hervor. Er hielt ihn uns entgegen und sagte dabei etwas zu Feliciano.

»Die Pfeile will er eintauschen!«

Vorsichtig zog ich einen der streichholzdünnen Dinger heraus. Sie waren etwa 25 Zentimeter lang und am oberen Ende zum Abdichten im Blasrohr

mit Baumwolle umwickelt. Die nadelfeine Spitze glänzte wie schwarzer Lack.

»Vergiftet«, sagte ich. »Eingetrocknetes Curare.«

Acht Pfeile steckten im Köcher.

»Was will er dafür?« fragte ich.

Der kleine Mann zeigte auf die Angelhaken und den Tabak. Manoel schnitt ein zehn Zentimeter langes Stück ab.

»Das ist genug!« sagte er.

Der Handelspartner war anderer Ansicht. Er wollte auch noch Angelhaken. Auch die Frau schaltete sich ein. Sie wollte den Kamm.

»Curare!« sagte Manoel, »dann bekommst du alles, was hier liegt.«

Man sah es dem kleinen Mann an, wie er mit sich kämpfte.

Er redete auf die Frau ein. Sie erwiderte etwas und ging dann in die Hütte.

»Gewonnen!« dachte ich, aber sie kam mit einer der primitiven Hängematten wieder und zwei schön geflochtenen fächerartigen Gebilden, die wir vorher nicht gesehen hatten.

»Die benutzt man als Schaufel beim Rösten von Farinha«, erklärte Manoel.

»Kaufen wir, aber die Hängematte nicht ... Wir können ihnen doch nicht die ganze Wohnungseinrichtung abnehmen.«

Die Frau und der kleine Mann machten enttäuschte Gesichter, als Manoel die Hängematte zurückgab. Welche Überwindung mochte es sie gekostet haben, eine Schlafgelegenheit anzubieten, deren Herstellung — bei aller Primitivität — doch sicher wochenlange Arbeit erforderte. Und nur wegen ein paar Angelhaken!

Wie sie da so niedergeschlagen auf unsere Schätze guckten, die schon zu entschwinden schienen, taten sie mir leid.

Der kleine Mann ging wieder zur Hausecke und nahm die Sarabatana, das Blasrohr. Einen Augenblick überlegte er, dann reichte er sie her. Sie bestand aus einem Stück. Zwei Pakazähne waren sauber als Visier aufgeklebt.

Ich nahm sie nicht in die Hand.

»Frage ihn, ob er noch eine hat!« sagte ich zu Feliciano.

»Nein.«

»Dann nehmen wir sie nicht, Manoel. Es ist seine einzige Waffe. Womit soll er auf die Jagd gehen, wenn er sie nicht mehr hat? Wir nehmen noch ein kleines Schöpfnetz, und dann gib der Frau den Kamm und ihm fünf Angelhaken. Ich komme mir sonst vor wie ein Halsabschneider.«

Feliciano holte das Netz, und Manoel zählte dem Kleinen fünf Angelhaken in die Hand. Dann gab er der Frau den Kamm. Meine Frau tat auch noch ein übriges mit der Bonbontüte.

Wir konnten uns beide ein Lächeln nicht verkneifen, als wir die Reak-

tion sahen. Anscheinend kam ihnen die Bezahlung fürstlich vor, denn ihre Augen leuchteten, und sie blickten immer wieder auf die Schätze in ihren Händen.

Dabei stießen sie Laute aus, die keiner Übersetzung bedurften. Schnatternd folgten sie uns zum Boot hinunter, und als sie da auf den Steinen vor dem satten Grün der Pflanzen standen, das ihre ganze Erbärmlichkeit und Armut grell unterstrich, während ihre Hände immer noch die Kostbarkeiten betasteten und ein Lachen ihre häßlichen Gesichter verschönte, da stieg eine heiße Welle in mir hoch. Auch meine Frau schien ähnlich zu empfinden, denn sie bückte sich plötzlich über den Gummisack, zog eine ihrer Blusen heraus und reichte sie der Frau hinüber.

Dann stieß Feliciano das Boot mit dem Paddel ab.

Ein paar kräftige Schläge.

Manoel warf den Motor an.

Wir wandten uns noch einmal um, aber erst, als wir schon 100 Meter weg waren. Da standen die drei Gestalten — graue Tupfen in der gewaltigen Urwaldmauer — und winkten uns nach . . .

»Ist das nicht gräßlich«, sagte meine Frau. »Das ist doch kein Leben, kein menschenwürdiges Leben, das diese armen Teufel da führen.«

»Ja«, sagte ich, »das ist kein menschenwürdiges Leben, aber es ist das Leben von Menschen jenseits der Zone, die wir zivilisiert nennen. Die Vorposten haben wir schon hinter uns. Wir sind schon mitten drin im Niemandsland des 20. Jahrhunderts.«

Mit gleichmäßiger Geschwindigkeit zog unser Boot weiter. Schmetterlinge in den unwahrscheinlichsten Farben umgaukelten uns, die Luft zitterte über der weiten, dunklen Wasserfläche, auf der die Sonnenreflexe wie Diamanten glitzerten.

Wir hielten uns ziemlich in der Mitte des großen Stromes, und es war lediglich der Fahrtwind, der die Temperatur erträglich machte. Laut meiner Karte mußten wir unter dem Äquator fahren.

Ab und zu sahen wir im blauen Dunst vor uns im Westen einige Bergkuppen, die jedoch nur wenige hundert Meter hoch zu sein schienen. Unsere Giftpfeile hatten wir tief unten im Gummisack verstaut, damit sie kein Unheil anrichten konnten.

Das Curare ließ mir noch keine Ruhe. Ich turnte nach hinten zu Manoel, der unbeweglich in die Sonnenhitze blinzelte.

»Warum wollte der Macú sich nicht von seinem Curare trennen? Mir ist das insofern unverständlich, als er doch andere lebensnotwendige Dinge zum Tausch anbot — nur bei dem Gift wehrte er sich wie der Teufel.«

Manoel rückte etwas am Steuer. Die Nase des Boots schob sich leicht aufs linke Ufer zu.

Ohne den Blick vom Fluß zu lassen, sagte er: »Dahinter muß etwas

anderes stecken, Dotor! Die Macú sind Waldbewohner und leben grundsätzlich in Sippengemeinschaft, denn anders ist das Dasein im Wald nicht zu meistern. Und da war es genau umgekehrt: Die Familie war allein, und sie war nahe am Fluß. Das sind zwei Umstände, die mir zu denken geben. Daß es Macú sind, steht außer Zweifel — und außerdem hatten sie kein Boot, wie Sie selbst gesehen haben.«

»Du meinst, daß sie ausgestoßen sind aus dem Stamm oder geflohen?«

»Wer weiß! Jedenfalls kann der Mann aus irgendwelchen Gründen nicht mehr zurück, um neues Curare zu holen, wenn er welches braucht. Nur darum hat er sich so gewehrt. Sie haben ja selbst gestaunt darüber, daß er sein Blasrohr anbot — nur der Angelhaken wegen. Es muß ihnen sehr schlecht gehen. Er hätte alles hergegeben, was er selbst ersetzen kann. Wenn der Dotor nicht so großzügig gewesen wäre . . .«

»Hör auf, Manoel! Die lächerlichen Angelhaken . . . Aber kann er das Curare denn nicht selbst herstellen? Ich denke, alle Macú verstehen sich darauf?«

Manoel antwortete erst nach einer Weile. Es schien, als habe er überlegen müssen, wie er es mir beibringen könnte. Er sagte: »Er kann es und kann es doch nicht, Dotor. Er kennt bestimmt die Pflanzen, die notwendig sind, aber er ist kein Pagé, kein Zauberer.« Er sah aus den Augenwinkeln zu mir her. »Die Herstellung, das tagelange Kochen des Saftes, bis er so dick ist wie Pech — das muß der Zauberer machen. Er allein kennt die Gesänge und Beschwörungen, die das Gift wirksam machen.«

»Nun hör auf, Manoel! Curare wird heute schon in Laboratorien als Anästhetikum, als unempfindlich machendes Mittel hergestellt — ohne Zauberer. Und es wirkt auch!«

Manoel sah mich voll an, und sein Gesicht war ernst, als er sagte: »Das mag sein, Dotor. Und vielleicht wirkt es in den großen Städten — aber hier . . .« — dabei machte er eine weite Armbewegung —, ». . . in den Wäldern gilt das Gesetz der großen Städte nichts . . . «

DER STROM DER BEMALTEN FRAUEN

Kurz vor Mittag legten wir in Trovão an.

Eine Reihe Einbäume lagen auf dem breiten, sacht zum Wasser abfallenden Felsbuckel, der gleichzeitig den Dorfplatz bildete. In seiner Mitte verkündete eine Tafel, daß die Siedlung 1927 von den Salesianern gegründet worden war.

Die Bewohner standen in der prallen Sonne und schauten etwas scheu auf unsere fremden Gesichter in dem ansonsten wohlbekannten Boot.

Reihum schüttelten wir die Hände — auch den kleinsten Säuglingen, die im Reitsitz auf der Hüfte der älteren Schwester oder Mutter hockten.

Und dann machten wir den obligatorischen Gang durch die Siedlung, in der 15 Familien wohnten.

Jacamins, große schwarze Urwaldvögel, die wie Hühner gehalten wurden, flüchteten mit tiefem, gutturalem Gelächter in ihre stabil gebauten Hütten, in denen sie der Vampire wegen über Nacht eingesperrt wurden.

Neugierig folgten uns die Bewohner auf Schritt und Tritt. Der Overall meiner Frau erregte dabei ihr größtes Interesse. Eine Frau in solch komischen Hosen, die bis an die Schultern reichten, hatten sie noch nicht gesehen.

In ihrer Mitte wandelte laut schwatzend Feliciano, der wohl nur deshalb so ungeniert drauflos redete, weil er wußte, daß wir ihn nicht verstanden.

Manoel stand abseits mit dem Oberhaupt der Siedlung, der sich stolz »Chef« nannte, ein Titel, den zu erhalten sich jeder Brasilianer sein Leben lang bemüht. In dieser Gegend bedeutete er aber obendrein noch Bildung, die sich vor allem in der Kenntnis des Portugiesischen bekundete.

Gleich hinter den Hütten begann der hohe Urwald. Wuchtig überragte er die zierlichen Bacaba-Palmen, die in keiner Ansiedlung fehlen. Nicht nur, weil die Wipfel hier als »Dachziegel« Verwendung finden, sondern auch wegen der apfelgroßen Früchte, die zu Hunderten in dicken, goldbraunen Trauben herabhängen. Sie werden gekocht und dann kalt an Stelle von Brot gegessen. Sicherlich sind sie sehr nahrhaft — vor allem ihres Fettgehalts wegen, aber sie schmecken wie mehlige Seife und waren uns daher von Anfang an unsympathisch.

Es gab nicht viel ethnologisch Interessantes zu sehen. Die Leute lebten vom Fischfang und schienen unter dem Einfluß ihres »Chefs« viel vom alten Brauchtum abgelegt zu haben. Dieser Chef stand nun unten am Boot mit unserem Becher in der Hand, während wir nach beendeter Besichtigung Bonbons verteilten. Für jeden nur eins, denn unser Vorrat verringerte sich zusehends. Wir überlegten, ob wir den guten Leutchen nicht doch etwas abhandeln sollten, denn sie brachten, nachdem sie sich wohl von unserer harmlosen Gesinnung überzeugt hatten, allerlei Schätze an. Da hatte einer Schildkröteneier, die wie eingedrückte Ping-Pong-Bälle in einer Cuja lagen, ein anderer hielt uns Rauchfisch unter die Nase und redete eifrig auf uns ein.

Ich verteilte an die wenigen anwesenden Männer Zigaretten, aber dieser Einfall war ein entschiedener Fehler. Denn nun wurde noch mehr angeschleppt, und außerdem bedeuteten die Frauen unmißverständlich, daß sie eine fertige Zigarette auch nicht verachteten. So war im Nu auch das zweite Päckchen leer.

»Sollen wir Fische mitnehmen?« fragte ich Manoel, der mit dem Chef heraufgekommen war.

»Ja, Dotor.«

»Gut. Dann kauf ein!«

Es war besser, wenn er das machte, denn inzwischen wurden uns gut und gerne an die 50 Fische entgegengehalten. Manoel betastete, befühlte, winkte ab und lobte wie ein orientalischer Viehhändler. Was er für gut befand, reichte er Feliciano.

Schließlich hatten wir 14 Fische. Die Bezahlung erfolgte in Angelhaken und Streichhölzern.

Wir gingen zum Boot zurück. Alle folgten und hielten uns immer noch Bacaba-Früchte, Fische und Schildkröteneier entgegen, als wir schon eingestiegen waren und Manoel den Motor anwarf.

Jeder wollte doch noch einen Angelhaken und Zündhölzer einhandeln. Aber wir hatten keineswegs die Absicht, einen Fischladen zu eröffnen. Kistenweise müßte man die Geschenke mithaben, um die bescheidenen Wünsche dieser Menschen zu erfüllen.

Feliciano stakte im niedrigen Wasser das Boot gegen die Strömung. Wir winkten. Und dort, wo der Felsbuckel hochstieg aus dem Schwarzen Fluß, winkten vielleicht 60 Hände zurück.

Weiter ging die Reise.

Nach etwa einer halben Stunde holten wir eine Ubá ein. Zwei Frauen mit der üblichen schwarz-roten Gesichtsbemalung saßen darin. Wir hielten neben ihnen.

Die beiden waren gar nicht schüchtern. Sie seien auf dem Wege zu ihren Männern, die weiter oberhalb Gummi zapften.

Große Kämme steckten in ihren pechschwarzen Haaren und wippten mit, wenn sie beim lebhaften Erklären den Kopf bewegten. Als ich mir eine Zigarette anzündete, wollten sie auch eine. Daß Frauen rauchen, scheint also keine Zivilisationserscheinung zu sein — und sie machten Lungenzüge wie alte Seebären.

»Wir könnten sie ein Stück mitnehmen, wenn sie wollen«, sagte ich zu Manoel.

Sie faßten beide an der Bordwand an, als der Motor wieder schnurrte, und lachten über ihre buntbemalten Gesichter.

So hatten wir Zeit, die Dinge zu betrachten, die sie in ihrem Einbaum transportierten: Körbe mit Farinha, die üblichen schwarzgeräucherten Fische und mehrere Balaios — flache, geflochtene Schalen — mit Früchten.

Manoel unterhielt sich mit der einen, die sozusagen neben ihm hockte, in der »Lingua geral«. Dadurch sahen wir ihr Profil. Es schienen Tarianas zu sein, die sich unter allen Stämmen am Rio Caiarí durch ihre Häßlichkeit auszeichnen. Die breiten Mongolengesichter, die flachen Nasen und niedrigen Stirnen waren typisch.

Als sie sich dankend verabschiedeten, um in einen halbverwachsenen Igarapé einzubiegen, schenkten sie uns zwei riesige Ananas und einige Zwiebeln — was besonders von Manoel begrüßt wurde. Wir ließen uns natürlich nicht lumpen und gaben ihnen ein Stück Tabak.

So schieden wir als Freunde und mit großem Wortschwall ihrerseits.

Es war Zeit, das Mittagessen einzunehmen.

Feliciano zerschnitt Pfefferschoten und eine Zwiebel, schüttete Salz auf einen Blechteller, und ich fand bei der Durchsicht unserer vielen Gefäße ein Säckchen mit Hartkeks – Typ Hundekuchen –, wie ich sie noch aus den Zeiten der seligen Wehrmacht in Erinnerung hatte. Ich zeigte sie.

»Woher kommen die denn?«

»Die hat sicher die Schwester in der Mission gestiftet«, meinte Manoel.

»Der Korb stammt doch von ihr . . . «

So wurde also das Essen unverhofft bereichert.

Wir bestreuten unsere Fischbrocken jeweils mit etwas Salz und versuchten die Pfefferschoten, die sich die beiden in den Mund stopften, als handele es sich um reife Tomaten, erst nach mehrmaligem Zureden.

»Gar nicht scharf!« beteuerte Manoel immer wieder, bis er mich endlich so weit hatte, daß ich eine der Scheiben aß.

Meine Frau schaute gespannt zu.

»Wirklich gar nicht scharf«, sagte ich. »Schmeckt fast wie Rettich.«

Und sie probierte auch.

Ich kaute bereits am nächsten Stück Fisch – er war saftig, und nur die dicken Salzkörner störten etwas den Genuß – und wollte gerade nach der nächsten Pfefferscheibe greifen – da begann es! Erst spürte ich es nur an der Zungenspitze, dann aber auf den Lippen und endlich im ganzen Mund. Es brannte wie die Hölle!

Ich angelte nach dem Becher und füllte ihn mit dem vorbeifließenden Rio Caiarí – einmal – zweimal – es nutzte nichts! Die Lippen schienen zu schwellen wie Ballons, die Zunge schlenkerte ich in den Trinkpausen hin und her, wobei ich tief einatmete, um den Luftstrom zur Kühlung mit heranzuziehen – alles zwecklos! Nur wenn der Mund voll Wasser war, besserte sich die Lage.

»Ist gar nicht so scharf«, hatte dieser Kerl dahinten gesagt – und er fraß das Teufelskraut wie frische Brötchen. Ich glaube, sein Gaumen hätte sich nicht einmal mehr von Schwefelsäure beeindrucken lassen.

Noch einen Becher! Die Wasserleitung war ja so praktisch hier und so groß. Man fuhr sogar darauf spazieren.

Endlich ließ das Brennen nach. Und da kam es mir erst zum Bewußtsein, daß der Becher nach Schnaps gerochen hatte.

Dann war meine Frau dran.

»Wasser!« schrie sie. »Gib den Becher! Das brennt . . . « Zum Glück ging es schneller vorbei, als nach der Heftigkeit anzunehmen war.

Wieso hatte der Becher nach Schnaps gerochen? Und der »Chef« von Trovão hatte ihn als letzter vor uns in der Hand gehabt.

»Manoel«, fragte ich, »haben wir Cachaca?«

TAFEL 7 Was im Haushalt am großen Fluß so alles gebraucht wird.

TAFEL 8
Die Brücke von Taraquá.

Von Taraquá flogen wir mit der Catalina unserem großen Abenteuer entgegen.

Er schaute mit harmloser Miene von seinen Pfefferschoten auf — unwillkürlich machte ich den Mund auf und holte tief Luft . . .

»Was haben Sie gesagt, Dotor?«

Als wolle er unterstreichen, daß er nicht verstanden habe, rückte er etwas am Gashebel. Der Motor tuckerte leiser.

»Haben wir Schnaps, Manoel?«

In seinem faltigen Gesicht arbeitete es.

»Ich habe immer etwas Medizin, Dotor«, sagte er endlich. Dabei griff er unter seine Sitzbank und zog eine Literflasche hervor. Er reichte sie mir und fuhr fort: »Wenn der Dotor die Medizin benötigt — wegen des Pfeffers . . .« Der raffinierte alte Knabe! Ich entkorkte die Flasche. Es war Cachaça übelster Art — es verschlug einem fast den Atem.

Medizin nannte er das. Damit erkaufte er sich wahrscheinlich das Wohlwollen der »Chefs« in den Siedlungen — vielleicht war das aber auch ihre Bedingung: Du gibst mir jeweils, wenn du kommst, einen Becher Schnaps, und ich lasse dafür mein Volk jauchzen . . .

Wer kennt sich aus mit den Gebräuchen, die sich die Wildnis geschaffen hat?

Ich gab die Flasche zurück.

»Nein, danke, Manoel! Behalte deine ›Medizin‹.« Und zu Thea: »Wie steht's? Ich glaube, ein Nescafé kalt würde uns jetzt guttun.«

Den Abschluß unseres Menüs bildeten die beiden riesigen Ananasfrüchte. Der Wohlgeschmack ihres saftigen Fruchtfleisches ließ den Pfeffer vergessen.

Die Ansiedlung Pituna tauchte auf. Es waren nur Ruinen — soweit Palmstroh-Hütten Ruinen bilden können.

Wir folgten weiter dem Strom — an kleinen und manchmal auch größeren Inseln vorbei. Keine Hütte war zu sehen, kein Boot begegnete uns und störte den makellos glatten Wasserspiegel.

Als nächste Ansiedlung liefen wir Corocoró an. Meine Frau tauschte mit Manoels Hilfe einen Tragkorb mit Stirnband und einen hübsch geflochtenen Balaio ein. Wir hielten uns nicht lange auf. Manoel wollte in Bela Vista übernachten — da sei es sehr schön!

Ich weiß nicht, wie viele Orte in Brasilien »Bela Vista« heißen, »Schöne Aussicht«, aber es sind bestimmt nicht wenige. Aus dem Stegreif kann ich acht angeben, von denen man höchstens bei vier von einer »Schönen Aussicht« reden kann.

Die Gründer müssen bei der Namensgebung an etwas anderes gedacht haben als an den optischen Landschaftseindruck. Vielleicht wollten sie sich selbst Mut machen mit dieser Bezeichnung? Ich war also einigermaßen neugierig auf »Bela Vista«.

Hinter Corocoró macht der Fluß eine scharfe Biegung nach Süden und

gibt den Blick frei auf die Serra Panela, die ihren Namen zu Recht hat, denn sie erhebt sich wie ein gewaltiger, umgestülpter Topf über das flache Land.

Vor ihr liegen im Fluß drei liebliche Inseln, deren letzte Ilha do Pacú heißt. Dort hatten wir mehr Glück. Wir erwarben zehn Panflöten, die eine alte Frau für ein Fest herstellte, dessen Sinn und Zeitpunkt jedoch nicht aus ihr herauszubekommen war.

In ihrer Hütte hingen auch einige Federkronen — Cangatara genannt — an der Wand, die sich jedoch in einem solch schlechten Zustand befanden, daß wir sie nicht mitnahmen — zumal Manoel versicherte, wir würden bestimmt noch bessere finden.

Daß alle Frauen, die wir an diesem Tag getroffen hatten, schwarz-rot angemalt waren, fiel uns schon fast nicht mehr auf. Man gewöhnt sich eben schnell an das Ungewöhnliche, wenn man auf stillen Urwaldflüssen spazierenfährt.

Die Sonne stand nur noch wenige Handbreit über dem Waldrand, als wir weiterfuhren. An mehreren einsamen Seringueiro-Hütten kamen wir noch vorbei, hielten jedoch nicht mehr an. Bela Vista lockte nach diesem Tag, dessen Eindrücke wir noch nicht verdaut hatten.

Wir kamen uns schon gar nicht mehr wie Menschen des 20. Jahrhunderts vor, sondern schwammen in einem Traumboot durch die Vergangenheit. Wir hatten uns eingestellt auf diese Vergangenheit, die mit Stimmen auf uns einredete, die wir nicht verstanden, und die mit Tabak und Angelhaken glücklich zu machen war.

Nur so war es möglich, wachen Sinnes alles aufzunehmen, was um uns herum vorging. Eine Verbindung zur Gegenwart, zu unserer technisierten und komplizierten Welt war nirgends zu sehen . . .

Gerade noch vor Einbruch der Dämmerung erreichten wir Bela Vista.

Zuerst glaubten wir an ein Trugbild, aber beim Näherkommen sahen wir, daß es keine Täuschung war. Da stand wirklich ein Haus, ein Steinhaus mit zwei Stockwerken und richtigen, großen Fenstern!

Ein Märchenschloß in der Wildnis, gebaut im Stil der Jahrhundertwende mit einem kleinen Türmchen auf dem hohen Giebel!

So sah es beim Näherkommen aus. Als wir aber dort waren, standen wir vor einer Ruine mit leeren Fensterhöhlen und geborstenen Dachziegeln. Mit ganzer Kraft war der Urwald dabei, einstmals verlorenes Gelände zurückzuerobern . . .

Wir stießen vom Ufer ab, um auf die etwa 50 Meter vorgelagerte »Insel der Krokodile« überzusetzen, deren dichtverfilzten Rand zwei Hüttendächer überragten.

Es war nur eine Frau mit einem Kind anwesend. Den Mann habe man mittags nach Assai geholt, wo jemand schwer erkrankt sei.

Es war direkt ein Wunder! Die Frau sprach portugiesisch, und so konnten wir uns erstmals an diesem Tage wieder mit jemandem unterhalten, ohne die Dolmetscherdienste unserer Begleiter in Anspruch zu nehmen.

Zwei Jacamins lebten friedlich mit Hühnern zusammen und machten seit unserem Eintreffen einen unverschämten Krach. Anscheinend vertraten sie die Wachhunde.

Die Frau war gerade beim Backen von Mandiokafladen und gab uns bereitwillig einige ab. Sie schmeckten in diesem warmen Zustand gar nicht schlecht — allerdings mußten wir sie salzen wie alles, was hier am Fluß zubereitet wurde. Salz ist in Amazonien ein so kostbarer Artikel, daß viele der Bewohner es nie kennengelernt haben — also auch nicht vermissen.

Nach dem Essen, als wir beim Kaffee saßen, berichtete die Frau, was sie von dem Märchenschloß wußte. Ein Mann namens Albuquerque hatte es um die Jahrhundertwende erbaut. Er war einst der mächtigste Seringalista am oberen Rio Negro gewesen, ein Gummikönig, für den Tausende Seringueiros an den Flüssen geschuftet hatten.

Mit seinen Lanchas hatte er das Baumaterial herangeschafft, mit Seide waren die Zimmerwände bespannt gewesen, sogar ein Konzertflügel — die Frau sagte »Klavier mit drei Beinen« — hatte dort drüben in jener Ruine gestanden.

»Hier auf der Insel hat seine Leibwache gewohnt«, erzählte sie. »Mein Vater gehörte auch dazu.«

Oft sei es zu Schießereien gekommen, wenn sie drüben im Haus alle betrunken waren. Ganze Bootsladungen Alkohol habe er kommen lassen, um seine Gäste, die das Haus ständig bevölkert hätten, in Stimmung zu halten.

Dann war der Alte gestorben, und seine beiden Söhne hatten das Erbe angetreten. Das war schon in der Zeit, als die Gummipreise fielen, als es immer weiter abwärts ging . . .

Eines Tages seien sie weg gewesen. Über Nacht waren sie mit der Lancha verschwunden und hatten alles im Stich gelassen, das Haus und die gesamte Einrichtung. Jahrelang habe es noch so gestanden.

Die Angestellten, die immer noch auf der Insel wohnten, hatten die Vorräte verbraucht und waren dann auch — einer nach dem anderen — abgewandert. Hier war ja nichts mehr zu holen.

Man habe nie wieder von den Söhnen gehört. Nur eine Schwester von ihnen sei noch in der Gegend. Sie müsse in Tapuruquara wohnen.

Wir fanden sie wenige Tage später wirklich dort. Und sie, die alles aus persönlicher Erinnerung wußte, erzählte uns noch viele Einzelheiten. In einer Hütte saß sie an der Nähmaschine, eine alte Frau, und arbeitete für die Mission. Aber sie war zufrieden und haderte nicht mit dem Schicksal, obwohl sie in ihrer Jugend eines der reichsten Mädchen Amazoniens gewesen war . . .

Es war Nacht geworden und das Feuer zusammengefallen. Eine blakende Ölfunzel war die einzige, kümmerliche Beleuchtung. Wir banden die Hängematten an und begaben uns zur Ruhe. Was hätten wir auch weiter tun sollen? — Den Touristen wird auf den einsamen Flüssen noch kein Nachtleben geboten.

Um vier Uhr begannen die beiden Jacamins, die auf einer Stange irgendwo unter dem Dach der Hütte saßen, eine lebhafte Unterhaltung. An Schlaf war bei diesem tuckernden Gelächter, das an einen Truthahn erinnerte, nicht mehr zu denken.

Wir blieben trotzdem liegen, während Manoel und Feliciano ihren unvermeidlichen Brei kochten. Erst als sie die Fertigstellung des Kaffees meldeten, erhoben wir uns.

Zum Abschied schenkten wir der Gastgeberin ein Paar Ohrringe und dem Kind einen Armreif und fuhren in die Nebelschwaden hinein, die noch über dem Fluß hin- und herwallten.

So gegen neun Uhr erreichten wir einen Igarapé mit Namen Jajari. Manoel hielt an und erklärte uns, man könne dort fünf Tage hinauffahren, dann in einen Wasserarm einbiegen, der oberhalb Jauareté, bereits auf kolumbianischem Gebiet, den Caiarí wieder erreiche. Er habe die Reise schon mehrmals gemacht. Eine Reihe sehr selten besuchter Indiosiedlungen lägen an dieser Strecke. Wenn wir wollten . . .

Wir überlegten: In zwei Tagen würden wir — weiter dem Caiarí folgend — Taraquá erreichen. Dort kam in drei Tagen eine Catalina an, deren Besatzung uns sicherlich sagen konnte, ob Pater Antonio inzwischen in Tapuruquara angekommen sei oder nicht. Es war doch immer ein Pater auf dem Benzinfloß, wenn die Maschine kam — schon allein wegen der Post. Es wurden die neuesten Neuigkeiten ausgetauscht — sie mußten es also wissen.

Dieser Bescheid war für uns zunächst das Wichtigste.

War der Pater noch nicht dort, konnten wir mit Manoel für weitere drei Wochen durch die Gegend fahren. Denn so lange würde es bis zur nächsten Catalina dauern. War er aber schon angekommen, mußten wir auf dem schnellsten Wege zu ihm — und das würde mit der gleichen Catalina möglich sein.

»Wir fahren weiter nach Taraquá«, entschied ich.

Wenig später legten wir in Assai an und trafen dort den Mann, in dessen Hütte wir die vergangene Nacht verbracht hatten. Er trug eine Sonnenbrille und übte in der näheren und weiteren Umgebung die Funktion eines »Arztes« aus. Was diesen Ruf rechtfertigte, weiß ich nicht. Sicher war nur, daß die Sonnenbrille entschieden zu seinem Ansehen beitrug.

Er machte auf uns jedoch einen sympathischen Eindruck und sprach — genau wie seine Frau — ein gutes Portugiesisch. Aus irgendwelchen unbekannten Gründen hatte auch er sich von der Zivilisation abgesetzt wie jener Sr. Jovino an der Blumeninsel und lebte hier hochgeachtet unter den einfachen Menschen.

Er führte uns zu einer alten Frau, die zusammengekrümmt in ihrer Hängematte lag. Sie hatte hohes Fieber, und wir ließen einige Café-Aspirin-Tabletten da — das einzige Medikament, über das wir verfügten. Ich nahm mir jedoch vor, in der Mission von Taraquá um ein wirksameres Fiebermittel zu bitten und so schnell wie möglich nach hier zurückzukehren.

Etwa eine Stunde später sahen wir am rechten Ufer das grüne Palhadach einer neuen Hütte.

Sie gehörte Gummisammlern, die von Cucuí hierhergekommen waren. Dort müsse man schon tief in den Wald hinein, um gute Gummibäume zu finden, sagten sie. Hier am Caiarí sei es noch bedeutend besser. Sie hatten einen Otter geschossen, und wir tauschten das Fell gegen zwei Kilo Salz, eine Handlänge Tabak und eines meiner Hemden. Sie waren sehr zufrieden mit diesem Geschäft, obwohl wir später erfuhren, daß ein trockenes Fell an die hundert Mark wert war. Kurz nachdem wir die Leute verlassen hatten, kam ein Gewitter. Es stürmte, und der Regen trommelte staccato auf dem Aluminiumdach. Wir legten an und schützten, so gut es ging, unsere Sachen, denn das Boot hatte keine seitliche Verkleidung. Glücklicherweise traf uns nicht die Hauptmasse des Unwetters wie in der Hütte Jovinos.

Wir nutzten die Pause zum Mittagessen.

Von den Gummisammlern hatte Manoel gegen etwas Benzin einen Piraiba eingehandelt, einen großen Fisch, und ebenso das Schwanzstück eines Krokodils. Beides war im Rauch konserviert und sehr saftig.

Gegen ein Uhr konnten wir weiterfahren. Der Himmel war noch bedeckt, und die Urwaldlandschaft sah ungeheuer trostlos aus.

Häufig sahen wir nun Botos — die großen Flußdelphine — in dem ruhig fließenden Wasser, und ab und zu einen Tukan, der mit schnellem Flügelschlag dem anderen Ufer zustrebte. Tukane sind entweder keine guten Flieger — oder sie haben kein Selbstvertrauen. Ihr Flügelschlag wirkt so hastig und aufgeregt, als fürchteten sie, jeden Augenblick abzustürzen. Durch den langen Schnabel, den sie beim Fliegen weit vorstrecken, erscheinen ihre Flügel nach hinten verrutscht zu sein, und man hat den Eindruck, als übten dort irgendwelche Vögel den Rückwärtsflug — und beherrschten ihn noch nicht . . .

Die Siedlung Matapi lag auf einem gut 15 Meter hohen Steilufer. Es war eine Quälerei, dort hinaufzukommen, weil man in dem pulverigen weißen Sand bei jedem Schritt einen halben zurückrutschte. Aber wir fanden keinen anderen Aufstieg.

Oben waren zunächst außer den Hütten nur Hunde und Hühner zu sehen. Aber noch während wir bei der Besichtigung waren, kam eine Fa-

milie von der Pflanzung zurück, vorneweg der Mann mit Pfeilen und Bogen, dahinter folgten zwei Kinder und die Frau mit einem Korb voll Mandiokawurzeln. Das breite Tragband lag um die Stirn und diente obendrein dem jüngsten Familienmitglied, das oben auf dem Korb saß, als Halt.

Wir tauschten einen geflochtenen Hut von fast einem Meter Durchmesser ein, und als Draufgabe erhielt der kleinste Sprößling ein knallrotes Höschen.

Dafür wurde er uns anschließend im Laufställchen — Modell Rio Caiarí — vorgeführt. Vom Hüttendach hing an drei Stricken ein hölzerner Reifen von ungefähr 40 Zentimeter Durchmesser herab. In diesem Reifen war vorn und hinten ein durchhängender Baststreifen befestigt, auf den der kleine Mann nun gesetzt wurde. Das Ganze befand sich so hoch vom Erdboden, daß seine Füßchen ihn bequem erreichten. Leider schien er sich darin gar nicht wohl zu fühlen, denn er schrie wie am Spieß, und auch das Bonbon, das wir zwischen seine beiden einzigen Zähnchen schoben, besserte seine Laune nicht. Erst als er auf dem Boden kriechen durfte, beruhigte er sich.

Es wurde an diesem Nachmittag nicht mehr klar.

Durch leichten Nieselregen hindurch fuhren wir fast vier Stunden, ohne eine Hütte oder ein menschliches Wesen zu sehen.

Dann legten wir in Ananas an.

Fast gleichzeitig mit uns kamen drei hochbeladene Kanus, die eine Menge Volk ausspien. Alle waren irgendwie miteinander verwandt. Außer zwei alten Großmüttern und einer Reihe kleiner Kinder hatten sie ihr ganzes Besitztum bei sich. Sogar einen Pfefferstrauch und Mandiokastecklinge sahen wir in einem der Boote. Sie reisten in Sippengemeinschaft und wollten zur Serra Curicuriari, an deren Fuß wir die Catalina verlassen hatten.

»Haben die Leute mit ihren vollbepackten Booten denn keine Angst in den Stromschnellen?« fragte ich Manoel. Wir hatten sie ja von Anfang bis Ende durchfahren, und ich konnte mir nicht vorstellen, wie das gutgehen sollte.

Manoel, der sowieso alles übersetzen mußte, erkundigte sich genau. Dann bat er um meine Karte, fand aber nicht, was er suchte.

»Die Karte stimmt nicht, Dotor!« sagte er dann. Und er erklärte, daß sie hier in der Nähe einen Igarapé hineinfahren würden. An einer bestimmten Stelle führe dann ein kurzer Pfad zu einem anderen Igarapé, der unterhalb Merces den Rio Negro erreiche. Die Stromschnellen würden sie also umgehen oder besser: umfahren. Keiner der beiden Wasserläufe war in der Karte eingezeichnet. Und es handelte sich nicht um die einzigen Fehler, die sie aufwies. Pater Antonio stellte später noch mehrere fest.

Eigentlich war es ja auch kein Wunder. Früher druckte man auf die Landkarten nur das, was man genau wußte. Das übrige ließ man frei. So entstanden die »weißen Flecken«.

Diese Zeit ist vorüber. Kein Land gibt gerne zu, daß ihm Teile seines Territoriums unbekannt sind. Also bedruckt man die Karten schön bunt, und in der Zeichenerklärung heißt es dann, sie seien auf Grund von Luftaufnahmen angefertigt worden. Das mag in besiedelten oder zumindest übersichtlichen Gebieten ein ausreichender Ersatz für die trigonometrische Erfassung sein, aber nicht im Urwald. Denn nicht jeder kleine Fluß bezeichnet seinen Lauf durch eine Schneise, und nicht jede Lücke in der verfilzten Decke tropischer Regenwälder bedeutet, daß sich dort Wasser befinden muß. Auf der anderen Seite stelle man sich die Auswertung photographischer Aufnahmen von einer tausende Quadratkilometer umfassenden Fläche vor, die sozusagen unbesiedelt ist! Wen interessiert es wirklich, ob da auch jedes Rinnsal berücksichtigt wird? — Höchstens den seltenen Vogel, der sich aus seiner genau registrierten Umgebung mal dorthin verläuft! Wo das Weltbild sowieso nicht mehr stimmt, kommt es auf die Feinheiten der Karte auch nicht mehr an.

Keiner der Bewohner von Ananas war anwesend.

Mit wüstem Gekläff versuchten die Hunde, den ihnen anvertrauten Besitz gegen uns Eindringlinge zu verteidigen. Es blieb aber beim Bellen.

Nach anfänglichem Zögern taten wir es der Sippe gleich, die in ständigem Hin und Her ihre Boote entladen hatte und im ersten der Häuser bereits eifrig mit dem Bereiten des Abendessens beschäftigt war. Wir belegten das letzte Haus, das sich von den anderen in der Bauweise unterschied. Es war nicht mit Palmstroh, sondern mit Rindenstücken verkleidet, die man von bestimmten Palmstämmen in Mannshöhe abschält und dann flach ausgebreitet trocknen läßt. So entstehen tadellos glatte Wände.

Während Feliciano kochte, sahen wir uns den turbulenten Betrieb an, den die Leute im ersten Haus inszenierten.

Zwei Männer quetschten mit einer primitiven Presse, die unseren Wäschemangeln ähnelte, Zuckerrohr aus. Eine Frau rieb Mandiokaknollen, eine andere öffnete Urucu-Kapseln, die sie am Strauch gleich nebenan geerntet hatte, und erneuerte mit beiden Händen ohne Hilfe eines Spiegels ihr Make-up. Eine der alten Großmütter hütete derweil die Kleinsten, die in ihrer ganzen unbekümmerten Nacktheit um sie herum im Sande krochen.

Die sechs Hunde, die ebenfalls den Booten entstiegen waren, hatten inzwischen mit den ansässigen Kollegen eine Art Burgfrieden geschlossen, nachdem die erste große Rauferei mit Knüppeln und Paddeln beendet worden war.

Einer der Männer saß auf einem kleinen Bänkchen vor der Hütte und drehte eine Angelschnur. Mit der großen Zehe hielt er dabei die Fäden

stramm. Ich stiftete einige Angelhaken und erhielt als Dank dafür das fertige Kunstwerk zum Geschenk. Eine Gebrauchsanweisung lieferte der Mann auch mit. Manoel übersetzte sie. Er sagte: »Diese Angelschnur benötigt keinen Köder. Man braucht sie nur ins Wasser zu halten — die Fische beißen dann schon an!«

Dabei zeigte er auf eine kleine Frucht, die er »Piripiriaca« nannte und die er zusammen mit dem Angelhaken befestigt hatte. »Sie zieht alle Fische an!« beteuerte er.

Er sagte es ganz ernst, und ich hatte keinen Grund anzunehmen, daß er uns zum Narren halten wollte.

In Taraquá probierten wir es aus, und zwei Tucunarés blieben wirklich an der Angel hängen. Der dritte Fisch beendete vorzeitig unsere Freude. Was ich aus dem Wasser zog, war nur noch die Tucumschnur. Nuß und Angelhaken hatte der Fisch abgebissen. Oder war es wirklich eine Schildkröte gewesen, wie Manoel behauptete?

Es war Nacht geworden, stockdunkle Nacht. Kein Stern leuchtete vom verhangenen Himmel. Ein böiger Wind fuhr durch die Palmen und verkündete weiteren Regen. Er ließ die Feuer auflodern, die vor der Hütte brannten, und ich hatte Gelegenheit, die Leute zu betrachten. Sie sahen alle wohlgenährt aus und gesund — im Gegensatz zu der Macúfamilie, die sich in einer erbärmlichen körperlichen Verfassung befunden hatte.

Eine junge Frau lud uns zum Essen ein. Aus Höflichkeit nahmen wir an und aßen mit ihnen zusammen ein paar Löffel Mingal, das sie in einem großen Topf zubereitet hatten. Anschließend gab es süße, violett gefärbte Knollen, Cará genannt, die wie Pellkartoffeln gekocht werden.

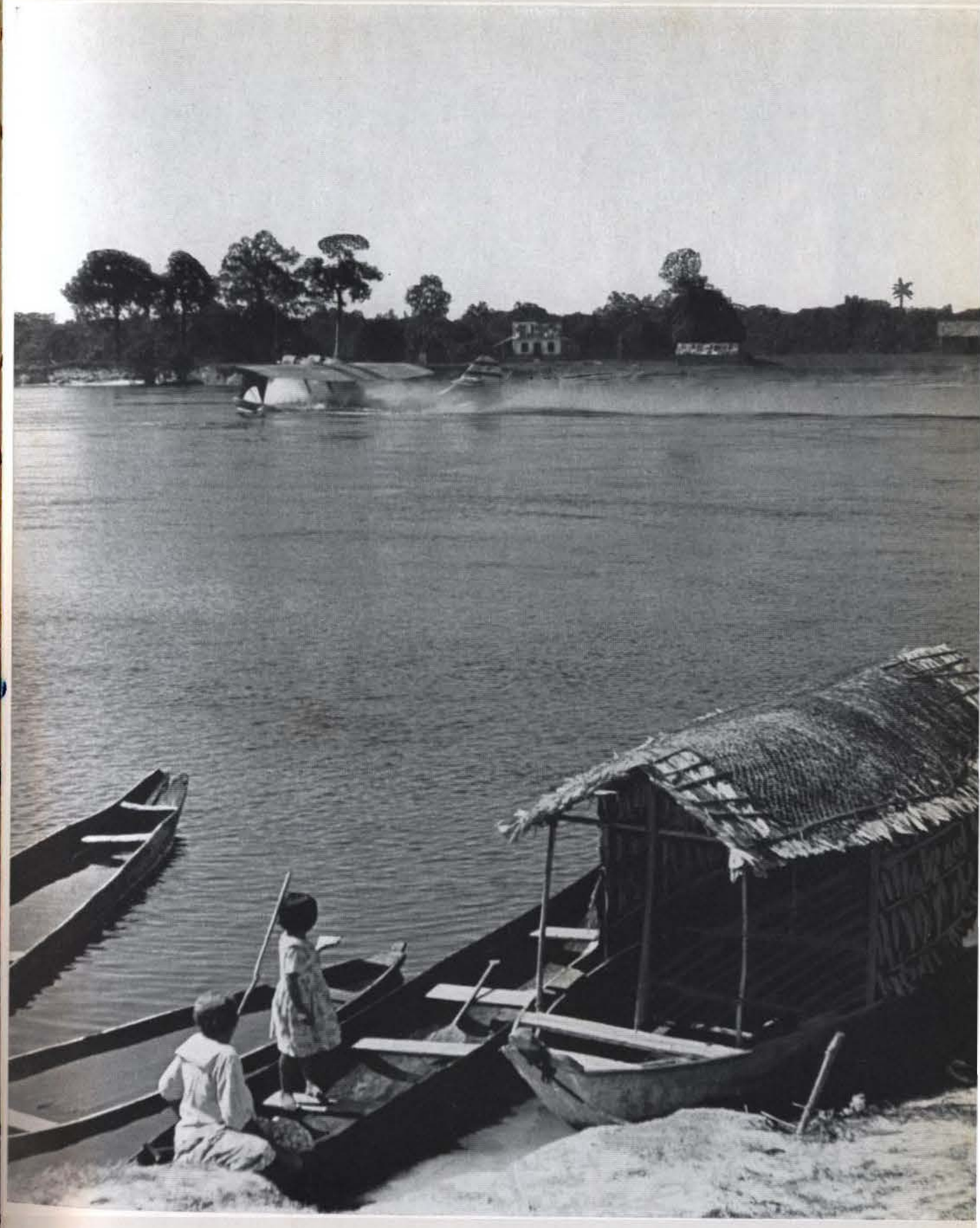
Wir trugen mit unseren geräucherten Fischen und dem Rest des Krokodilschwanzes zur Mahlzeit bei. Und als wir ihnen anschließend noch den von Feliciano zubereiteten Kaffee anboten, war unser Ruf am Rio Caiarí gefestigt. Wir konnten sicher sein, von diesen einfachen Menschen überall lobend erwähnt zu werden.

Wir zogen uns bald in die Hängematten zurück.

Unten gluckste leise der Fluß, Frösche bellten, und in der Ferne schrie ein einzelner Vogel.

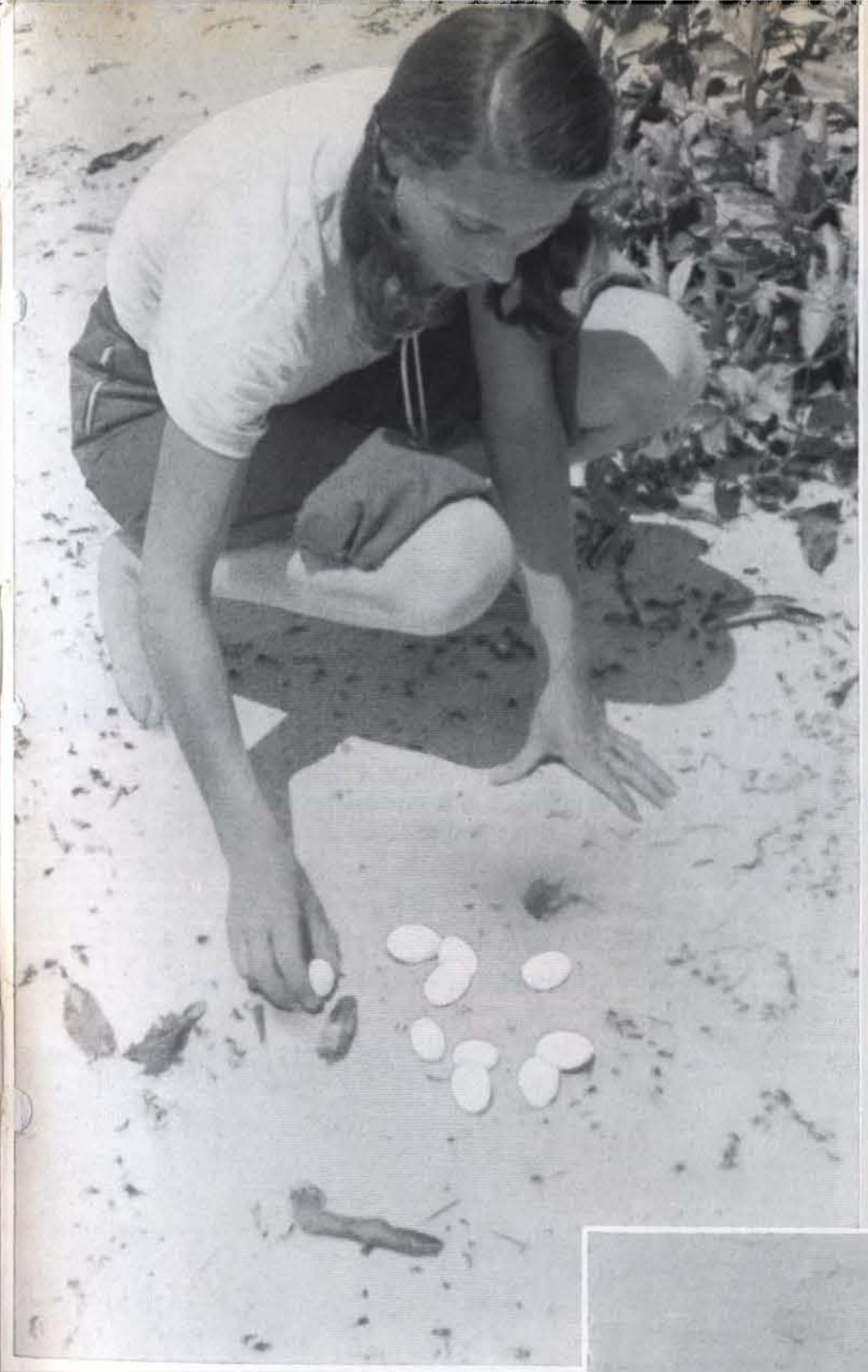
Ich leuchtete die Palmwedel ab, die über mir die Zimmerdecke bildeten, und sah erschreckend große Spinnen mit kreisrunden weißen Körpern dort wandern. Manoel bezeichnete sie als harmlos. Trotzdem bedeckten wir unsere Gesichter mit den Handtüchern. Mochten sie auch noch so harmlos sein — es überlief mich eine Gänsehaut bei dem Gedanken, ein solches Vieh könne sich von dort oben abseilen und mich mit seinen langen Beinen aus dem Schlaf wecken. Noch war mir die Fledermaus von São Joaquim zu frisch im Gedächtnis.

Am nächsten Morgen nahmen wir uns Zeit.

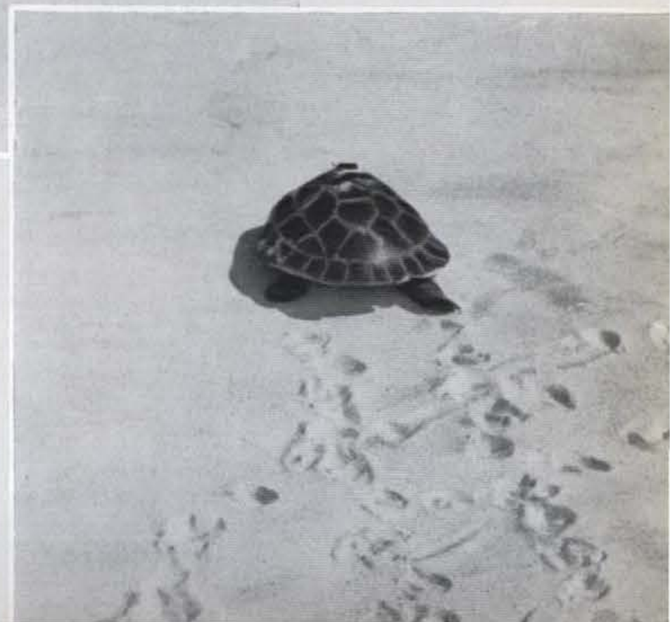


Laut dröhnten die Motoren des Flugbootes durch die Stille der Flußlandschaft, als es zurück nach Manáus startete.

TAFEL 10 Die Teilnehmer der Expedition ohne Namen. — Martinho saß fast immer hinten neben dem Pater am Motor.



TAFEL 11
Ein Nest ist gefunden (20 bis 40 Eier!).



Eine Irapuca flüchtet.

TAFEL 12

So beginnt Pedro, der Seringueiro, einen neuen Gummiballen.

Der Ballen wächst.

Und nun hat er bald 50 Kilogramm.

In längstens acht Stunden würden wir in Taraquá sein, versicherte Manoel, und so brachen wir erst auf, als die Sonne den bedeckten Himmel aufgerissen hatte.

Den Leuten im ersten Haus schien es in Ananas zu gefallen. Sie wollten noch einen oder zwei Tage bleiben, sagten sie, und ich beneidete sie ob ihres ungebundenen Lebens.

Es waren Dessano-Indios, und sie kamen vom Rio Tiquié her. Warum sie denn von dort weg wollten, fragte ich. Ob es ihnen nicht mehr gefalle?

Doch! Aber an der Serra Curicuriari gäbe es so gute Fische. In zwei oder drei Monaten führe man wieder zum Tiquié zurück. Es handelte sich also lediglich um einen Ausflug.

Manoel bestätigte, daß die Flußindianer sehr reiselustig seien und mitunter noch weitere und beschwerlichere Fahrten unternähmen, bei denen jeweils der ganze Hausrat mitgenommen würde.

Ich muß hier einmal klarstellen, was es mit den Wörtern »Indio« und »Indianer« auf sich hat. In der portugiesischen Sprache verhält es sich mit den »Indios« und den »Indianos« genau umgekehrt wie mit den deutschen »Indern« und »Indianern«. Um es ganz klar zu sagen: Ein »Indio« ist ein Indianer, ein »Indiano« dagegen ein Bewohner Indiens. — Columbus, der ja nach Indien reisen wollte, nannte logischerweise die vorgefundenen Leute »Indianos« — Inder. Erst später, als man näher dahintergekommen war, entstand zur Unterscheidung das Wort »Indio« für die ersten Amerikaner. Es handelt sich also bei dieser Bezeichnung nicht — wie manchmal behauptet wird — um ein Schimpfwort oder einen Ausdruck mit zweifelhafter Bedeutung.

Vor Taraquá trafen wir nur noch eine einzige Siedlung an. Sie hieß Tauá und barg mehr ethnologisches Material als alle anderen Siedlungen zuvor. Das war um so erstaunlicher, als sich die Hütten nur wenige Ruderstunden unterhalb von Taraquá befanden, wo alle paar Wochen ein Flugzeug wassert.

Auch hier sprachen die Bewohner nur Tucano und tauschten ohne große Zeremonien alles ein, was wir wollten. So erstanden wir eine weitere Tucum-Hängematte, eine sehr schöne Federkrone und einen zweiten Riesenhut.

Diese Kopfbedeckungen sind typisch für Flußindianer. Sie schützen den Besitzer auf den ausgedehnten Reisen im offenen Einbaum nicht nur vor der starken Sonne, sondern auch vor den Regenfluten der — man kann es ruhig sagen — täglichen Gewitter.

Im Hinblick auf die Nähe der Mission, in deren Laden wir uns neu eindecken konnten, ließen wir fast alle restlichen Tauschartikel dort und starteten dann im Bewußtsein, ein gutes Werk getan zu haben, zu unserer letzten Etappe.

Manoel war nicht ganz zufrieden. Er fand, daß wir zu großzügig bezahlten. Wir verwöhnten die Leute!

Von seiner Warte aus hatte er gewiß recht, aber wir sahen die erbärmlichen Verhältnisse mit anderen Augen. Und wann kam schon einmal jemand wie wir hierher? Die Händler interessierten sich sicherlich nicht für ethnologische Besonderheiten und bezahlten die Naturprodukte — Piassave, Gummi oder Waldfrüchte — wahrscheinlich sehr schlecht.

Sollten sich diese einfachen Leute einmal freuen! —

Der Fluß war immer noch 800 bis 1000 Meter breit — und das ungefähr 300 Kilometer vor seiner Mündung. Selbst für den Nebenfluß eines Nebenflusses des Amazonas war das eine beachtliche Leistung.

Aber Breite ist nicht identisch mit Tiefe. Gewaltige Sandbänke lagen knapp unter der Wasseroberfläche, und Feliciano stand dauernd in der Bootsspitze und wies Manoel ein.

So fuhren wir bisweilen dicht an den violett leuchtenden Blütenvorhängen der Uacu-Bäume entlang, bisweilen aber auch in der Mitte des ruhig dahinziehenden Stromes.

Der Himmel bedeckte sich mit gewaltigen Wolkenbergen, die nur hin und wieder die Sonne durchscheinen ließen.

Es war schon eine außergewöhnliche Landschaft, in der wir uns befanden — und auch ihre Bewohner waren außergewöhnlich.

Trotzdem glaube ich auf Grund unserer Beobachtungen, daß ihre Abgeschiedenheit sie nicht davor bewahren wird, viele der überlieferten Bräuche zu verlieren, wenn die alten Leute einmal tot sind. Das Fortschreiten der Zivilisation ist eben nicht aufzuhalten. Bedeutsam ist einzig und allein, wer diesen Menschen die Zivilisation bringt. Und da dürften die Missionare noch die geeignetsten Mittler sein. Die Untugenden unserer komplizierten Weltordnung lernt der Indio von ganz allein — ein brauchbares Mitglied der Gemeinschaft aus ihm zu machen, erfordert jedoch Selbstlosigkeit und Idealismus.

In Taraquá nahm uns der Padre Diretor sehr freundlich auf. Unsere Visitenkarte war das Boot der Mission, das Empfehlungsschreiben wurde durch Manoel ersetzt, und wir merkten: Wenn man einmal Kontakt bekommen hat, stehen einem alle Wege offen.

Taraquá ist eine kleine Mission, die sich jedoch im Aufbau befindet. Etwa 120 Kinder — je zur Hälfte Jungen und Mädchen — sind dort in der Schule. Sie hatten einen Riesenspaß, als ich sie nach Stammeszugehörigkeit aufstellte und dann photographierte, was die starken Unterschiede im Gesichtsschnitt deutlich werden ließ.

Im einzelnen waren folgende Stämme vertreten: Arapazo, Tariano, Piratapuia, Miriti-Tapuia, Carapanã, Dessano, Tuiuca und Tucano. Die letzte Gruppe war weitaus die stärkste.

Macú-Kinder fehlten. Als ich einen etwa 14 Jahre alten Tucano-Jungen danach fragte, meinte er mit abfälliger Geste: »Die taugen zu nichts! Die sind nur gut zum Arbeiten.«

Ich versuchte einzulenken: »Aber sie sind doch Brasilianer — genau wie du selbst.«

Worauf ich die bemerkenswerte Antwort erhielt: »Macú ist Macú — und ich bin ein Tucano.«

Der Padre Diretor erzählte uns später, es seien zwei Macú-Kinder in der Mission gewesen, aber die Tucanos hätten sie so lange geprügelt, bis er sie wieder habe wegbringen lassen. — Für einen Tucano sei der Macú kein Mensch, sondern ein Arbeitstier. In einigen Dörfern träfe man sie auch heute noch als Sklaven an, was die primitiven Macús jedoch nicht als tragisch empfänden — sie seien es ja schon seit Generationen gewöhnt, ausgenutzt zu werden. Vielleicht führte aber noch ein anderes Motiv zu dieser Sklavenhalterei: waren es doch Macús, die das Pfeilgift Curare erfanden, dessen alleinige Hersteller sie trotz allem geblieben sind.

Wir wohnten dem Unterricht der Jungen bei und sahen die Mädchen, unter Anleitung einer Schwester, kunstvolle Tucum-Gewebe herstellen.

So will man verhindern, daß eine alte Volkskunst in Vergessenheit gerät. Nach wie vor werden die primitiven Webstühle benutzt, werden die Fasern nach altem Brauch gewonnen und zu Fäden gedreht. Lediglich die Farbskala wird durch Anilin erweitert.

Abends trafen wir einen blonden Riesen, als er gerade mit seinem Kanu im Hafen anlegte. Er war Flugzeugführer der Panair und verbrachte hier seine Ferien. Sein Hobby war das Fangen von Zierfischen. Stolz zeigte er uns die Ausbeute einer zweiwöchigen Tätigkeit. Sie bestand aus ungefähr 10000 kleinen Fischchen, die in 40 Kanistern munter umherschwammen.

Eine lukrative Angelegenheit, wenn man bedenkt, daß ein Fisch — vorausgesetzt er übersteht die Reise — bis zu zwei Dollar einbringt. Den Prozentsatz der »Überlebenden« erfuhren wir allerdings nicht.

Etwa 15 Minuten von der Mission entfernt befindet sich die Indiosiedlung.

Sie liegt in einem herrlichen Palmenhain an einem kleinen Igarapé, den man vorher auf einer »Brücke« überschreiten muß. Die » « sollen darauf hinweisen, daß die löcherigen Bohlen auf ihren morschen Böcken nur in den Augen der Bewohner von Taraquá den Begriff »Brücke« rechtfertigen. Als Geländehindernis könnte sie nicht nur ihrer Gefährlichkeit wegen den ersten Preis bekommen.

Die Anwendung des Wortes »verwahrlost«, ihren Zustand betreffend, wäre jedoch ungerecht — wenigstens von der Warte des Indios aus gesehen. Sie hielt ja noch — also war sie auch gut, und man benutzte sie heiteren Sinnes.

In einer der Hütten entdeckten wir einen Mann, der sehr nette Bänkchen herstellte. Sie waren rot und schwarz bemalt wie die Frau, die vor der Hütte Mandioka rieb . . .

Wir kauften ihm gleich drei Stück ab und bezahlten — da wir keine Tauschartikel mehr besaßen — mit Ein-Cruzeiro-Scheinen. Für die Leute war die Anzahl das Entscheidende und nicht der aufgedruckte Wert — den sie sowieso nicht lesen konnten.

Aber, obwohl die Mission einen Laden unterhielt, in dem sich das Geld in nützliche Dinge umsetzen ließ, war unser Zahlungsmittel nicht geschätzt. Man betrachtete die bunten Papierstücke wie anderswo der Kaufmann einen Scheck, von dessen Deckung er nicht überzeugt ist. Sie hatten ein gesundes Mißtrauen gegen Banknoten, und ich fand, daß diese Eigenschaft auf der Welt eigentlich viel zu selten ist.

So kamen wir — ohne es zu wollen — in einen fragwürdigen Ruf und beschlossen, nachdem wir es bemerkt hatten, im Laden der Mission unser Geld selbst gegen Tauschartikel einzuwechseln, die zwar umständlicher zu transportieren waren, dafür aber in den Augen unserer Handelspartner reellere Werte darstellten.

Abends saßen wir mit dem Pater auf der großen Veranda, und im Lauf der Unterhaltung wurde uns klar, daß wir uns verkalkuliert hatten.

Die Catalina kam nicht am nächsten Tag, sondern erst am übernächsten, und so blieben uns 48 Stunden, die wir dazu benutzten, das Tun und Treiben der Eingeborenen zu beobachten. Nur zum Essen und Schlafen gingen wir in die Mission. Die ganze übrige Zeit verbrachten wir im Bereich der Hütten am kleinen Igarapé. Wir sahen dem Mann zu, der die Bänkchen machte, und einigen Mädchen, die Tucum-Fäden drehten.

Sonst aber war weit und breit nichts festzustellen, was man als Arbeit bezeichnen konnte. Wenn man mich fragte: »Wovon leben denn diese Leute?« — »Leben« im Sinne von »den Lebensunterhalt bestreiten« —, dann müßte ich antworten: »Ich weiß es nicht.«

Man kann sich schwer vorstellen, daß es auf dieser Erde noch Fleckchen gibt, wo die Nahrungsbeschaffung weder Bezahlung noch Arbeitsleistung in unserem Sinne erfordert.

Diese Gebiete liegen so weit abseits, daß sie bis heute noch so gut wie unbekannt sind — zu ihrem Glück wahrscheinlich.

Wir saßen mit den Leuten im Schatten ihrer Palmstrohdächer und versuchten, darin einen Lebensinhalt zu erkennen.

Die Zeitspanne von 48 Stunden, die uns zur Verfügung stand, war jedoch zu kurz dazu. Immerhin regte sie zum Nachdenken an.

Die Anekdote von dem nordamerikanischen Indianer fiel mir ein, den ein Manager fragte, warum er sich keine Beschäftigung suche.

»Wozu?« fragte der Indianer.

»Um Geld zu verdienen.«

»Warum soll ich Geld verdienen?«

»Damit du, wenn du alt bist, etwas hast und nicht mehr zu arbeiten brauchst!«

»Ich arbeite ja jetzt auch nicht«, war die Antwort, die dieses Gespräch zwischen zwei Welten beendete.

Die Besatzung der Catalina hatte Pater Antonio in Tapuruquara gesehen. Diese Nachricht unterbrach unsere Caiarí-Reise.

Wir besorgten die Medikamente und gaben sie Manoel mit, der am gleichen Tag noch die Rückfahrt antrat.

Das Flugboot startete am nächsten Morgen. Die Schwester Oberin mußte zu einer Besprechung nach Manáus, und so standen alle Kinder in ihren besten Kleidern am Ufer, als wir in dem schwankenden Einbaum abstießen.

Minuten später war Taraquá in der grünen Unendlichkeit verschwunden, und unter uns lag der Fluß, auf dem wir hergekommen waren. Da schwamm irgendwo Manoels Boot mit der Medizin für die fieberkranke Frau in Assai und dem Hustenmittel für die Kinder des Herrn Jovino.

Der Steward brachte Schinkenbrote. Sie waren zwar einen Tag alt, schmeckten jedoch, als hätten wir seit Jahren keine mehr gegessen. Ich ging vor zum Flugkapitän. Er bekam gerade eine Wettermeldung von Cucuí: Wirbelsturm! Die Luftwaffenmaschine, die sie durchgab, hatte es gerade noch geschafft, aufs Wasser herunterzukommen. Ich sah aus dem Fenster.

Dort unten wohnte irgendwo die Macú-Familie. Wir hatten Manoel eingeschärft, nochmals dort zu halten und ein Paket Streichhölzer abzugeben.

Dann kam São Joaquim. Deutlich sahen wir die Hütten an der Flußmündung. Kurz darauf stieg aus den Wäldern der weiße Kirchturm von Uaupés mit den weißen Gebäuden, der Stromschnelle und dem Gästehaus von Dom José . . .

Eine Stunde nach dem Abflug wasserten wir in Merces, und um 11 Uhr schwammen wir neben dem Floß mit den verbeulten Benzinfässern, vor denen eine große Gestalt mit schwarzem Vollbart stand.

»Guten Tag!« grüßten wir und stellten uns vor.

»Guten Tag!« sagte die Gestalt. »Ich bin Padre Antonio.«

ZWEITER TEIL

Schritt über die Grenze

Wir verstauten unser Gepäck in einem Boot, das seitlich am Floß lag. Der Pater half dabei, und ich sah, daß seine Hände mit kleinen, schwarzen Pünktchen übersät waren. Aber ich machte mir weiter keine Gedanken darüber.

Wir stießen ab. Ein letztes Winken, dann hatte uns die Strömung schon abgetrieben. Die Paddler begannen zu arbeiten und lenkten in einen kleinen Hafen ein, in dem ein etwa sieben Meter langes, überdachtes Boot lag.

»Ist das Ihres?« fragte ich den Pater.

»Ja«, antwortete er.

Wir gingen hinauf zur Mission, wo er uns unterbrachte. Lächelnd sagte er: »Hier gibt es kein Hotel und keine Pension, dafür aber eine ausgezeichnete Verpflegung bei den Schwestern.«

Seine Voraussage — das Essen betreffend — stimmte. Es war genauso phantastisch wie in der Mission in Uaupés. Was man an anderen Orten der Erde als lukullisch bezeichnet, gehörte hier zur täglichen Kost: Schildkröte, gebacken, gekocht und als Klößchen — jeden Tag in einer anderen Form erschien dieses wohlschmeckende Fleisch auf dem Tisch. Wir bedauerten aufrichtig das Ende unserer Wartezeit in Tapuruquara — schon des Essens wegen.

Hier wäre ein idealer Ferienort auch für jene Zeitgenossen, die man heute als Opfer der Managerkrankheit bezeichnet. Denn außer dem guten Essen fiel uns besonders die absolute Stille auf, wenn wir durch die hohen Mandiokafelder zu den Eingeborenenhütten spazierten.

Tapuruquara besteht aus drei Teilen: Der Mission, dem Indiodorf und der Insel, die, langgestreckt und durch einen etwa 300 Meter breiten Flußarm vom Ufer getrennt, sozusagen den amtlichen Teil beherbergt. Hier liegen die Poststation und die Bürgermeisterei.

Doch die Behörden stören keineswegs die beschauliche Ruhe — was wohl auf die wenige anfallende Arbeit zurückzuführen ist. Ich schließe das daraus, daß der Datumstempel der Post um sechs Tage hinter der Wirklichkeit zurückhinkte, wie ich aus der Quittung ersah, die ich für einen Einschreibebrief erhielt.

Aber was macht das schon? Das Flugzeug kommt sowieso nur einmal in der Woche. Wie kann da ein Tag bedeutsam sein?

Das ist Tapuruquara — und wir fanden es köstlich.

Abends saßen wir auf ein paar Steinbrocken am Ufer unter dem leuchtenden Himmel. Unten gluckerte das Wasser, in das die Sterne Kringel malten. Wir überlegten gerade, wie wir dem Pater am besten unser Anliegen vortragen könnten, über das noch gar nicht gesprochen worden war.

Wir hörten näherkommende Schritte. Es war Pater Antonio, der uns suchte. Nachdem er sich gesetzt hatte, erkundigte er sich nach unseren bisherigen Reiseeindrücken. Wir berichteten, und dann sagte ich:

»Eigentlich war unsere Fahrt mit Manoel in den Caiarí eine Notlösung.«

»Wieso?«

»Er wollte nicht dahin, wohin wir gerne fahren würden.«

Er sah mich fragend an.

»Wir wollten in den Cauaburi.«

Nun war es heraus. Der Pater hatte sich bei meinem letzten Satz aufgerichtet. Sein Blick glitt prüfend über mich — und dann über meine Frau.

»Der Padre Diretor in Uaupés meinte, Sie wären der einzige, der uns dort hinbringen könnte«, fuhr ich fort. »Wir wollen zu den Indios, von denen Dona Helena erzählt hat, wollen sie filmen — ihren Tagesablauf, ihr Dorf . . .«

Jetzt verzog sich das Vollbartgesicht zu einem Lächeln: »Also auch Manoel traut sich nicht in den Cauaburi«, sagte er mehr im Selbstgespräch. »Dieser alte Indianer! Hat genau die gleiche Angst wie alle Caboclos hier am Fluß. . .« Und dann ernst:

»Und der Padre Diretor vermittelt mir jetzt Reisebegleitung?«

Wieder blickte er abschätzend auf uns.

Ich begann erneut. Ich sprach von unseren früheren Reisen, von unseren Vorbereitungen, ich ließ durchblicken, daß wir nicht anspruchsvoll seien, daß wir uns über die Gegend und ihre Besonderheiten keinen Zweifeln hingäben; ich versuchte zu erklären, daß wir keine Belastung für ihn darstellten, und versicherte am Schluß, keine Extrawünsche zu haben; auch sähen wir es als selbstverständlich an, uns ihm in jeder Weise unterzuordnen.

Er unterbrach mich kein einziges Mal. Er blickte uns nur an.

»Gut!« sagte er nach einer langen Pause, »ich nehme Sie mit. Es wirft allerdings mein Programm um. Ich brauche noch ein zweites Boot für Brennstoff und Verpflegung, und dann fehlt mir auch noch ein Mann Besatzung.«

Es war einen Augenblick still. Unten sprangen ein paar Fische mit beachtlichem Geräusch aus dem Wasser. Es waren wohl Botos, jene Flußdelphine, die es in den Amazonasgewässern in großer Menge gibt.

Der Pater fuhr fort: »Ich brauche vier Mann Besatzung wegen der

Stromschnellen — dazu wir drei — das sind sieben Personen. Wir hätten allesamt zur Not in dem Hauptboot Platz, das Sie unten im Hafen gesehen haben, aber die Verpflegung und der Sprit nicht mehr — darum . . . Und ein Mann, der mich sonst begleitet, liegt mit Masern im Krankenhaus. Auf dessen Wiederherstellung können wir dann nicht warten — für ihn brauche ich Ersatz.«

Wieder schwieg er, und nur der Wind über uns in den Palmwipfeln und das anschlagende Wasser waren zu hören. Drüben auf der Insel brannten zwei kümmerliche Lichter. Sie waren das einzige Anzeichen dafür, daß dort Menschen wohnten. Fern am Waldrand schrie ein Vogel. Es klang metallisch wie Hammerschlag auf Messingblech.

»Haben Sie Waffen mit?«

»Nein«, sagte ich, »ich schieße lieber mit der Kamera.«

»Ist auch nicht so wichtig. Ich besitze zwei Winchester, eine 22er und eine 44er, das dürfte reichen. Es ist ja nur wegen der Jagd.«

Ich zündete bedächtig meine Pfeife an.

Es gab doch noch allerlei, was uns interessierte, überlegte ich. Wie kam es, daß er sich als einziger in den verrufenen Fluß hineinwagte und darüber hinaus das als so harmlos ansah, daß er sogar die Verantwortung für uns beide übernahm. Etwas schien da doch nicht zu stimmen.

Ich machte ein paar paffende Züge, und die Glut leuchtete rot auf.

»Wie kamen Sie eigentlich auf den Cauaburi? Alle Welt fürchtet sich, nur in seine Mündung einzufahren, und Sie segeln dort herum, als sei es die Guanabarabucht. Oder ist das alles Phantasterei, was die Caboclos erzählen . . .?«

Ich hatte mich zurückgelehnt. Sein Profil zeichnete sich gegen den Himmel ab. »Blub, blub« machten unten im Wasser die Fische . . .

»Das ist nicht in einem Satz zu beantworten.« Er sprach leise und machte längere Pausen zwischen den einzelnen Abschnitten seiner Erzählung.

»Ich will Ihnen erklären, wie alles zusammenhängt . . . Ich weiß, was die Leute am Fluß über mich reden. Sie halten mich für leichtsinnig oder waghalsig oder auch für einen Helden — je nach der Weite ihres Horizontes . . .«

Eine Wolke hatte sich vor den Mond geschoben, und ich konnte des Paters Gesicht nur undeutlich erkennen. Aber ich glaube, er lächelte.

»Sehen Sie, als ich vor drei Jahren das erste Mal dort hinauffuhr, war es ohne Zweifel ein Risiko. Ich wollte die Indios finden und mit ihnen in Kontakt kommen. Ob man das nach all den Vorfällen, die Ihnen ja bekannt sind, als eine Herausforderung des Schicksals bezeichnen kann, lasse ich dahingestellt. Vielleicht waren meine Chancen gering, aber ich glaubte an meine Mission, ich hatte mir vorgenommen, dieses Ziel zu erreichen, nachdem ich aus dem Rio Marauiá zurückgekommen war. Diese Geschichte werden Sie nicht kennen, aber meine Erlebnisse dort gaben eigentlich den Anstoß . . .

Der Marauiá ist nur ein kleiner Zufluß des Rio Negro hier wenige Stunden oberhalb Tapuruquara. Wir werden an seiner Mündung vorbeikommen, wenn wir zum Cauaburi fahren. Gerüchte gingen um, es seien zwei Boote mit Garimpeiros, jenen Leuten, die nach Gold und Steinen suchen, hinaufgefahren und nicht zurückgekehrt. ›Recht so!‹ sagten die einen, ›was brauchen sie auch dort hinauf in die Indiogebiete, sie sind selbst schuld.‹ Die anderen packte erneut die Angst: ›Die Indios kommen wieder zum Fluß — Rette sich, wer kann!‹ — So etwa lauteten die Parolen. Ich wollte der Sache auf den Grund gehen, zumal ich nicht an die beiden Boote glaubte. Ich kenne doch die Caboclos hier . . .

Mit drei Freiwilligen, die ich nach stundenlangem Zureden gewann, gings los. Wir fanden keine Boote — dafür aber einen Indiopfad.

Es war schon sehr weit am Oberlauf. Aus sicherer Entfernung beobachteten wir, und als ein Trupp Männer auftauchte, fuhren wir gerade auf sie zu. Meine Begleiter wollten nicht, aber ich warf einfach den Motor an und preschte los.

Sie flüchteten nicht, sie schossen auch nicht. Sie standen und warteten. Sie vertrauten wohl auf ihre Übermacht — und nicht zu Unrecht, wie wir später sahen. Zehn Meter vor ihnen hielten wir im Fluß. Minutenlang geschah nichts. Keiner wußte, wie er sich verhalten sollte, sie nicht und wir auch nicht. Ich wartete mit laufendem Motor, denn ganz wohl war mir ebenfalls nicht bei der Sache, zumal wir nun bemerkten, daß immer mehr Gestalten aus dem Dunkel des Waldes auftauchten.

Ich habe immer einen Haufen Spiegel, Kämme und Messer mit, wenn ich unterwegs bin. So war es auch auf dem Marauiá. Ich sagte zu Anisio, der auf der Geschenkkiste saß, er solle das Zeug herausholen und zeigen. Es ging fabelhaft. Wir zeigten einige Messer und warfen eins davon vorsichtig ins seichte Wasser. Einer der Kerle sprang vor und holte es sich. Sofort war er umringt, und alle prüften die Schneide. Sie schienen sehr zufrieden, denn es dauerte keine Minute, da kamen sie schon im Wasser auf uns zu gestapft.

Das war gefährlich. Ans Boot durften sie nicht. Ich ließ den Motor aufheulen — sie hielten an. Schrecken malte sich in ihren Gesichtern. Blitzschnell hatten sie die Pfeile auf der Sehne liegen. ›Los!‹ schrie ich Anisio an, ›schmeiß ihnen das Zeug 'rüber!‹ Und Messer, Kämme und Spiegel flogen auf sie zu.

Sie schrien und bückten sich nach den Sachen — und wir benützten das Durcheinander und drehten ab — Richtung Heimat . . .«

Meine Pfeife war ausgegangen. Ich hatte vergessen zu ziehen.

Pater Antonio stand auf, reckte sich und machte dann ein paar Schritte zum Fluß hinunter. Der weiße, pulverige Sand knirschte unter seinen Tritten. Einige Minuten stand er dort hoch aufgerichtet im bleichen Mondlicht und blickte zu den Sternen. Dann kam er zurück. Wir erhoben uns auch,

aber er winkte ab: »Bleiben wir doch noch etwas hier. Oder wollen Sie schon schlafen gehen?« Wieder verzog sich sein Mund zu einem Lächeln: »In der Mission ist erst um 21.30 Uhr Zapfenstreich! Wir haben noch etwas Zeit . . .«

Und mit plötzlich wieder völlig ernster Stimme sprach er weiter:

»Daraufhin fuhr ich in den Cauaburi. Ich hatte nun die winzige Hoffnung, daß es dort genauso verlaufen könnte.«

»Und wie ging das im Marauiá weiter?« wollten wir wissen.

»Die guten Leute sind heute meine besten Freunde. Ich besuche sie gewöhnlich einmal im Jahr. Ich habe auch schon einige Kinder nach hier in die Mission gebracht. Ich werde sie Ihnen morgen zeigen.«

»Und am Cauaburi klappte es genauso mit den Indios?« fragte Thea.

Der Pater hatte sich wieder auf denselben Stein gesetzt und kaute an einem Grashalm.

»Ja und nein«, lächelte er. »Es war bedeutend schwieriger und ist nicht so schnell zu berichten. Ich werde es Ihnen unterwegs besser erzählen können — und ausführlicher . . . Kurz zusammengefaßt ging es folgendermaßen zu: 14 Tage fuhren wir den Cauaburi hoch. Es gab große Schwierigkeiten mit den Stromschnellen und Untiefen — wir fuhren, bis es einfach nicht mehr ging, und fanden nichts, keinen Anhaltspunkt. Dann suchten wir in den Igarapés. Im Maturacá, da wo die Grenzkommission seinerzeit war, fanden wir endlich eine Lianenbrücke, die dicht über dem schwarzen Wasser hing. Dort bauten wir eine Hütte und warteten. Am siebenten Tage standen endlich einige Indios auf dem schwankenden Steg und schauten neugierig zu uns her. Wir gaben ihnen Geschenke und fuhren sofort zurück. —

Ich hatte damals mein Standquartier in Uaupés. Als ich dort ankam, fand ich einen Brief vom Inspektor des Indianerschutzdienstes vor, der mir das Eindringen in den Cauaburi wegen der Vorkommnisse verbot. Außerdem schrieb er ziemlich deutlich, daß es die Aufgabe s e i n e r Organisation sei, die Indios zu befrieden, und nicht die von Außenstehenden.

Ich fuhr nach Manáus und sprach mit dem Mann, erklärte ihm, daß ich die Fühlung aufgenommen habe und demzufolge wiederkommen müsse. Es könne nicht im Sinne seiner Organisation liegen, den Kontakt nun abzubrechen — lediglich aus Kompetenzgründen . . .«

Pater Antonio hatte sich in Eifer geredet bei der Erinnerung an diese Begegnung. Er gestikulierte heftig.

»Damit hatte sich dann auch diese Sache erledigt, und« — er sagte es mit seltsamer Betonung —, »bis heute ist noch niemand von den Herren erschienen, um mir die Arbeit abzunehmen.«

Sein Grashalm war irgendwie abhanden gekommen. Er suchte sich einen neuen. Dann fuhr er fort: »Neun Monate später war ich wieder im Maturacá, diesmal mit zwei Booten. Die Hütte stand noch, und zu meiner

Freude fand ich mehrere Pfeile und einen Bogen darin. Offenbar Gegengeschenke der Indios. Wieder warteten wir auf ihr Erscheinen. Ich konnte mir denken, daß die Hütte unter Beobachtung stand, daß es also nicht lange dauern würde. Und wirklich, schon zwei Tage später kamen sie an. Diesmal waren es etwa 50 Mann. Ich verteilte Geschenke und machte ihnen verständlich, daß ich sie gerne in ihr Dorf begleiten möchte. Sie nahmen mich mit. Ich ging allein, nachdem ich meiner Besatzung äußerste Wachsamkeit eingeschärft hatte mit dem Nachsatz, sofort mit einem Boot zurückzufahren und Verstärkung zu holen, wenn ich nach drei Tagen nicht wieder da sei. Ich hatte zwar wenig Hoffnung, daß sie — einmal raus aus dem Cauaburi — unter diesen Umständen umkehren würden oder daß die Rettungskolonne etwas erreichen konnte, wenn es wirklich ernst werden sollte — sie brauchte ja, wenig gerechnet, drei Wochen bis zum Eintreffen —, aber zumindest würde die Mission auf diese Weise Kenntnis von meiner Lage erhalten haben.«

Er schwieg, und wir verstanden, daß ihm jetzt in der Erinnerung erst so recht die Gefahr, in die er sich begeben hatte, zum Bewußtsein kam. In der Zwangsläufigkeit des Geschehens hatte er das damals nicht oder nur unklar erfaßt. Er sah nur die Erfüllung eines Wunsches greifbar vor sich und dachte keine Sekunde darüber nach, w e m er sich da anvertraute.

»Es war eine tolle Sache — dieser Marsch . . .« Pater Antonio sprach wie zu sich selbst. »30 Stunden machte ich kein Auge zu. Die ganze Nacht hindurch, die ich im Dorf verbrachte, saß ich am Feuer. Ich wagte nicht zu schlafen inmitten der weit über hundert Indios, die mir gleich bei der Ankunft alles vom Leib gerissen hatten. Mit Mühe eroberte ich wenigstens Hemd und Hose zurück . . . Wie ich am Morgen nach dieser endlosen Nacht den Rückweg schaffte, weiß ich nicht mehr. Wir fuhren gleich los, banden bei Einbruch der Nacht die Boote an einen umgestürzten Baum, und ich schlief sofort . . . Aber mit dem Bewußtsein: Du hast es geschafft!«

Er knipste die Taschenlampe an und sah auf die Uhr.

»Wir wollen jetzt hinaufgehen«, meinte er. »Es war doch heute sicher ein anstrengender Tag für Sie.«

Wir standen auf, und während wir langsam den mondbeschienenen weißen Gebäuden zuschritten, fragte ich:

»Und wie ist es dann weitergegangen? Wie oft waren Sie danach noch dort?«

»Noch zweimal — aber nicht mehr im Dorf. Ich bestellte sie mir immer herunter zu meiner Hütte, und sie kamen auch, holten sich Geschenke ab und brachten mir Gegengaben.«

»Dann dürfte es für die Caboclos doch jetzt eigentlich kein ›Cauaburiproblem‹ mehr geben. Man sieht Sie ohne Schaden wiederkommen, und da läge es doch nahe, die guten, alten Gummiwälder wiederaufzusuchen . . .«

Wir waren am Tor der Mission angelangt. Meine Frau begab sich in ihre

Kemenate im Hause der Schwestern, und wir schritten hinüber zu unserer Unterkunft.

»Ihre Logik ist richtig«, nahm der Pater das Gespräch wieder auf, »aber daß man sie hier nicht anwenden kann, werden Sie in spätestens drei Wochen eingesehen haben, dann nämlich, wenn Sie die Indios kennen . . .

Das sind noch keine Menschen — deren Gehirnreaktionen können Sie nicht mit denen unseres Verstandes vergleichen. Sympathie oder Antipathie spielen bei ihnen keine Rolle . . . Man wird ihnen nie trauen können . . . Aber eines können auch diese Wesen unterscheiden: ob sie von irgend etwas Nutzen haben oder nicht. Darauf beruht meine ganze Taktik — n u r das ist meine Lebensversicherung am Cauaburi . . . Und nun gute Nacht!«

Zwei Tage später fuhren wir los.

Es war kein überwältigendes Ereignis. Wir schoben einfach die Boote ins tiefere Wasser, und Pater Antonio warf den Motor an. Niemand stand am Ufer. Es gab keine Abschiedszeremonien. In dieser Hinsicht hatten wir großen Forschern etwas voraus — es fehlte das falsche Pathos.

Es war etwa 16 Uhr nachmittags — mit der Betonung auf »etwa«.

Denn seit dem Abflug von Manáus war mit den übrigen Zivilisationserscheinungen auch der Begriff der »genauen Zeit« hinter uns geblieben. Meine Uhr geht so einige Minuten am Tage nach. Wenn ich nicht ab und zu vergäße, sie aufzuziehen, müßte das in zwei Wochen etwa eine Stunde ausmachen. Aber — um das vorwegzunehmen — ich vergaß das Aufziehen mehrmals, so daß wir auch in dieser Hinsicht völlig ungebunden reisten.

Das Batelão hatten wir an der rechten Seite Bord an Bord befestigt, und nur unter Ausnutzung dieser Gegebenheit war es den Insassen des Hauptbootes möglich, vom Bug zum Heck zu gelangen. Im Boot selbst war ein unübersteigbares Gebirge.

Das wiederum hatte seine Ursache einmal in dem sich darüber wölbenden Aluminiumdach und dann im Zustand des Batelão. Es leckte nämlich wie ein Sieb. Es hatte mehrere Tage oder Wochen auf dem Trockenen gelegen und wollte nun anscheinend dem neuen Einsatz durch Selbstversenkung entgehen. Nur mit großer Mühe und unermüdlichem Wasserschöpfen während drei Tagen gelang es uns, diese egoistische Willensäußerung zu verhindern.

Es befanden sich aus diesem Grund nur die unempfindlichsten Teile der Ladung im Batelão, denen ein bißchen Wasser nicht schadete. Dazu gehörte auch die Mannschaft.

Da wir mit diesen Leuten nun laufend zu tun haben, will ich sie kurz vorstellen.

Als erster in jeder Hinsicht war da zunächst Elisio, ein Baré-Indianer,

Biblioteca Digital Curt Nimuendajú - Coleção Nicolai
www.etnolinguistica.org

kräftig, zäh und für alles zu gebrauchen. Zu seinen zahlreichen Aufgaben gehörte auch das Kochen.

Dann kam Adorval. Er war vielleicht 18 Jahre alt, von sehr dunkler Hautfarbe, aber ebenfalls reiner Indio. Er stammte vom Rio Tiquié. Er und Luiz, das etwa gleichaltrige dritte Mitglied der Mannschaft, waren unzertrennlich wie Brüder, dabei charakterlich und äußerlich grundverschieden: Adorval klein und drahtig, Luiz groß, gedrungen gebaut und mit einem Schädel, für dessen Bedeckung jeder Hutmacher einen Sonderpreis verlangt hätte. Diese Dimensionen fielen besonders durch das lächerlich kleine Strohhütchen auf, das er sich in Tapuruquara noch kurz vor der Abreise gekauft hatte. Es saß oben auf den schwarzen Haaren wie der Apfel auf dem Kopf von Tells Sohn, und Luiz benötigte zwei Kordeln, um zu erreichen, daß es auch oben sitzen blieb.

Das vierte Mitglied der Besatzung endlich war Martinho. Ihm galt unser Hauptinteresse vom ersten Augenblick an, denn er gehörte zu den Indios, die wir besuchen wollten. Er war Vollwaise. Der Pater hatte ihn von seiner letzten Fahrt mitgebracht und in die Mission gesteckt. Er strahlte über sein ganzes Vollbartgesicht, als er uns den Indio bei der Abfahrt präsentierte. Bis zu diesem Augenblick hatte er sich das als Überraschung aufgehoben.

Martinho war vielleicht 15 Jahre alt, hatte ein ebenmäßiges Gesicht, und seine Hautfarbe stach kaum von der unserer sonnverbrannten Arme ab. Er hatte die kreisrunde Tonsur seines Stammes und wurde von den anderen Fahrtteilnehmern ständig mit dem Wort »Glatzkopf« gerufen. Zuerst lächelte er freundlich, wurde dann aber wild, wahrscheinlich, weil ihm Pater Antonio die Bedeutung des Wortes klargemacht hatte.

Im allgemeinen war er immer zum Lachen aufgelegt, und außer der Sorge um seine Ernährung schien es für ihn keine Probleme zu geben. Leider hatte die kurze Zeit in der Mission nicht ausgereicht, ihm auch nur halbwegs Portugiesisch beizubringen. Wir konnten uns praktisch nur über den Pater mit ihm unterhalten, der schon eine beachtenswerte Kenntnis der Araraibo-Sprache besaß, jener nicht unmelodisch klingenden Laute, die uns noch bis in die Träume hinein verfolgen sollten. Martinho hielt sich darum auch meistens in seiner unmittelbaren Umgebung auf — im Boot saß er fast ständig neben ihm am Motor. Sein Verhältnis zu Pater Antonio war seltsam. Mitunter kam es mir wie sklavische Unterwürfigkeit vor. Er hielt ihn wohl für einen großen Häuptling oder so etwas Ähnliches. —

Als ich ihn einmal fragte, wie Martinho sich denn bei der Ankunft in Tapuruquara, das mit seinen Betongebäuden, Glasfenstern, Tischen und Stühlen für ihn doch eine Welt der Wunder gewesen sein mußte, verhalten habe, sagte der Pater:

»Er hat sich sehr schnell eingelebt. Fragen irgendwelcher Art hat er nicht gestellt. Anscheinend fehlt ihm völlig die Möglichkeit, dies alles zu verstehen. Er hat es hingenommen wie etwas Selbstverständliches, wie er wohl auch Donner und Blitz, Regen und Sonne als Fakten ansieht, als Gegebenheiten, über die man nicht diskutiert.«

Dieses Wesen Martinho saß nun also dahinten, lächelte, wenn man ihn ansah, und blies verzückt in die Mundharmonika, die wir ihm gleich geschenkt hatten.

Zwischen den beiden im Heck des Bootes und Thea und mir lag das Gepäckgebirge: die Kiste mit den Tauschartikeln, die Verpflegung, unsere Gummisäcke und obendrauf die beiden Gewehre.

Wir saßen auf der einzigen richtigen Bank des Bootes, die ebenfalls mit Lebensmitteln vollgepackt war.

Vor uns befand sich in einer Kiste ein zweiflammiger Spiritusherd, davor einige Körbe mit Töpfen, Tellern, Bestecken, Früchten, die den Raum bis zum geschlossenen Bug ausfüllten.

Darauf lag unser achter Reisegenosse. Er hieß Kalu und war ein Hund von reinster Promenadenmischung. Er kam erst zu uns, als wir schon den kleinen Hafen von Tapuruquara verlassen hatten. Von der Insel hatte ein Boot auf uns zugehalten, das dem Postverwalter gehörte, wie sich beim Näherkommen herausstellte. Er kam längsseits und bat Pater Antonio, den Hund doch mit zu den Indios zu nehmen. Er sei »brabo«, was wild heißt, und beiße die Kinder. Bevor wir uns noch richtig versahen, hatte er ihn schon herübergehievt und wieder abgelegt.

So kam Kalu an Bord und vorne auf den Bug. Dort lag er und winselte, weil er wohl das schlechte Spiel verstanden hatte — und machte absolut nicht den Eindruck, »brabo« zu sein.

So sah es also auf unseren beiden Booten aus, die Nußschalen gleich den riesigen Schwarzen Fluß hinauftuckerten.

»Platsch, platsch, platsch« — so tönte es rhythmisch aus dem Batelão. Es war der Wasserschöpfer vom Dienst, der seiner Arbeit mit einer großen Cuja in der Hand nachging.

Als die Sonne über dem jenseitigen Flußufer in einem Dunststreifen verschwand und die Wolken in rotgoldene Glut hüllte, saß Elisio rechts auf der Bordkante und hantierte an dem Herd. Er hatte einen großen, schon mit gekochtem Reis gefüllten Kessel hervorgezaubert, den er nun wieder aufwärmte, und dazu ließ er in der Pfanne Büchsenfleisch und Eier braten.

»Fängt nicht schlecht an«, meinte Thea, die aufmerksam beim Verladen der Verpflegung zugesehen hatte. »Aber diese Menge Reis! Ist das alles für die Abendmahlzeit, Elisio?« wandte sie sich an den Koch. Und als der lebhaft zustimmte, begriff sie, warum wir solche Quantitäten bei uns hatten.

Es ist vielleicht ganz interessant, unseren Reiseproviant näher kennenzulernen.

Da waren zunächst, in alten Benzinkanistern verpackt, 120 kg Farinha.

Farinha ist das Hauptnahrungsmittel der Amazonasbevölkerung. Es wird in einem komplizierten Prozeß aus der Mandiokaknolle gewonnen und zur Konservierung in großen Blechpfannen geröstet. Je nachdem, wie alt und wie oft es feucht geworden ist, schwankt der Härtegrad der beim Röstprozeß resultierenden Körner zwischen dem von Roggenschrot und Kieselsteinen. Frisches Farinha ist ohne weiteres in der Lage, Zahnplomben zu verdrängen. Sein Geschmack ist schwer zu definieren. Nichtkennern dürfte eine Kostprobe, die sie mit geschlossenen Augen genießen, als eine Mischung von Sägespänen mit Zementbrei erscheinen — natürlich von der Warte des europäischen Gaumens aus beurteilt. Unsere Mannschaft hatte Geschmacksnerven mit einem anderen Empfindlichkeitsbereich. Sie vertilgte im Laufe der Reise die gewaltige Menge dieser gräßlichen Grütze bis auf die letzten muffigen Krümchen.

An zweiter und dritter Stelle kamen mengenmäßig Reis und schwarze Bohnen, die bei der brasilianischen Nationalspeise »Feijoada« die Grundbestandteile bilden. Von jedem der genannten Produkte besaßen wir etwa 25 Kilogramm. Dann folgte »Carne seca« — Trockenfleisch, wie die wörtliche, aber nicht unbedingt richtige Übersetzung lautet; Salzfleisch wäre entschieden besser. Es befand sich in einem Sack mit dem Aufdruck: 15 Kilogramm. Ferner hatten wir einen Benzinkanister voll Zucker. Er war der Lieblingsaufenthalt unserer Bordameisen. Trotz Verschluß kamen sie irgendwie hinein und schwammen dann im Kaffee.

Das Holzfaß, das unser Salz enthielt, wurde entgegen allen physikalischen Gesetzen — wir hatten doch einen laufenden Verbrauch — immer schwerer. Jedesmal, wenn wir das Boot entladen mußten, stellten wir das erneut fest. Schuld daran trug die hohe Luftfeuchtigkeit. Dann folgten die besseren Sachen in unserer Sitzbank: 55 Fleischbüchsen, 5 kg Nudeln, 10 kg Trockenmilch, 2 kg Haferflocken, 3 kg Nescafé, 2 kg Schokolade, eine große Blechbüchse voll Zwieback, 1 kg Butter, 6 kg Käse und 125 Eier, und ganz am Rande, eingeklemmt in den Verstrebungen der Bordwand, fünf Flaschen für besondere Anlässe.

Im letzten Licht des Tages hielten wir an einer Felsplatte, dem Ausläufer einer unbewohnten Insel, zum Abendessen. Auch der Hund bekam sein Teil. Jeder kippte ein paar Löffel auf die Steine, und Kalu füllte so in sieben Etappen seinen Magen. Er winselte nicht mehr. Anscheinend hatte er in seinem Leben schon viel Kummer zu ertragen gelernt.

Der Pater schloß den Scheinwerfer an, und mit seiner Hilfe ging es dann weiter. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und der Lichtkegel schnitt durch aufwallende Nebelschwaden, die dicht über den kleinen Wellen des Flusses hingen. Die Fahrt war gespenstig. Elisio hockte vorn auf dem Bug des Batelão und hielt den Scheinwerfer. Zitternd glitt der Lichtfinger über die Wasserfläche auf der Suche nach treibenden Bäumen. Luiz stand hoch

aufgerichtet in der Mitte und spähte angestrengt in die Dunkelheit. Er achtete auf die Distanz zum Ufer und rief dem Pater ab und an eine Richtungsänderung zu. Nach links hinüber, wo wir saßen, war es völlig dunkel. Die Sterne blinzelten nur vereinzelt durch einen bewölkten Himmel. Ringsum am Horizont zuckten Blitze.

Ich beugte mich zurück über das Gepäckgebirge und fragte, wo wir übernachten würden.

»Bei Francelino«, kam die Antwort aus dem Dunkel. »Er wohnt auf der Insel Mandaniá. In etwas mehr als einer Stunde werden wir dort sein.«

Es dauerte aber bedeutend länger. Um 7 Uhr waren wir von der Steinplatte abgefahren, und um 8 Uhr sahen wir in der Ferne ein Licht. Es hatte etwas Vertrauensvolles und zugleich Verlorenes, wie alle einsamen Siedlungen und Lichter. Es glomm auf und war dann für Minuten wieder verschwunden. Wir wußten nicht, ob es sich um eine Taschenlampe oder eine Hausbeleuchtung handelte.

Ein böiger Wind war plötzlich aufgekommen, und die Blitze zuckten hinter uns schon beachtlich nahe.

»Mehr nach links!« schrie Luiz. Das Boot schwenkte elegant herum. Leise rauschten die Bugwellen. Der Scheinwerfer stach in einen weißen Schleier, der ihn reflektierte.

Plötzlich war das Ufer weg.

»Leuchte mal rüber«, sagte Luiz und bemühte sich, so leise zu sprechen, daß der Pater nichts verstand. Vergebens. Eine heftige Schimpfkanonade überfiel die beiden. Der Scheinwerfer zeigte vor Schreck nach oben. Pater Antonio hatte den Motor sofort gedrosselt. Vorsichtig fuhr er nach rechts, bis die hohe Urwaldkulisse wieder dunkel und drohend im Lichtkegel auftauchte. Nach ein paar Minuten sahen wir das Aufblitzen der Lampe wieder. Sie lag jetzt seitlich von uns, fast im rechten Winkel. Anscheinend kamen wir ihr doch näher. Ich hatte das in der letzten halben Stunde schon bezweifelt.

Der Pater stellte den Motor ab. »Mal sehen, wie das Wetter ist«, sagte er.

In der plötzlichen Stille tönten die Stimmen aus dem Wald, der keine 50 Meter entfernt lag, deutlich herüber. Einige Jacamins lachten die Tonleiter herunter, und mehrere Regimenter Frösche übten Sprechchöre. Unterdessen stand der Pater im Batelão und sah sich den Himmel an. Wellen klatschten an die Bordwand — der Rio Negro schien etwas aufgeregt.

»Ich glaube, wir können ruhig hinüberfahren«, sagte Elisio. »Das Gewitter kommt nicht her.«

»Was ist denn los?« Ich stieg auch in das Beiboot zu den anderen.

»Wenn der Fluß wild ist, können wir die Überquerung zur Insel nicht riskieren«, sagte Pater Antonio. »Haben Sie schon einen Sturm hier mitgemacht? Dann gibt es meterhohe Wellen, und das möchte ich nicht mitten

auf dem Fluß erleben. So ein Gewitter kommt sehr plötzlich, und wir haben mindestens noch 20 Minuten bis zur Hütte da drüben zu fahren.«

Er blickte sich nochmals um. Ein greller Blitz zerriß den tiefschwarzen Himmel und tauchte für einen Sekundenbruchteil sein Gesicht in ein bläuliches Licht.

»Los!« sagte er. »Elisio, geh wieder vor zum Scheinwerfer! Wir wollen machen, daß wir die Hängematten unter das Kreuz bekommen. Es ist schon spät.«

Er kletterte wieder an seinen Motor und warf ihn an. Stur zeigte der Lichtfinger nach vorn und schnitt ein zwei Meter breites Band in das schwarze, wogende Wasser. Wir hielten genau auf das leuchtende Etwas zu, das auch jetzt noch nicht deutlicher wurde.

Erst wenige Meter vor dem Ufer erkannten wir seine Umgebung. Es war der freie Vorplatz einer Hütte. Auf einem selbstgezimmerten Tisch stand eine Poronga, eine Ölfunzel, wie die Seringueiros sie verwenden, und blakte erschreckend gegen die verräucherte Wand. Ich sah auf die Uhr. Es war 21.30 Uhr. Wir hatten also seit einer und einer halben Stunde dieses lächerliche Lichtpünktchen gesehen. Wir waren allerdings in einem gewaltigen Bogen herangefahren. Trotzdem erschienen mir in diesem Moment die Ausmaße des Flusses beachtlich.

Zwei Männer, zwei Frauen und zwei Kinder, dazu eine nicht näher zu bestimmende Anzahl Schweine, das war die Belegschaft dieser Ansiedlung. Der Pater wurde aufs herzlichste begrüßt mit der Frage: »Na, wieder auf dem Weg zu den Indios?«

Uns begegnete man schon mit mehr Reserve, aber doch sehr freundlich.

»Das ist Francelino, der damals mit seiner Mutter am Maiá geraubt wurde und dann fliehen konnte«, stellte Pater Antonio den älteren der Männer vor. Er sagte es, als sei dies die alltäglichste Sache der Welt.

Das Erstaunen in unseren Gesichtern erfüllte ihn mit sichtlicher Genugtuung. »Das«, so verkündete er theatralisch, und seine Zähne blitzten, »war die zweite und letzte Überraschung für heute. Nur darum sind wir bis hierher durchgefahren. Ich wollte Ihnen diesen Mann und seine Familie nicht vorenthalten.«

Unsere Mannschaft war unten noch mit dem Vertäuen der Boote beschäftigt, als wir bereits mit der Taschenlampe die Hütte besichtigten. Bei den Bewohnern des Amazonas und seines Stromgebiets wird dieses Vorgehen nicht als Fauxpas angesehen — im Gegenteil. Je freizügiger und ungezwungener man sich in der Hütte bewegt, je mehr Gegenstände man in die Hand nimmt — natürlich begleitet von verzückten Ausrufen: »Wie schön! Wie hübsch!« —, desto besser ist es, desto mehr fühlt sich der Besitzer geehrt.

Versteht man seine Mentalität, dann begreift man auch seine Reaktion. Die Menschen am Rande der Zivilisation führen doch — ganz klar ausgesprochen — ein elendes Dasein. Sie wissen es nur nicht, und darum sind sie in all ihrer Armseligkeit doch glücklich. Aber sie sehen, wenn auch selten, einen Besucher aus der großen Welt, aus jener Ferne, die für sie immer unerreichbar bleiben wird, in ihrer Hütte. Und wenn dieser Fremde ihr bescheidenes Besitztum lobt, dann fühlen sie sich auch als Teilchen dieser Welt, von der sie ab und zu nur wundersame Dinge hören.

Darum lassen sie dich nach Herzenslust in jeden Winkel schauen.

An Indiogerätschaften interessierten Leuten wie uns kommt das natürlich sehr zustatten.

Wir entdeckten auch bald ein schön geflochtenes, zweifarbiges Körbchen. Die weitere intensive Suche gaben wir allerdings auf, ließen noch kurz den Lichtkegel über die Wände gleiten, murmelten dabei etwas von »Morgen bei Tageslicht« und zogen uns so rasch wie möglich mit dem Körbchen nach draußen auf die Terrasse zurück. Denn im Raum herrschte ein bestialischer Gestank. Er kam von Francelinos Jagdbeute — sechs Capivara-Fellen —, die unter dem hohen Dach trockneten.

Mit Schrecken dachten wir daran, daß uns die Gastfreundschaft moralisch zwingen könnte, dort zu schlafen. Ich nahm sofort den Pater beiseite, der sich neben ein frisch angefachtes Feuer gehockt hatte, und unterrichtete ihn über die Lage. Er gähnte daraufhin so kräftig, daß es nicht übersehen werden konnte, und fragte, ob wir auch so müde seien wie er.

Er wuchtete nach bejahender Antwort seine lange Gestalt hoch und sagte zu dem Hausherrn: »Dann wollen wir zu deinem Schuppen gehen. Er steht hoffentlich noch?«

Francelino wandte ein, dort fehle doch jeglicher Komfort, er zöge mit den Seinen dahin. Sein Haus sei unser Haus . . . Aber Pater Antonio lehnte mit vollendeter Höflichkeit ab. Das käme gar nicht in Frage, ihm solche Unannehmlichkeiten zu bereiten. Seine edle Gesinnung in Ehren, aber der Schuppen sei genau das Richtige für uns.

Die Mannschaft hatte inzwischen die Gummisäcke mit unserem Hab und Gut herbeigeschleppt. Der Pater knipste die Taschenlampe an und sagte: »Bleiben Sie dicht hinter mir. Wir haben so einige hundert Meter zu gehen.«

Er sprang von der Terrasse herab — die Hütte war ein Pfahlbau — und verschwand auf einem Pfad, der gleich dahinter in den Wald führte. Wir tapsten über modriges Laub, hochstehende Wurzeln und glitschigen Lehm »Achtung!« Die Laterne beleuchtete eine runde, etwa meterbreite Grube dicht neben dem Weg. Sie war zum Teil mit Wasser gefüllt.

»Wozu dient das?« fragte ich.

»Darin bewahrt er die Schildkröten auf, bis sie geschlachtet werden.«

Nach etwa fünf Minuten traf der Lichtschein der Lampe auf ein Palmstrohdach. Wir waren im »Schuppen«.

Elisio und die anderen begannen sofort, die Hängematten anzubinden,

während wir die »Unterkunft« ableuchteten und vergeblich nach den Wänden suchten.

»Das ist ja nur ein Dach«, sagte Thea, und es klang nicht gerade begeistert. Ich zündete eine Kerze an. Sie brannte ruhig ohne Flackern. Hier im Wald ging kein Luftzug.

Wir setzten uns in die Hängematten und rauchten noch eine Zigarette. Kalu hatte sich zu unseren Füßen zusammengerollt und knurrte, als Thea ihm das Fell kraulte. Ich ließ den Lichtkegel über die Palmwedel des Daches wandern — von wegen handgroßen Spinnen und derartigem Ungeziefer. Aber ich sah nichts. Unsere Begleiter waren inzwischen alle in den großen, bunten Baumwollhängematten verschwunden und schaukelten sich friedlich in den Schlaf.

Da kam der Pater zurück. Er war nochmals bei den Booten gewesen, in denen er Martinho als Nachtwächter gelassen hatte.

»Das war ja eine tolle Überraschung heute abend«, sagte ich. »Kennen Sie Francelino schon lange? Ist damals nach dem Vorfall niemand mehr dort in jener Hütte am Maiá gewesen? Hat man nie Gewißheit darüber erlangt, ob sein Bruder damals getötet oder nur verwundet wurde und vielleicht noch lebt?«

»Gewißheit?« Pater Antonio zögerte. »Nein«, sagte er dann. »... aber Hoffnung. Ich war am Rio Maiá, kenne natürlich den Platz nicht, wo damals die Hütte gestanden hat, aber ich war bei den Indios und habe einen Mann dort gesehen, der nicht zu dem Stamm gehört, wenn er auch genauso nackt herumläuft und ihre Sprache spricht. Er könnte Francelinos Bruder sein — auch dem Alter nach. Und ich hoffe, daß ich ihn bald hierherbringen kann, dann werden wir ja sehen ...«

Pater Antonio wandte sich seiner Hängematte zu.

»Na, hier ist die Luft doch gut, nicht wahr?« Er schnupperte hörbar im Kreise. »Ich habe schon mal hier geschlafen. Es ist seine zukünftige Hütte. Er baut sie, weil ihn im vergangenen Jahr vorn das Hochwasser erwischt hat. Mitsamt seiner Familie wäre er damals bald schwimmen gegangen.« Er sah auf die Uhr. »Schon 22.30 Uhr. Wir wollen schlafen. Ich möchte spätestens um 6 Uhr morgen früh weiterfahren. Gute Nacht!«

»Gute Nacht, Pater Antonio.«

Es knirschte erst, und dann kam ein Bums. Wir fuhren beide hoch. »Schweinerei«, brummte der Pater. Im ungewissen Kerzenlicht sahen wir ihn auf dem Boden sitzen. Wie ein Poncho umgab ihn die Hängematte. Er rappelte sich hoch und stimmte süß-sauer in unser Gelächter ein.

Es war drückend feucht und warm. Von der Mannschaft drang Schnarchen herüber. Im Wald knackten Zweige.

Pater Antonio zurrte an der Hängematte und murmelte vor sich hin. »Alles muß man selbst machen«, hörte ich heraus.

Dann wurde es still im Schuppen Francelinos.

»Thea«, sagte ich, »wenn mich nicht alles täuscht, wird unsere Reise viel interessanter, als wir je angenommen haben.«

Wie recht ich hatte — allerdings in ganz anderer Hinsicht —, sollten wir noch sehen ...

Als ich wach wurde und über den Rand der Hängematte sah, war die Welt um uns herum grau. Aus der wesenlosen Dunkelheit traten immer deutlicher die Konturen der Bäume hervor. Es ging schnell wie beim Aufblenden zu einer neuen Szene. Ich sah hinüber zu den anderen und fuhr mit einem Ruck hoch. Sie waren nicht mehr da. Unter dem weiten Dach baumelten nur noch Thea und ich.

Wir ließen alles stehen und liegen und gingen vor zur Hütte.

Der Pfad war jetzt gut zu erkennen, und aus dem Schildkrötenloch schaute ein Kopf heraus, der aber gleich untertauchte, als wir stehenblieben. Unten an den Booten herrschte eifriger Betrieb. Elisio hatte ein Feuer gemacht und rührte bedächtig in einem darüberhängenden Aluminiumtopf. Luiz stand triefend naß vom Morgenbad daneben. Pater Antonio und Adorval hantierten am Motor, und Martinho, für solche Arbeiten ungeeignet, saß am äußersten Ende des Batelão und hielt mit stoischer Ruhe die Angel ins Wasser. Es war 5.30 Uhr.

Der Frühnebel hing über dem Fluß wie ein Vorhang. Er blähte sich in einem kleinen Wind und wurde an seinen Rändern von den hohen Uferbäumen ausgefranst.

»Guten Morgen!« Wir traten zu Pater Antonio hin. »Fehlt dem Motor etwas?«

Der Pater begrüßte uns feierlich. »Nein«, sagte er, »nur das tägliche Abschmieren. Es ist alles in Ordnung. Wir können pünktlich losfahren. Ich möchte heute abend vor Dunkelheit die Gonzalves-Baraca erreichen, damit wir morgen die ersten beiden Stromschnellen des Cauaburi hinter uns bringen.«

Er schickte Luiz los, unsere Sachen zu holen, und wandte sich wieder seinem Motor zu. Als unsere Gummisäcke kamen, gingen wir zu einer etwas abseits liegenden Praia, um das Morgenbad zu nehmen.

Das coca-cola-farbene Wasser des Rio Negro war herrlich kühl. Auf einen knappen halben Meter Tiefe konnte man noch den Sand erkennen. Einen größeren Einblick gestattete die Eigenfarbe des Flusses nicht. Lange war man sich nicht darüber klar, was diese seltsame Verfärbung des Wassers bewirkt. Erde oder Schmutzteilchen sind es nicht wie im lehmbraunen Amazonas. Das läßt sich mit einem Filter leicht nachweisen. Ein Wasserglas voll »Rio Negro« ist völlig klar, frei von Schwebeteilchen, aber hellbraun wie Tee.

Heute hat man eine Erklärung. Sie ist zwar nicht umfassend, aber doch für das Phänomen ausreichend: Schwarzwasser führende Flüsse kommen

alle aus Igapó-Gebieten, ständig überschwemmten Niederungen, deren üppiger Urwaldvegetation sie im Auslaugeprozeß den Farbstoff entziehen, wie das kochende Wasser den Kaffeebohnen.

Wir kamen wieder bei den Booten an, als die Sonne aufging. Zauberhände schienen die Nebelschwaden zu teilen — für kurze Minuten wehten sie, von zartesten Pastelltönen überhaucht, wie Schleier gegeneinander, dann waren sie verschwunden. Hellrot hob sich der Feuerball über den dünnen Strich des jenseitigen Ufers.

Pater Antonio drängte zum Aufbruch. Ich machte noch schnell eine Aufnahme von Francelino und den Seinen. Dann stießen wir ab.

Im Batelão versammelte sich die Mannschaft um den Aluminiumtopf, dessen cremefarbener Inhalt Mingal genannt wird. Im ganzen Norden Brasiliens ist diese aus Farinha, Wasser und Salz bestehende Suppe das Frühstück der einfachen Bevölkerung. Daher auch die ironische Bezeichnung: Kaffee des Caboclo.

Elisio verteilte. Auch uns bot er an, aber wir zogen Kaffee und Röstbrot mit Butter und Käse vor. »So lange wie möglich, so gut wie möglich leben«, das war die Melodie, in die auch Pater Antonio einstimmte. Nur der Nescafé störte ihn etwas. Gemahlener Kaffee sei doch besser, meinte er. Aber im Laufe der Reise gewöhnte er sich doch an die »Chemikalien«, wie er sagte.

Der Fluß war im Steigen. Wir merkten es an der ersten Sandbank, die wir ansteuerten. Die Ränder des Eilands brachen steil zum Wasser ab — das war ein sicheres Zeichen. Wenn der Fluß nämlich fällt, verlaufen die Ränder sanft und gleichmäßig. Wir sprangen in den pulverigen Sand. Man mußte die Augen zusammenkneifen, so grell reflektierte er die Sonne. Wie die Wiesel rannten die Burschen über die einige hundert Meter lange Insel.

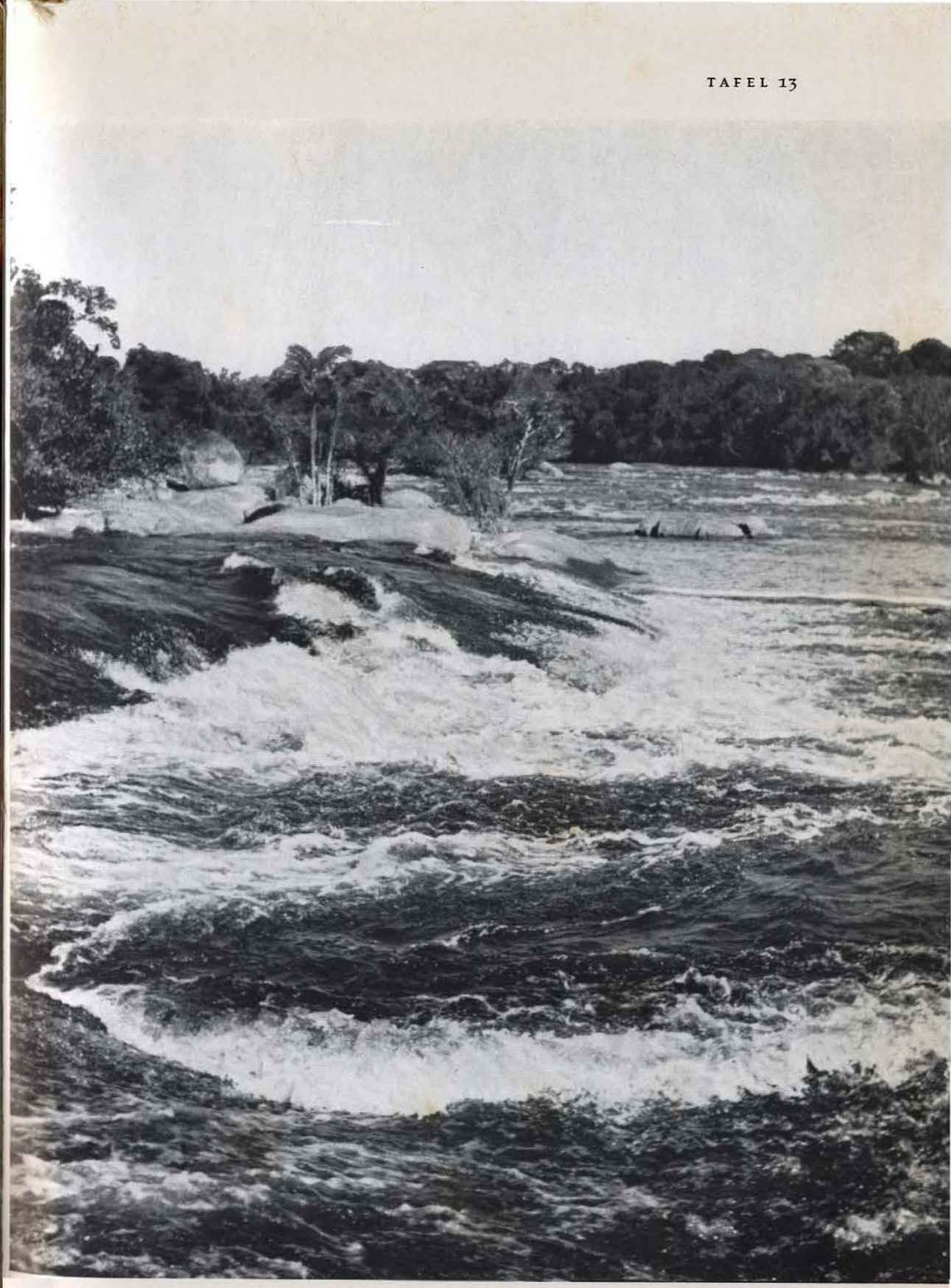
»Cova«, schrien plötzlich Luiz und Adorval fast gleichzeitig. Dann hockten sie auch schon und gruben mit beiden Händen. Als wir ankamen, türmten sich bei jedem etwa 20 längliche, ovale Eier.

Wir selbst hatten kein Glück. Zwar verfolgten wir auch die »Panzerspuren« der Schildkrötenweibchen, die sie auf dem Sand hinterlassen hatten, aber unsere Augen entdeckten die Nester nicht.

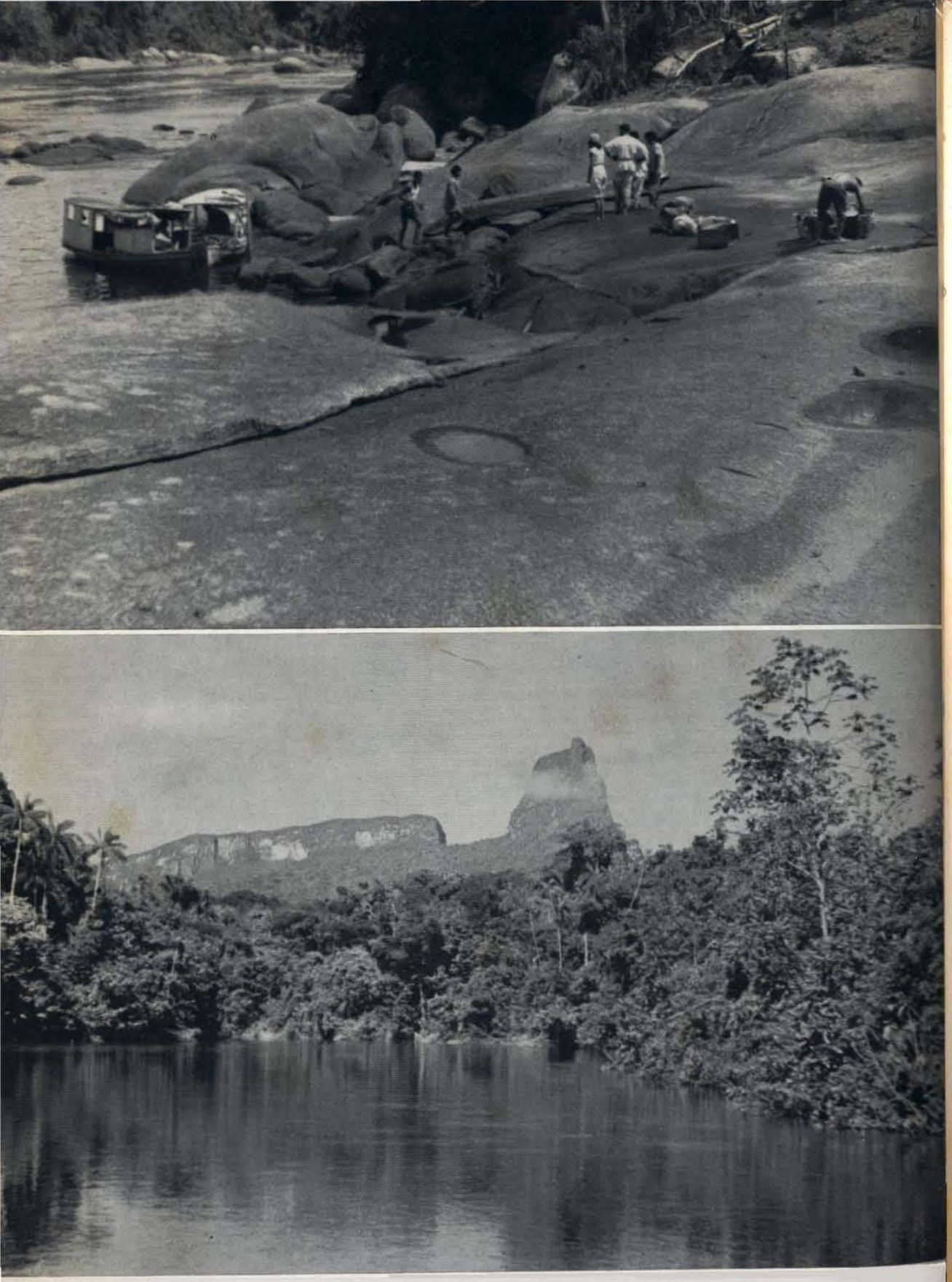
Dafür waren die anderen — an ihrer Spitze Martinho — um so erfolgreicher. Als wir die Sandbank verließen, betrug die Ausbeute 120 Eier. Das hatte unseren Jagdeifer entfacht und war letzthin der Grund, warum wir die Gonzalves-Baraca erst in der Nacht erreichten.

Wir fuhren kreuz und quer über den Fluß, von Sandbank zu Sandbank, aber so ergiebig wie die erste war keine mehr. Alles in allem brachten wir aber doch über 200 Eier zusammen. Das war Anlaß genug, zum Abend eine große »Farofa« zu machen, als Beilage zu Bohnen und Reis.

»Pro Nase acht Eier«, entschied der Pater, als Elisio sich an die Zubereitung machte. Die Farofa ist es wert, daß man sie erklärt. Zuerst wird



Die Cachoeira Carangueijo ist eine strudelnde Wasserwüste.



TAFEL 14 Unterhalb der Schnelle legten wir an, und dann begann das Ausladen. — Über einen Tag lang fuhren wir an dem Felskegel der Serra Onorí entlang.

Speck — in unserem Falle waren es die fetten Teile des Salzfleisches — ausgelassen, dann kommen die Eier hinein, die wegen ihres geringen Eiweißgehaltes nicht fest werden, sondern eine breiige Masse bilden. Und dahinein wird Farinha gerührt, bis das Ganze steif wird. Es ist eine Delikatesse und dürfte die einzige Form sein, in der auch der europäische Gaumen Farinha akzeptiert.

Im Lauf des Tages trafen wir eine Reihe Seringueiros, die mit Kind und Kegel in ihrem Boot unterwegs waren zu ihrer Estrada an irgendeinem verlorenen Platz in dem grünen Dschungel.

Das Gummizapfen beginnt im Rio-Negro-Gebiet — im Gegensatz zu den südlichen Amazonaszuflüssen — im Oktober und dauert bis Ende April. Dann steht der Fluß so hoch, daß er weite Strecken Landes überschwemmt und die Arbeit eingestellt werden muß.

Ein fleißiger Sammler bringt es in diesem halben Jahr auf 1500 bis 1800 Kilogramm Rohgummi, wofür er etwa 2000 DM erzielt. Das scheint ein ganz guter Verdienst, wenn man die primitive Lebensweise der Leute bedenkt. Aber in Wirklichkeit ist dieser Gewinn fiktiv. Doch darauf werde ich später noch zu sprechen kommen. —

Pater Antonio erzählte von Francelinos Bruder folgendes:

Durch seine neuen Freunde vom Marauiá war er mit Indios am Rio Maiá in Verbindung gekommen, die möglicherweise den damaligen Überfall unternommen hatten. Er besuchte sie mit einigen der Marauiá-Leute, die ihm als Führer dienten, und fand ein Dorf von mehreren hundert Bewohnern.

Ein Mann fiel ihm gleich beim erstenmal auf. Er war dunkler als die übrigen und im Gegensatz zu ihnen stark behaart. Ständig drängte er sich an Pater Antonio heran, zupfte an den Haaren seiner Arme und tat dasselbe auch bei sich.

Wenn er zu sprechen anfing, herrschte der Häuptling ihn an, obwohl das unnötig gewesen wäre — der Pater verstand ihn sowieso sehr schlecht. Als er wieder abfuhr, sprang der seltsame Kerl im letzten Augenblick ins Boot. Das Geschrei, das die anderen daraufhin ausstießen, ließ es ihm jedoch ratsam erscheinen, nochmals anzulegen und den Mann wieder auszuladen. — »Ich hielt ihn für verdreht im Kopf«, sagte Pater Antonio. »Eine andere Erklärung hatte ich nicht für sein Verhalten.«

Seinen nächsten Besuch machte er ohne Indiobegleitung. Wieder konnte er ein ähnliches Benehmen des Mannes beobachten. » . . . aber es kam mir nicht eine Sekunde in den Sinn, daß der Mann mich an den Haaren zupfte — nur um mir klarzumachen, er sei so wie ich und kein Indio.«

Als Pater Antonio nach Uaupés zurückkam, traf er dort einen Angestellten des Indianerdienstes und erzählte ihm den Vorfall. Das war in diesem Frühjahr. Kurz darauf fuhr er nach Tapuruquara hinunter, um dort sein neues Standquartier zu errichten.

Nach acht Wochen traf er zu seiner Überraschung auf der Rückreise diesen SPI-Mann zusammen mit dem Häuptling und jenem dunkelhäutigen Kerl im gleichen Boot. Sie bewirteten gemeinsam die beiden Besucher gut, aber nach ein paar Tagen wollten die Indios nach Hause gebracht werden. Es schien ihnen nicht sonderlich zu gefallen.

Der SPI-Mann lud sie also wieder ein und fuhr los. Aber keine 14 Tage später war er wieder zurück und mit ihm der Dunkelhäutige. Neben ihm stieg er die Böschung hinauf. Pater Antonio sah es von der Mission aus und ging ihnen entgegen.

»Der Häuptling machte mir verständlich«, erklärte der Mann vom staatlichen Indianerschutz, »daß ich den Burschen hier behalten könne. Er gehöre nicht zum Stamm.«

»Und was wollen Sie mit ihm machen?« fragte Pater Antonio, während der Indio, der anscheinend kein Indio war, strahlend danebenstand und immer wieder die Haare an den Armen langzog.

»Ich nehme ihn mit nach Manáus zur Inspectoria. Die sollen sehen, was sie aus ihm herausbringen. Vielleicht ist er einmal geraubt worden, und sie wollen ihn jetzt loswerden, weil er ihre Weiber verrückt macht.« Er lachte dabei, daß es dröhnte.

In diesem Moment dachte der Pater an Francelinos Bruder.

Er sprach seine Vermutung auch aus und bat, ihm die Weiterbeförderung des Mannes zu überlassen. Er führe sowieso nach Tapuruquara zurück und käme also an Francelinos Behausung vorbei.

Aber der Indianermann wollte sein Prunkstück in Manáus zeigen und meinte, das könne man nachher auch noch erledigen.

»Das war vor zwei Monaten«, schloß Pater Antonio. »Er muß noch in Manáus sein. — Heute morgen bat Francelino mich inständig, doch alles zu tun, um ein Zusammentreffen zustande zu bringen. — ›. . . und wenn es nicht mein Bruder ist‹, sagte er, ›ich will ihn bei mir behalten, denn ich kann mir vorstellen, was er durchgemacht haben muß.‹«

Wir erreichten die Gonzalves-Baraca um 20 Uhr. Ein kleines, schmächtiges Männchen erwartete uns am Landungssteg mit der Mitteilung: »Hier liegen fünf Kinder mit Masern. Wenn jemand von euch sie noch nicht gehabt hat, ist es besser, nicht auszusteigen.«

Aber uns blieb keine andere Wahl. Bis zum Cauaburi gab es keine Hütte mehr, und in der Nacht einen Lagerplatz zu finden, war aussichtslos.

»Wo sind die Kranken?« fragte der Pater.

»Sie sind in dem Schuppen dort isoliert.« Er deutete in die Dunkelheit hinter sich.

»Dann bleiben wir.« — Pater Antonio klemmte den Motor hoch, und Kalu sprang als erster an Land. Die Baraca war ein verhältnismäßig großes Gebäude mit einer breiten Veranda. Die lehmverputzte Rückwand zierten

bunte Kalenderblätter. Da hingen im flackernden Petroleumlicht nackte Damen neben dem Petersdom und der Zuckerhut neben dem Empire State Building.

Immerhin bewies der Besitzer damit, daß er etwas von der weiten Welt wußte und Verständnis besaß für die Sehnsüchte der Gummisammler. Denn für diese war die Baraca gebaut. Sie war eine Außenstelle des Händlers Gonzalves, durch dessen Hände fast alle Produkte des oberen Rio Negro und seiner Nebenflüsse gehen. Seine Lanchas — Motorboote mit 50 Tonnen Tragkraft — halten die Verbindung zwischen diesen Handelsniederlassungen aufrecht. Sie bringen das Gummi, die Paránüsse, die Tucumerzeugnisse, die Piassave- und Cipóbündel nach Tapuruquara, von wo sie der monatliche Flußdampfer nach Manáus weitertransportiert.

Der kleine, mickrige Mann, der uns an der Landebrücke erwartet hatte, hieß José wie 30 Prozent aller Brasilianer und war der Verwalter der Schätze, die der Seitenflügel des Lehmhauses barg. Wir saßen auf der Veranda unter den nackten Damen und sprachen über das Geschäft.

»Schlecht«, sagte José. »Der Fluß müßte um diese Zeit schon zwei Meter tiefer gefallen sein. Viele Seringueiros haben noch nicht mit Arbeiten begonnen. Im vergangenen Jahr hatte ich Ende Oktober schon ein paar Tonnen Rohgummi hier liegen, heute sind es sechs lächerliche Ballen. Dabei ist mein Laden voll wie nie zuvor. Wir haben herrliche Sachen hier. Wenn die Kerle außer ihrem Gummi auch ihre Frauen mit herbringen, dann machen wir ein Bombengeschäft . . .«

Und damit sind wir auch schon beim fiktiven Reingewinn der Seringueiros. Wir wollen einen von ihnen — nennen wir ihn Pedro — begleiten, zusehen, wie er arbeitet und wie er nachher um seinen Verdienst gebracht wird.

Irgendwo am Fluß hat er sich eine Wohnhütte gebaut und daneben eine zweite, kleinere, in der er den Latex räuchert. Morgens um 3 geht er auf seine Estrada — jenen Pfad, der sich an den rund 150 Gummibäumen entlangzieht, die er täglich anschneidet. Auf dem Kopf hat er die Poronga, seine primitive Ölfunzel mit dem noch primitiveren Windschutz. Wenn Pedro beim Aussuchen seines Platzes Glück gehabt hat, dann stehen die Gummibäume dicht. Es kann aber auch sein, daß seine Estrada, die nach einem großen Bogen wieder an der Hütte endet, acht bis zehn Kilometer lang ist, daß die Abstände von Baum zu Baum hundert und mehr Meter betragen.

Im schwachen, zuckenden Schein der Ölfunzel kann er nicht schnell gehen, denn die Estrada ist keine Asphaltstraße, sie windet sich, schlüpft unter tiefhängenden, armdicken Schlingpflanzen hindurch und übersteigt morsche, gefallene Baumriesen. An jeder Seringa reißt er die Rinde im Fischgrätmuster ein, genau unter dem vorigen Schnitt, und klemmt dann das kleine Blechnäpfchen unter die lange, senkrechte Rille, in der alle Schnitte enden.

So macht er es bei 150 Bäumen, und wenn er dann wieder vor seiner Hütte steht, graut der Morgen. Er macht Feuer und bereitet sein Mingal. Dann nimmt er die Axt, um das Holz des Amarelão zu schlagen, das er für den Räucherprozeß braucht. Inzwischen kochen auf dem Feuer die Bohnen und der Reis, oder auch ein Stück Wild oder ein Fisch, wenn er bei der Jagd Glück gehabt hat.

Kaum steht die Sonne im Zenit, beginnt das Einsammeln des Latex. Pedro muß mit seinem gummierten Sack den Weg mitunter zweimal machen, wenn die Bäume kräftig und frisch sind. Es ist also schon später Nachmittag, wenn er mit dem Räuchern beginnt. In einem Kegel, den er aus Lehm geformt hat, entzündet er das feuchte Holz, und in der Rauchsäule, die aus der Öffnung oben wie aus einem Vulkan aufsteigt, dreht er die Stange mit der Gummikugel. Er rollt sie zurück über den großen, eisernen Topf mit der weißen Milch, beträufelt sie und rollt sie dann wieder vor über den Rauch, worin sich der Latex in kurzer Zeit über Graugelb nach Braun verfärbt und dabei gerinnt. So wandert der Ball hin und her, wird beschöpft und im Rauch gedreht, rollt vor — zurück — vor — zurück, bis der Topf leer ist. Inzwischen glitzern am Himmel die Sterne. Pedro wärmt den Rest des Mittagessens auf, nimmt ein Bad im Fluß, legt die Angeln aus und sinkt zurück in seine Hängematte.

So vergeht Tag um Tag.

Wenn er einen oder zwei der runden, etwa 50 Kilo schweren Ballen fertig hat, oder wenn seine Vorräte ausgehen, dann klettert er in seinen Einbaum und fährt zur Gummibaraca. Man empfängt ihn mit Schulterklopfen und gibt ihm gleich ein paar Schnäpse als Begrüßungstrunk. Dann wird der Gummi gewogen. José, der Verwalter, holt ein mächtiges Buch und fragt den Seringueiro nach seiner Nummer; sie ist identisch mit der Seite, die sein Konto enthält.

»Also«, begann José, der Verwalter, »du hast als Vorschuß bekommen: 1 Messer, 5 kg Bohnen, 1 kg Fleisch, 5 Liter Petroleum, 1 kg Salz, 1 kg Kaffee, 2 kg Zucker, 100 Angelhacken, 1 Spiegel, 2 Kämme, 1 kg Tabak, 2 Pakete Streichhölzer, Zigarettenpapier, 1 Büchse Schmalz, 10 kg Farinha — das alles macht 850 Cruzeiros. Du hast 98 kg Gummi abgeliefert — das macht 1960 Cruzeiros. Bleiben« — er kratzt sich mit dem Bleistift am Kopf, subtrahiert —, »ja, bleiben 1110 Cruzeiros. Was willst du haben? Komm herein, sieh dir meine Auswahl an. Aber nimm vorher noch einen Kleinen, du kannst es gebrauchen.«

Pedro, der Caboclo, der weder schreiben noch lesen kann, fühlt sich ungeheuer reich. Er hat keine Ahnung von dem wirklichen Wert der Waren vor ihm, er weiß nichts von den 100 Prozent oder mehr, die der Händler aufschlägt, er sieht nur das silberglänzende Feuerzeug — obwohl er kein Benzin hat —, die mit bunten Mustern verzierten Cowboystiefel — obwohl er immer barfuß gegangen ist und die Stiefel ihn an allen Seiten drücken —,

die Hosenträger mit goldenen Schnallen — obwohl er gar keine gescheite Hose hat, wenigstens keine mit Knöpfen —, und dann neuen Reis und neue Bohnen und Fleisch und Petroleum und Salz und Tabak und was er wirklich braucht.

Wieder rechnet José, der Verwalter. Er kratzt sich am Kopf und addiert, subtrahiert, rechnet nochmals nach — ja und dann macht er ein bedenkliches Gesicht.

»Dein Saldo ist schon überschritten«, sagt er tiefbetrübt. »Obwohl du sehr fleißig warst, hast du noch 400 Cruzeiros Schulden. Du mußt also noch mehr Gummi bringen, Pedro. Einen Schnaps will ich dir noch geben. Du bist ja ein alter Freund und ein guter Kunde des Hauses — aber mehr . . . «

So geht es Pedro und Jorge und Alcides und wie sie alle heißen. Sie kommen nie aus den Schulden heraus — das weiß der Händler schon einzurichten. Und wenn sie ihre Frauen mitbringen, dann geht es ihnen noch schlechter, denn José hat Nagellack, Ohrringe, Büstenhalter und Halsketten, Zeug, das sie nie kannten, das er ihnen aber geschickt aufschwatzt. Und die nackten Damen an den Wänden sind seine beste Geschäftsreklame in diesen Artikeln.

Zwei Tage in der Gummibaraca und dann wieder zurück in den stillen Igarapé, auf die feucht-sumpfige Estrada, in den Rauch des Amarelão, der so zum Husten reizt.

Neuer Gummi, neue Schätze, neue Schulden, bis ihn eines Tages eine Schlange erwischt oder das Fieber ihn packt und erledigt.

Wir waren zwar keine Kunden, aber José bot uns trotzdem noch einen Kaffee an, als wir auf seiner Veranda saßen. Die Unterhaltung, die er und die beiden anderen in der Baraca anwesenden Männer vorwiegend bestritten, war typisches Caboclogeschwätz: viel Gerücht gepaart mit Aberglauben. Diese Leute, denen keine Zeitung mit ihren Sensationsmeldungen Abwechslung in den Tageslauf bringt, besitzen noch die Gabe unserer Vorväter, sich selbst das Leben zu würzen. Sie sind phantastische Märchenerzähler, und sie tragen ihre Geschichten so überzeugend vor, daß man unwillkürlich zu der Annahme verleitet wird, sie glaubten es selbst. Sie erzählten von Pflanzen, deren Saft, in die Augen geträufelt, jedes Fieber sofort verschwinden läßt, sie sprachen von roten Skorpionen in Alkohol als Medizin, von hartgekochten Eiern, die Schlangengift aus dem Körper ziehen, wenn man sie heiß auf die Bißstelle legt. Obwohl sie doch zu den »Zivilisierten« gehörten, fragten sie nicht ein einziges Mal nach Ereignissen in der übrigen Welt. Sie waren noch nicht von unserer Nachrichtenpsychose ergriffen, und der neueste Stand der Atombombenentwicklung oder der Spannungen zwischen Ost und West interessierte sie nicht. — Und ich bezweifelte, daß sie überhaupt davon wußten.

Es war schon nach 10 Uhr, als wir endlich unsere Hängematten auf der Veranda ausspannten. Sie war groß genug, um außer uns noch alle Hausbewohner aufzunehmen. Martinho schlief wieder im Boot.

Am Morgen machten wir doch noch ein Geschäft mit dem Verwalter. Wir übereigneten ihm Kalu. Pater Antonio meinte, daß die Indios das Tier nicht pflegen könnten. Es ginge zu Grunde dort, also sei es besser, man ließe es bei zivilisierten Menschen.

Die Besatzung der Gonzalves-Baraca war vollzählig versammelt, als wir vom Ufer abstießen. Sogar aus der Isolierbaracke schauten fünf Kinderköpfe hervor. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätte uns auf der Reise kein Haar gekrümmt werden dürfen, so vielstimmig erschollen ihre Wünsche um Gottes Segen und Beistand hinter uns her.

Der einzige Unzufriedene schien Kalu zu sein. Er sprang am Ufer entlang und heulte gräßlich. Offenbar verstand er nicht, warum er schon wieder seinen Herrn wechseln mußte.

Auch an diesem Vormittag legten wir wieder an verschiedenen Sandbänken an, um Schildkröteneier zu suchen. Aber wir hatten kein Glück. Überall sahen wir menschliche Fußabdrücke zwischen den »Panzerspuren«. Die reisenden Seringueiros hatten anscheinend auch Appetit auf Farofa gehabt — die Nester waren bereits geleert.

Wir sahen zahlreiche Botos, die in elegantem Auf und Ab den Wasserspiegel durchfurchten. Das südliche Ufer wurde von den vier Kuppeln der Serra Jacamin überragt, die mit ihren abgeflachten Köpfen wie vergessene Schutthalden gegen den Horizont standen. Die Baumkulisse davor war verlockend. Ihre Eintönigkeit wurde durch die farbigen Tupfen blühender Schlingpflanzen aufgehoben. Im Gegensatz dazu sah das nahe Ufer der Insel, an der wir dicht entlangfuhren, gewöhnlich aus.

Um 10 Uhr näherten wir uns der Mündung des Cauaburi. Der Rio Negro zeigt sich in diesem Flußabschnitt in seiner ganzen, majestätischen Breite. Keine Insel beeinträchtigt hier die Sicht.

Wie ein schmaler, dunkler Strich lag das linke Ufer, zu dem wir hinübermußten, am Horizont. 35 Minuten benötigten wir, um dorthin zu gelangen, und dann fuhren wir geradewegs in den grünen Trichter hinein, in den gefürchteten Fluß.

Ein eigenartiges Gefühl überkam uns, als die Uferwände zusammenrückten und eine Biegung uns den letzten Blick auf den Rio Negro nahm. Jetzt hatten wir die Hauptstraßen der Welt endgültig verlassen und waren in einen Pfad eingebogen, dessen Zweifelhaftigkeit nur einer genau kannte. Dieser eine, der hinter uns am Motor saß ...

Das Wasser war noch dunkler als das des Rio Negro. Schaumstreifen kamen uns entgegen und kündeten die Stromschnelle an. Elisio rührte in den Bohnen, die seit 8 Uhr mit dem Salzfleisch kochten. Ab und zu fischte er eine, biß darauf und stellte resigniert fest: »Immer noch nicht

weich!« Auf der zweiten Flamme stand der Reis, und wenn die Berechnungen unseres Kochs stimmten, dann würde man in einer halben Stunde essen können.

Unseren Durst löschten wir mit Cauaburiwasser, unabgekocht, so wie es um uns herum floß. Pater Antonio hatte unsere Bedenken mit folgender Logik zerstreut: Flußwasser wird nur ungenießbar durch den Menschen und seine Industrie. Wo also a) keine Menschen und b) demzufolge noch weniger Industrie vorhanden ist, kann das Wasser nur gut sein. Wir beugten uns dieser Erkenntnis und stellten auch keinerlei nachteilige Auswirkungen fest.

Die Schaumflocken auf dem Wasser wurden größer und zahlreicher. Das, was sich da vor uns befand, mußte eine Stromschnelle von beachtlichem Ausmaß sein.

Etwa um die Mittagsstunde tauchte sie plötzlich hinter einer Flußbiegung auf. Der Pater blinzelte mit zusammengekniffenen Augen auf die kleinen, spielerisch hüpfenden Wellen in der Ferne, deren weiße Kronen im Sonnenlicht blitzten und gleißten. Im Fernglas sah es schon böser aus. Da wurden die niedlichen Wellen zu Brechern, die gegen dicke Steinblöcke knallten, hochgischten und zerstäubten. Der Anblick war nicht gerade beruhigend.

Wir waren noch während des Essens an einem Kahlschlag auf dem linken Ufer vorbeigekommen, auf dem die verkohlten Baumskelette in den Himmel ragten und eine kleine Hütte sich im nachwachsenden Gestrüpp versteckte.

»Das ist der SPI-Posten«, sagte Pater Antonio. »Vor drei Jahren, als sie mir die Fahrt hier hinauf verbieten wollten, aber dann doch klein beigaben, da ließ die Inspectoria diese Lichtung ausbrennen. Zeitweise ist der Posten besetzt, zeitweise leer. Er soll verhindern, daß noch andere so leichtsinnig sind wie ich und weiter vordringen. Jetzt zum Beispiel ist niemand da — jetzt, wo es nötig wäre ...«

»Wieso? Unsertwegen?« fragte ich.

»Nein. Aber wir haben Konkurrenz.« Er schwieg und weidete sich an unserer Überraschung. »Da staunen Sie, was? Der Antonio weiß doch so allerlei! Der hört das Gras wachsen ...« — Er wurde wieder ernst. »José hat es mir gestern abend im Vertrauen mitgeteilt. Da sind so ein paar Kerle aus Mato Grosso gekommen, nennen sich Garimpeiros. Wahrscheinlich haben sie irgend etwas auf dem Kerbholz und brauchen dringend Klimawechsel. — Sie haben zwei Boote gechartert und wollen angeblich oben an der Serra Onorí Gold suchen. Wer sie auf den Gedanken gebracht hat, wußte José auch nicht. Jedenfalls lachten sie die Leute aus, die sie vor dem Cauaburi warnten, und meinten, ihnen hätte bis jetzt noch niemand etwas getan, und die Drecksindios kämen ihnen gerade recht. Sie hätten immer Verwendung für billige Arbeitskräfte.«

»Und wo sollen die Kerle sein?«

»Vielleicht sind sie schon vor uns. José hat sie auch nicht selbst gesehen. Er gab mir nur wieder, was seine Besucher ihm erzählten.«

Wir waren dicht vor der Stromschnelle und kreuzten durch den Schaum zum rechten Ufer hinüber. Das Brausen des Wassers war jetzt so intensiv, daß wir schreien mußten, um uns zu verständigen.

Pater Antonio drückte das Boot dicht ans Ufer. Hier, außerhalb der Strömung, kamen wir ziemlich nahe an die Stufe heran, über die sich der Fluß breit und mächtig etwa drei Meter herabstürzte. Dem Laien mußte diese Stelle am schlechtesten passierbar erscheinen. Aber sie war die schmalste, und das Überwinden einer Stromschnelle richtet sich nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes.

Sekundenlang verglichen wir unsere Nußschalen mit der geballten Kraft des Wassers und überlegten, wie wir das wohl schaffen würden.

»Es ist günstig heute«, brüllte Pater Antonio durch den Lärm. Man merkte, daß er in seinem Element war.

Wir legten in einer kleinen Bucht zwischen mächtigen Steinplatten an.

»Das Batelão los!« schrie der Pater. Die Mannschaft arbeitete exakt. Dann begann das Ausladen. Die Lasten wurden zuerst auf die Steine gelegt, dann dicht an dem schäumenden Katarakt vorbei über eine Wasserrinne — oder hindurch, weil wir mit den Lasten keinen so großen Satz machen konnten — getragen und dahinter wieder auf einer Steinplatte gestapelt.

Als wir angefangen hatten, brannte die Sonne noch aus dem Zenit auf uns herab, dann zog sich der Himmel jedoch plötzlich zu. Noch war über die Hälfte des Materials hinüberzuschaffen. Pfeifende Windstöße schüttelten die Palmen. Der Wasserfall schien noch lauter zu brüllen als vorher. Wir hasteten in der Badehose mit den Kanistern durch den Wasserstaub und legten eine große Wagenplane bereit — für alle Fälle. Aber das Gewitter zog vorbei. Nur der Rand des Wetters streifte uns und brachte eine erfreuliche Abkühlung.

Während Martinho unten im Batelão blieb, zogen wir das Hauptboot über den Fall. Es war eine ungeheure Anstrengung. Pater Antonio arbeitete wie ein Berserker. Er stand oben, knapp zwei Meter von der Kante entfernt auf einem kleinen Felsstück, hatte das Piassavetau in seinen Fäusten und brüllte wie ein Stier zu Elisio und Adorval hinunter, die unten am Boot hingen und verhindern sollten, daß es gegen einen Felsen schlug. Luiz und ich standen hinter ihm am Seil und zogen es Hand über Hand heran. Auch Thea war eingespannt worden. Sie sicherte das Tauende an einem Baumstamm.

Elisio verlor plötzlich den Boden unter den Füßen. Die gigantische Kraft des stürzenden Wassers spülte ihn in Sekunden 15 Meter weg, als sei er ein Streichholz. Pustend kam er etwa bei Martinho wieder ans Ufer. Dieses

plötzliche Ausfallen eines Mannes hätte bei dem ausgewogenen Einsatz der Kräfte beinahe zur Katastrophe geführt. Der Pater verlor für einen Augenblick das Gleichgewicht. Instinktiv ließ er das Seil und damit das Boot nach. Adorval wurde gegen die Felsplatte gedrückt, und lediglich dieser lebendige Puffer verhinderte, daß die Schraube anschlug.

Adorval schrie, das Boot schlingerte im tosenden Wasser wie betrunken, immer wieder prallte es gegen ihn, und so sehr er sich auch dagegen stemmte — es gelang ihm nicht, freizukommen.

Es spielte sich alles viel schneller ab, als man es niederschreiben kann. Elisio war noch nicht wieder an Land gekrabbelt, da hatte Pater Antonio mit übermenschlicher Anstrengung die Situation schon gerettet. Endlich lag das Hauptboot oben im ruhigen Wasser.

Wir legten eine Verschnaufpause ein, ehe wir uns an das Batelão heranmachten. Es leckte kaum noch, wie man es von einem anständigen Schiff erwartet, und wurde daher besonders von den Wasserschöpfern wie ein genesender Patient behandelt. Trotzdem brauchten wir mit ihm nicht so vorsichtig zu sein wie mit dem Hauptboot, das unseren kostbarsten Schatz, den Motor, besaß. Aber das Batelão war unverschämt schwer. Wir schoben es ganz dicht unter dem Ufer über den blankgewetzten Stein. Nur der Pater stand oben mit dem Tau, zog und sicherte, während wir anderen ächzend und stöhnend den plumpen Bootskörper ruckweise vorwärts bewegten.

So schafften wir fast die halbe Stufe, dann war es aus. Bis an die Knie standen wir im schnell vorbeischießenden Wasser, das Boot saß irgendwie auf einer Kante fest — nach vorn ging es jedenfalls nicht mehr. Schweren Herzens gaben wir den so mühsam errungenen Bodengewinn wieder auf. Ich muß sagen: Der plumpe Kasten rutschte zurück bedeutend leichter. Dann schafften wir ihn auf dem gleichen Weg hoch wie vorher das Hauptboot.

Als endlich wieder alles eingeladen war und wir — an der Beruhigungszigarette ziehend — einen letzten Blick auf die spritzenden, strudelnden, tobenden Wassermassen warfen, da sagte Pater Antonio so leichthin: »Das war die Stromschnelle ›Carangueijo‹. Die nächste heißt ›Sumauma‹. In rund 30 Minuten werden wir dort sein.«

Als er das sagte, sah ich auf die Uhr. Es war 16 Uhr. Vier Stunden hatten wir für knappe 80 Meter gebraucht.

Wir fuhren wieder, und es ging trotz äußerster Motorenkraft nur langsam vorwärts. Der Fluß war hier sehr reißend, und die Schaumstreifen waren auch schon wieder da — das miserable Vorzeichen für jeden Cachoeirafahrer.

Unter Cachoeiras oder Stromschnellen versteht der Brasilianer alle Arten von Hindernissen für die Schiffahrt, die doch — je nach Wasserstand und Beschaffenheit — so verschieden sind.

Es gibt ganz flache, die dem eigentlichen Sinn des deutschen Wortes Stromschnelle entsprechen, andere sind nur bei Hochwasser brüllende Ungeheuer, während sie in der Trockenzeit keine Gefahr bringen. Umgekehrt machen sich wieder andere bei vollem Fluß nur durch die reißende Strömung bemerkbar und sind bei niedrigem Wasserstand ein Gewirr von Felsen, das kaum zu passieren ist. Die übelsten endlich sind die senkrechten Katarakte von mehreren Metern Höhe – wie die mit dem schönen Namen »Carangueijo«, die zu allen Jahreszeiten die gleichen Gefahren und die gleichen, stundenlangen Mühen bereiten, weil das Boot entladen und seitlich mit Seilen oder Rollen hochgezogen werden muß.

Wenn die großen Schaumbrocken bei der Fahrt flußauf erscheinen, dann weiß man, daß die nächste Cachoeira nicht mehr weit ist. Plötzlich liegt dann hinter einer Biegung des Flusses am Ende der langen, geraden Strecke, in die fast jede größere Stromschnelle ausläuft, der Katarakt mit seinen stürzenden Wassern vor unseren Blicken. Die Sonne bestrahlt die schäumenden Wogen und läßt den feinen Wasserstaub in Regenbogenfarben leuchten.

Wir wußten von Pater Antonio, daß wir sechs Stromschnellen auf dem Cauaburi zu bewältigen haben würden. Er hatte uns auch gesagt, nur die erste sei ein Wasserfall, die anderen könne man im allgemeinen aber ohne Ausladen hinter sich bringen. Wir waren demzufolge zuversichtlich, denn die Plackerei mit der Ladung über Geröll und glitschiges Moos hinweg erschien uns am unangenehmsten.

Wir hätten später gerne noch Kanister geschleppt und das elende Salzfaß, wenn wir dafür von etwas anderem befreit worden wären – von den Piums. Sie waren plötzlich da, so plötzlich, daß uns diese Tatsache erst bewußt wurde, als es schon zu spät war für unser Schutzöl, als wir schon Arme und Beine und Hände voll jener verhaßten roten Flecken hatten, in deren Mitte sich ein winziges Blutströpfchen bildet – jenen untrüglichen Nachweis für den Urheber: Pium!

Vor einigen Jahren hatten wir sie auf einer Reise auf dem Rio Xingu bereits kennengelernt, aber nur für einen Tag. Es war eine ganz oberflächliche Begegnung gewesen – gemessen an dem, was uns die kommenden Wochen bescherten.

Die Plage begann kurz vor der Cachoeira Sumauma, als wir, um eine Flußbiegung kommend, die beiden Batelãos der Garimpeiros sahen. Die Leute hatten bestimmt nichts damit zu tun, aber ihre Anwesenheit trug mit dazu bei, daß wir nicht aufpaßten und in der Gegend herumschauten. Die Goldsucher waren damit beschäftigt, die Boote am Ufer stromauf zu ziehen. Zum Rudern war die Strömung hier schon zu stark. Zwei von ihnen hatten das Piassavetau am Ufer entlanggeschafft und um einen Baum gebunden. Nun standen sie alle auf dem Bug und zogen sich selbst hoch. Es waren zweifellos sehr fragwürdige Gestalten darunter. Um das

festzustellen, genügten schon die wenigen Minuten, die wir brauchten, um an ihnen vorbeizufahren.

500 Meter weiter war auch für uns die Fahrt zu Ende. Das Wasser schoß so reißend durch ein Gewirr von Felsplatten, daß Pater Antonio sogar an seiner gewohnten Passage zweifelte. Trotzdem wollte er einen Versuch machen. Wir legten an. Das Batelão blieb mit Thea und mir zurück, während alle anderen ins Hauptboot stiegen, um mit den Paddeln nachhelfen zu können.

Der Pater nahm einen Anlauf von gut 100 Metern. Im Rauschen des Wassers hörten wir weder den Motor noch die Anweisungen, die er den Leuten zurief. Wir sahen nur, was dort knapp 60 Meter vor uns geschah. Das Boot begann auf den spitzen Wellen zu hüpfen und zu tanzen, der Gischt spritzte fast bis zum Dach, die Leute ruderten aus Leibeskräften – aber sie kamen nicht durch.

Sie ließen sich zurücktreiben. An einer etwas weiter entfernten Stelle versuchten sie es noch einmal. Wieder tauchten die breiten, herzförmigen Ruder ins Wasser, die Arme der Leute arbeiteten fast fünf Minuten lang wie die Kolben einer Maschine. Da setzte der Motor aus. Mit knapper Not bewahrten sie das schlingernde, zurückschießende Boot vor dem Kentern. Da gaben sie es auf und ruderten zu uns heran. Pater Antonio wühlte schimpfend in seinem Werkzeugkasten auf der Suche nach saubereren Zündkerzen, während wir alle paar Minuten bis an den Hals im Cauaburi verschwanden wegen der Piums. Sie bissen auf der nassen Haut nicht an. Dieses Abwehrmittel war in dem Moment, wo wir doch wieder ins Wasser mußten, um die Boote durchzuschieben, das praktischere, denn unser Mückenöl war zu kostbar, um es zu vergeuden.

In den ersten Tagen spürten wir seltsamerweise den Juckreiz erst eine Stunde später, einen Juckreiz, der an hundert Bißstellen zugleich beginnt und einem derart zusetzt, daß man brüllen könnte vor Wut. Denn man darf nicht kratzen. Jede offene Wunde führt schnell zu Entzündungen und bedeutet eine ernste Gefahr.

Wir waren noch mit dem Auswechseln der Kerzen beschäftigt, als die Garimpeiros anlangten. Sie hielten etwa 100 Meter vor uns an, und zwei von ihnen kamen durch das Wasser zu uns gestapft. Der erste war ein breitschultriger Hüne mit Pockennarben im Gesicht und schien der Anführer zu sein.

»Schätze, daß wir die gleiche Krankheit haben«, sagte er, während seine Augen flink über unsere Gesellschaft glitten. »Ich mache euch folgenden Vorschlag: Wir helfen euch durch, und nachher seid ihr uns behilflich.«

Der Pater sah von seinem Motor auf, der wieder einsatzbereit war, und stellte sich vor.

»Einverstanden«, sagte er kurz und klappte seine Werkzeugkiste zu. »Dann hol deine Leute. Es kann gleich losgehen.«

Der Pockennarbige schickte seinen Begleiter zurück, und wenige Minuten später waren wir schon an der Arbeit. Es ging mit so vielen stromschnellengewohnten Männern gut voran. Mit dem Hauptboot machten wir den Anfang. Thea durfte sich hineinsetzen, und wir verteilten uns an beiden Seiten, während Pater Antonio mit den Garimpeiros das Piassavetau nach vorne auszog.

Martinho blieb beim Batelão zurück. Dann ging es los. Wir dirigierten das Boot um die Felsblöcke herum, durch die schmalen Kanäle, in denen das Wasser mit solcher Kraft strömte, daß es einem glatt die Beine wegriß, wenn eine brusttiefe Stelle kam. Man hatte in diesen Momenten seine liebe Not mit sich selbst, aber wir waren so verteilt, daß mindestens einer auf jeder Seite immer Boden unter den Füßen hatte. Gut, daß wir uns nicht auch um die Fortbewegung zu kümmern brauchten, denn das Abstemmen des Bootes von den Felskanten und den eisenharten Ästen gestürzter Bäume erforderte in der reißenden Strömung so viel Kraft, daß man es einfach nicht mehr hätte bewerkstelligen können.

Endlich langten wir bei Pater Antonio an. Wieder wurde das Tau watend und springend nach vorn geschafft, und wieder hingen wir an dem Boot und wurden mit ihm gestoßen und herumgeworfen. Aber noch war die Schnelle nicht zu Ende. Erst nach der dritten Taulänge konnten wir in einer kleinen Bucht anlegen.

»Sie bleiben mit Dona Thea hier«, sagte Pater Antonio, während die platschenden Schritte der anderen schon wieder in dem Brausen hinter uns verklangen. »Bis wir wiederkommen, können Sie vielleicht den beiden Winchesterbüchsen mal durch die Läufe wischen — und die Magazine laden. Möglicherweise treffen wir heute noch was.« Dabei blinzelte er mit einem Auge, und weg war er.

Ich hatte verstanden und legte unser Waffenarsenal bereit. Als der Haufen eine Viertelstunde später mit unserem Batelão ankam, schielte ich gerade durch den Lauf der 44er und drückte dann aufreizend langsam Patrone um Patrone ins Magazin.

Elisio blieb nun ebenfalls zurück. Wir banden die beiden Boote wieder zusammen und machten sie startbereit.

Das erste Garimpeiro-Batelão fuhr neben uns in den Sand. Als die Leute wieder weg waren, löste Elisio die Befestigung unserer Boote am Ufer. Wir hielten uns lediglich noch an einem Ast fest, der weit über das Wasser ragte.

Da kam das letzte Batelão. Der Pater verabschiedete sich von dem Pockennarbigen, sprang mit Adorval und Luiz ins Boot, und weg waren wir, noch ehe die anderen ihren Kahn gesichert hatten.

Der Fahrtwind war eine Erlösung. Nicht so sehr wegen der Hitze als wegen der Piums. Wir hatten uns, als wir in dem Boot warteten, wieder angezogen, die Hose um die Stiefel gebunden, den Hemdkragen hochgeschlossen und alle noch freien Körperteile mit dem Öl eingerieben. Es stank, es hielt die Masse der Piums ab, aber seine Wirkung war leider zeitlich sehr begrenzt. Nach einer Stunde war praktisch von der schützenden Wirkung nichts mehr zu spüren.

Am schlechtesten erging es unseren Gesichtern, denn die Partien um Augen und Mund dürfen nicht eingerieben werden. Leider merkten die Piums das bald, und die Folge war, daß wir mit mindestens einem geschwollenen Augenlid reisten.

Warum man keinen Moskitoschleier benutzt? Weil die normale Ausführung — und eine andere besaßen wir nicht — für Piumfliegen nicht engmaschig genug ist, denn die Biester sind noch keine zwei Millimeter lang.

Wie schon gesagt, merkten wir die ersten Auswirkungen erst nach etwa einer Stunde. Und wir merkten noch etwas viel Bedenklicheres: Meine Frau war Pium-empfindlich! Die roten Flecken schwollen bei ihr fünfmarkstückgroß an, und der Juckreiz war enorm.

Wir gruben unseren Gummisack um nach den verschließbarsten Kleidungsstücken und fanden sie endlich in Gestalt der Schlafanzugjacken, so daß unser Aufzug noch malerischer wurde.

Das Schlimmste an den Piums ist ihre Vielzahl. Sie treten in Wolken auf — zu Millionen. Unserer Besatzung setzten sie natürlich genauso zu wie uns, aber ihre Körper reagierten anders als unsere. Bei ihnen verschwand der rote Fleck nach wenigen Stunden, und zurück blieb nur das kleine Blutströpfchen, das später zum schwarzen Tupfen wird. Ich dachte an die von Punkten übersäten Handrücken Pater Antonios, die mir aufgefallen waren, als er uns vom Flugzeug abgeholt hatte. Jetzt kannte ich die Ursache.

Der Fahrtwind blies die Piumschwärme aus dem Boot. Man war versucht, etwas aufzuatmen, aber wenn man dann seitlich über das Wasser blickte, sah man gegen den dunklen Hintergrund des Urwaldes die Wolken schwirrender, tanzender Teufel. Wir fuhren in den sinkenden Abend hinein. Über eine Stunde hatte uns die Cachoeira Sumauma aufgehalten, und das Ziel, das sich der Pater für den ersten Tag im Cauaburi gesteckt hatte, lag hinter uns. Elisio saß am Herd und verarbeitete die restlichen Schildkröteneier zu Farofa. Reis und Bohnen waren vom Mittag noch übrig.

Ich wandte mich zurück über das Gepäck und reichte dem Pater die beiden Gewehre. »Sind in Ordnung«, sagte ich.

Er nahm sie entgegen und verpackte sie in die Futterale.

»Kannten Sie übrigens jemand von den Garimpeiros?« fuhr ich fort. »Sind ganz nette Typen dabei, besonders der Chef scheint ein Musterknabe zu sein. Haben Sie herausbekommen, wohin sie wollen?«

Der Pater antwortete nicht sogleich. Erst als er mit den Gewehren fertig

war, sagte er: »Die Angelegenheit kann ernst werden. Ich habe die Leute gewarnt und ihnen erklärt, wie nahe die Indiopflanzungen dort oben sind. Es steht außer Zweifel, daß sie entdeckt werden. Knapp eine Tagereise unterhalb der Mündung des Maturacá, in den wir hineinfahren, befindet sich eine Lagune. Ich habe dort einmal Schildkröten gefangen und kenne die Ecke ziemlich gut. In diese Lagune mündet ein kleiner, kristallklarer Igarapé, der direkt von der Serra Onorí herunterkommt. Er hat herrliche Zierfische und — Gold! Ich weiß das auch, aber es lockt mich nicht. Dorthin wollen die Kerle. Sie haben es mir ganz genau erklärt.«

»Und woher haben sie die Ortskenntnis? Das kann doch nur jemand wissen, der schon dort war.«

»Einer von den Senhores war auch schon dort. Der Mann hielt sich allerdings im zweiten Batelão verborgen. Er wollte wohl von mir nicht gesehen werden. Wahrscheinlich plagt ihn schon jetzt sein schlechtes Gewissen! Er fuhr einmal mit mir. Ich glaube, es war auf der zweiten Reise, als wir dort die Schildkröten fingen. Er zeigte sich zunächst als ganz normaler Zeitgenosse, aber auf der Rückfahrt wurde er aufsässig. In Uaupés angekommen, gab ich ihm seinen Lohn, und er verschwand auf Nimmerwiedersehen — bis heute. Es war ganz gut, daß wir die Kerle getroffen haben. Jetzt weiß ich wenigstens, woran ich bin. Aber ich lege keinen Wert drauf, ihnen unnötigerweise erneut zu begegnen.«

»Glauben Sie, daß die Brüder uns behelligen würden? Ich kann mir das nicht vorstellen. Wir leben doch nicht mehr im Zeitalter der Raubritter . . .«

Pater Antonio sah mich mit einem seltsamen Blick an.

»Der Knabe, der damals mit mir fuhr, macht bestimmt nichts. Er ist hier aus der Gegend. Aber die anderen Vögel — denen traue ich nicht. Vergessen Sie nicht, wo wir uns befinden. Es ist durchaus anzunehmen, daß sie uns nicht behelligen werden, solange wir ihren Zielen und Absichten nicht im Wege stehen. Das Dumme ist nur, daß sie darüber anderer Ansicht sein können als wir. Darum ist es besser, heute etwas länger zu fahren und unseren Vorsprung noch zu vergrößern. Leute, die in diesen abseitigen Gegenden hinter Reichtümern herjagen, haben selten Skrupel. Wer könnte sie zur Rechenschaft ziehen für etwas, das niemand erfährt? Hier haben nur die Gesetze Wert, die man selbst erzwingen kann, denn der kontrollierte Teil unserer schönen Erde liegt schon sehr, sehr weit hinter uns . . . «

FLUSS IM NIEMANDSLAND

Gegen 19 Uhr erschien im ungewissen Licht der schwachen Mondsichel eine Insel im Fluß. Pater Antonio stellte den Motor ab, und vorsichtig paddelten wir auf die Steinblöcke zu, die an ihrer Spitze aufgetürmt lagen.

Wir fanden eine kleine Bucht, legten an und begaben uns sofort auf die Suche nach einem Nachtlager. Die Stelle war günstiger, als ich erwartet hatte. Im Schein der Taschenlampe tauchten zwei Dächer auf, die Überbleibsel früherer Hütten. Bei näherer Betrachtung gaben sie zwar an vielen Stellen den Blick zum Himmel frei, aber das war weniger wichtig. Bedeutsam waren nur die Tragbalken. Sie hielten der kritischen Untersuchung unseres Reiseleiters stand und würden das Gewicht unserer Hängematten aushalten.

Elisio kam mit der erfreulichen Nachricht, das Essen sei fertig. Wir setzten uns unten auf die Steine neben das glucksende Wasser. In Ermangelung von Bier spülten wir unsere Farofa mit »Cauaburi Correnteza« herunter, wie wir inzwischen das Flußwasser getauft hatten. Es gab dem profanen Gesöff wenigstens klanglich eine distinguierte Note. Seinen Geschmack besserten wir — der persönlichen Neigung entsprechend — mit Zitrone auf.

Nach dem Essen wurden die Angeln ausgelegt. Martinho, der passionierte Fischer, hatte auch heute den erzwungenen Aufenthalt an der Cachoeira Sumauma ausgenutzt und Regenwürmer aus der Uferböschung ausgegraben. Er verwahrte sie in einer Tüte, die er zu diesem Zweck aus den verschiedensten Blättern in kürzester Zeit zusammendrehte.

Pater Antonio blieb bei uns sitzen, denn auf dem Feuer war ein Nescafé in Vorbereitung.

Wir waren nun wieder in der Badehose und genossen die herrliche Kühle der Abendluft und die leichte Brise, die über den Fluß kam und die Gerüche des Urwaldes mitbrachte. Und wir genossen sie doppelt, weil wir ruhig auf den warmen Steinen liegen konnten, ohne dauernd nach Piums schlagen zu müssen. Für heute war ihre Zeit vorbei.

Jeden Tag der Reise sehnten wir uns nach dieser Abendstunde, denn mit dem letzten Sonnenlicht verschwinden auch die Piums. Es dauert keine fünf Minuten, und die Luft ist so frei von ihnen, als hätte es sie nie gegeben . . .

Von Zeit zu Zeit durchbrach ein großer Fisch mit verstohlenem Klatschen das Wasser. Unbekannte Vögel riefen aus dem Dschungel, lockend und seltsam, und Fledermäuse huschten wie lautlose Schatten um die mondbeschienene Insel.

»Hat der Platz hier einen Namen?« fragte ich.

»Ilha do Carapato«, antwortete Pater Antonio.

»Wie?« schrie ich und war mit einem Satz auf den Füßen. »Zeckeninsel! Das kann ja heiter werden diese Nacht!«

Wenn der Name mit dem Objekt in ursächlichem Zusammenhang stand, dann würden uns morgen noch weitere Körperstellen jucken. Pater Antonio meinte beruhigend, ich hätte ja eine Pfeife und somit Tabaksaft als Gegenmittel.

Unsere Angler kamen zurück vom anderen Ende der Insel, wo sie zwei Leinen mit je zehn Angelhaken ausgelegt hatten, und schwelgten schon vom morgigen Festessen. Einer nach dem anderen holte seine Hängematte aus dem Boot und verschwand in Richtung Hütte. Die beiden Stromschnellen hatten uns ganz schön strapaziert, und so folgten wir bald ihrem Beispiel. Auch der Pater, der eigentlich nicht zu den einsilbigen Leuten gehörte – dafür war er ja auch Brasilianer –, war sehr schweigsam. Ob es nur die Müdigkeit war, oder ob er sich noch Gedanken über die Garimpeiros machte – ich wußte es nicht. Er sagte nur noch, während wir den kochendheißen Kaffee mit vorsichtigen, kleinen Schlucken tranken, daß wir morgen die Cachoeiras »Tomasio« und »Destacamento« zu überwinden hätten und er mit dem ersten Tageslicht weiterfahren wolle.

Dann lagen wir in den Hängematten. Die alten Träger und Stämme knarrten ab und zu, und im Palmstroh des Daches raschelte es. Ich leuchtete mehrmals mit der Taschenlampe herum, aber dann begriff ich, daß die Geräusche von der ungewöhnlichen Belastung, die das zusammengebundene Gebälk verschob, hervorgerufen wurden.

Neben mir auf dem Boden stand eine Kerze. In ihrem Schein sah ich in einer der alten Holzstützen eingeritzte Zeichnungen und Ornamente, deren rote Urucubemalung von Feuchtigkeit und Regen verwaschen war. Ich blies das Licht aus und schlief wenige Minuten später ein – allen Fröschen und Zikaden des nächtlichen Cauaburi zum Trotz.

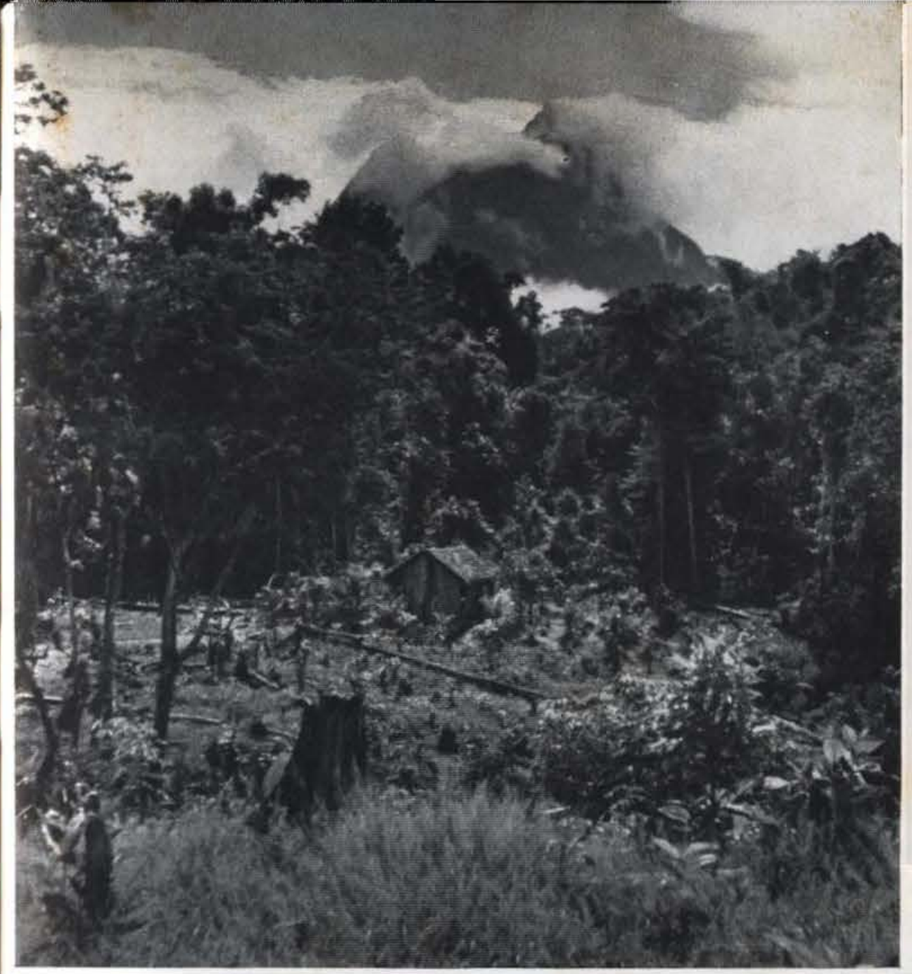
Als Pater Antonio uns weckte, war es noch dunkel. Draußen vor der Hütte brannte bereits ein Feuer, auf dem Elisios schrecklicher Grießbrei kochte. Die anderen sah ich nicht. Meine Vermutung, daß sie mit ihren Angeln beschäftigt waren, bestätigte sich bald. Das Ergebnis war jedoch etwas kümmerlich. An Stelle der erhofften Piraibas von Schellfischgröße brachten sie zehn Mancis an, eine kleine, graugelb gestreifte Fischart, die in Schwarzwasserflüssen in großer Menge vorkommt. Beim Lösen vom Angelhaken muß man jedoch vorsichtig sein, weil sie unter den Flossen zwei Stacheln besitzen, die schwerheilende Wunden hervorrufen.

Es war sehr kühl, so daß wir unser Morgenbad ausfallen ließen. Schwer hing der Nebel über dem Wasser, und der Himmel war bewölkt.

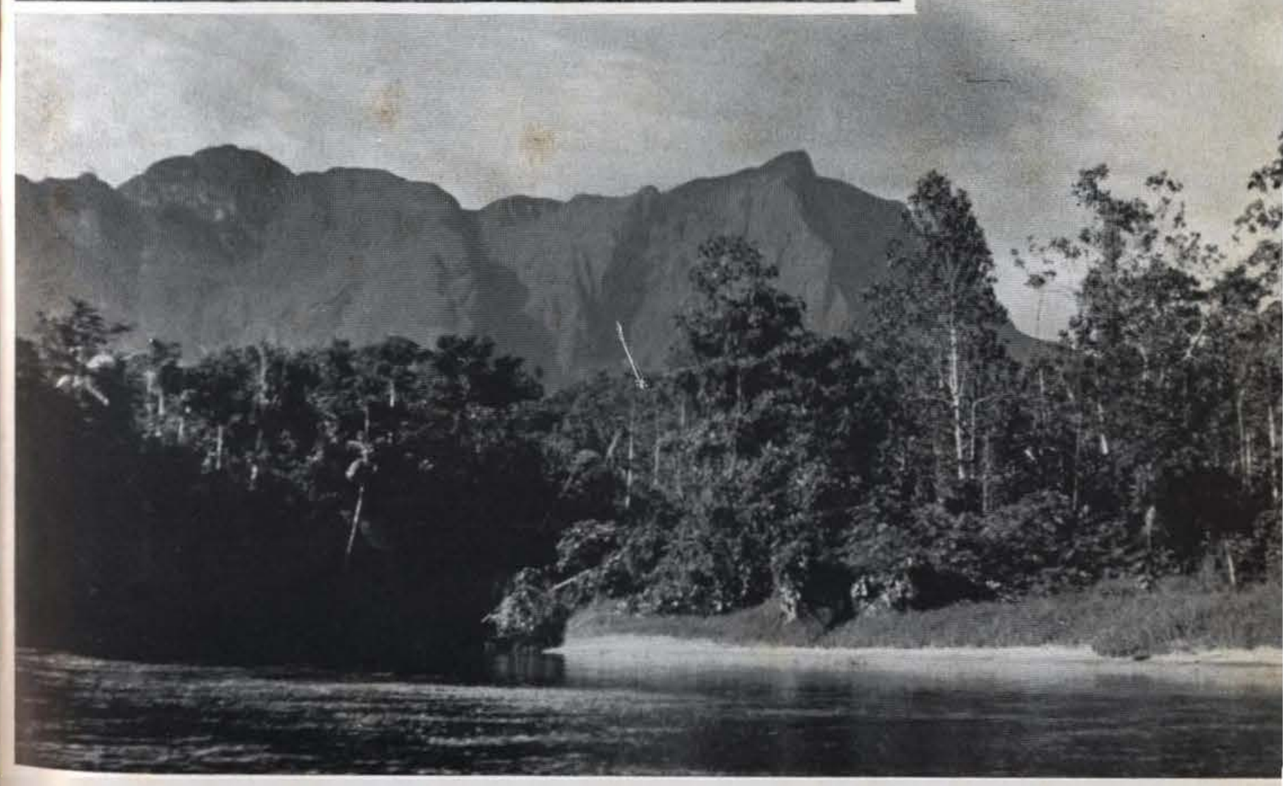
Der Pater drängte die Mingal-Esser zur Eile. Die Stunde der Piums war nahe, und es war besser, bei ihrem Erwachen schon im Fahrtwind zu sitzen. Wir holten unsere Kameras und die Hängematten aus der Hütte, setzten uns ins Boot, und Thea begann den Morgenkaffee zuzubereiten.

Es war noch nicht 6 Uhr, als wir aufbrachen. Der Fluß lag völlig ruhig im aufkommenden Tageslicht. Der Himmel wurde nicht klar, und nur ab und zu schaute eine verhangene Sonne herunter.

Wir fuhren mitten im Strom, und die Augen der Besatzung suchten Ufer und Bäume nach jagdbaren Tieren ab, denn in der frühen Morgenstunde kommen sie zur Tränke.



TAFEL 15
Der steile Kegel der Serra Onorí, der die Hütte des Paters überragt, war fast ständig in Wolken gehüllt.



Die Ufervegetation wird immer niedriger, je weiter wir in das Vorgebirge eindringen.

TAFEL 16
Die Konstruktion der Brücke ist bei Niedrigwasser gut zu erkennen.

Das Dorf der Araraibos. Diese Aufnahme machte Roberto vom Baum herunter, derweil ich unten um meine Rollei zitterte. Leider zitterte Roberto auch.

Wir — einschließlich Pater Antonio — schlürften behaglich unseren Kaffee und hatten unsere ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, daß der bröckelige Käse auf dem steinhart gerösteten Brot die Balance nicht verlor. Aus dieser friedlichen Tätigkeit riß uns Adorval jäh heraus: »Mutun! Da vorn! Mutun!« schrie er und deutete nach rechts.

Der Pater drückte dem Indio das Steuer in die Hand. »Wo?« fragte er und krabbelte bereits mit der 22er Winchester in der Hand ins Batelão. Wir schauten auch — sahen aber nichts.

»Da oben auf dem Baum«, rief Adorval. Eine geniale Zielangabe, wenn man bedenkt, daß wir außer Wasser nur Bäume sahen.

Endlich hatte Pater Antonio den truthahngroßen Vogel entdeckt. Er legte an — da schwenkten die Boote mit einer scharfen Kurve direkt auf das Ufer zu.

Auch Martinho hatte das Jagdfieber gepackt. Er schaute auf die Bäume, und dabei hatte er das Steuer vergessen. Pater Antonio brüllte ihn an — aber da war es bereits zu spät. Wohl legten sich die Boote wieder in Fahrtrichtung, aber der Vogel war außer Sicht geraten.

Aus war der Traum vom Mittagsbraten.

Der Fluß wurde enger. Er war seit der Mündung gut um die Hälfte zusammengeschrumpft und hatte höchstens noch 170 Meter Breite.

Elisio begann, ein großes Messer zu schleifen. Das war das sichere Anzeichen, daß er sich nun als Koch fühlte. Er holte den Sack mit dem Salzfleisch hervor, den man immer roch, ganz gleich, wo er sich befand, und säbelte die Stücke ab, die wir mit den Bohnen kochten. Diese Arbeit war ohne Zweifel eine gute Körperübung, aber das Resultat rechtfertigte die Mühe nicht. Trotz der langen Kochzeit kaute man meistens hoffnungslos darauf herum.

Am vierten Tag unserer Reise bemerkten wir mit einer gewissen Besorgnis eine nicht geringe Anzahl kleiner weißer Maden auf dem Fleisch, obwohl sich Elisio bemühte, sie vor uns geheim zu halten. Wenn er sich unbeobachtet fühlte, schüttelte er das Fleisch kräftig und schlug mit dem Messer darauf herum. Aber es war vergeblich. Sie ließen sich nicht aus den Stollen vertreiben, die sie hineingefressen hatten. Sogar das intensive Waschen der Fleischstücke vor dem Kochen blieb ohne den gewünschten Erfolg, wie wir beim fertigen Essen einige Male feststellten. Mit eiserner Miene fischten wir sie heraus und schnippten sie über Bord, wie wir es auch mit den kleinen schwarzen Käfern machten, die in den Bohnen wohnten.

Das Vorhandensein der Maden war eigentlich nichts Ungewöhnliches. Zur Herstellung von »Carne seca« gehört das Trocknen an der Sonne. Dabei legen Hunderte von Fliegen der dicken Salzschicht zum Trotz ihre Eier ab. Man weiß das und schüttelt deshalb das Fleisch gut aus, bevor es verpackt wird. Aber nicht alle Eier und Maden fallen herunter. In den

Falten und Schnitten bleiben einige Unentwegte hängen und führen das erträgliche Leben der sprichwörtlich gewordenen Maden im Speck. Diese waren es, die uns nachher zwangen, die Salzfleisch enthaltenden Speisen bei guter Beleuchtung zu uns zu nehmen und jedem Bissen eine ungewöhnliche Beachtung zu schenken.

Elisio stellte die Bohnen auf das Feuer. Nach unseren bisherigen Erfahrungen dauerte es dann vier Stunden, bis er anfing, die Bohnen auf ihren Härtegrad zu prüfen. Nach fünf Stunden Kochzeit konnten wir mit dem Essen rechnen.

Trotz seiner geringen Leistung erhöhte dieser Herd im Boot des Paters den Komfort der Flußreise ungemein. Brauchten wir doch nicht mehr — wie mit Manoel — bei jedem heißen Schluck, nach dem es uns gelüstete, anzulegen.

Der Himmel wurde nicht klar an diesem Vormittag. Im Gegenteil — er zog sich immer mehr zu. Es war ungewöhnlich schwül, und trotz des Fahrtwindes klebten uns die Kleider am Körper.

Die Zeckeninsel hatte ihrem Namen Ehre gemacht. Wir hatten welche, und in erster Linie war wieder Thea die Leidtragende. Es waren die stecknadelkopfgroßen Mucuims, die wir schon von der Fortaleza in Uaupés kannten, und wir begannen den Gegenangriff mit dem Alkohol der Bordapotheke.

Es ist eigentlich seltsam, daß man, wenn von den Gefahren des Urwaldes gesprochen wird, immer zuerst an Jaguare, Riesenschlangen, Vogelspinnen und Skorpione denkt. Diese Tiere sind ohne Zweifel gefährlich, aber doch sehr selten! Und ich gestehe wahrheitsgemäß, daß wir auf all unseren Reisen, selbst auf dieser in absolut menschenleere Wildnis, nicht einen Jaguar, geschweige denn eine Riesenschlange, gesehen haben. Große Spinnen der verschiedensten Arten, giftige und ungiftige, und Skorpione sind nicht gerade häufig, aber doch immer wieder anzutreffen; und von den kleinen Schlangen — die giftigen sind alle klein — trafen wir auf dieser Reise drei.

Viel schlimmer sind die kleinen Lebewesen, die fliegenden Insekten, deren Millionenheere einen bis aufs Blut peinigen, die Schimmelpilze, die üble Hautkrankheiten hervorrufen, und die Zecken und Ameisen — allen voran die Tocandeira und die Feuerameise, deren Biß einen zum Brüllen bringt und für Stunden völlig aktionsunfähig machen kann. Der Urwald ist feindlich. Aber seine Attacken führt er nicht mit schweren Waffen. Es ist die Politik der Nadelstiche, die mit zermürbender Intensität 24 Stunden am Tag durchgeführt wird. Man muß schon eine gute Konstitution besitzen und außerdem über entsprechende Gegenmittel verfügen, wenn man bestehen will. Man kann sich im Lauf der Zeit mit den Übeln abfinden, aber daran gewöhnen kann man sich nicht, und es ist kein Zufall, daß der Mensch als Herr der Technik auch im 20. Jahrhundert diese

gewaltigen Urwaldgebiete noch nicht besiegt hat. Alle Versuche sind nach kleinen Anfangserfolgen steckengeblieben. Die Gebiete Amazoniens, die der Mensch sich untertan gemacht hat, sind winzige Pünktchen in dieser europagroßen Wildnis — und so sehr man sie auch als Fortschritt preist, so wenig halten sie einer ernsthaften Prüfung stand.

Um 10.30 Uhr brach das Unwetter los.

Es war ein Tropengewitter, wie Hollywoods Filmregisseure es sich für ihre Gruselfilme erträumen, wie man es aber selbst nicht gerne miterlebt.

Es begann seltsam. Da hingen plötzlich hinter einer Flußbiegung die Wolken zwischen den Bäumen — gerade vor uns. Sie schienen auf dem Wasser aufzusitzen und die Bäume seitlich wegzudrücken.

Ein Windstoß packte uns. »Die Plane 'raus!« schrie Pater Antonio, aber es hätte der Aufforderung nicht bedurft. Die drei Kerle im Batelão, eben noch vor sich hindösend, hatten blitzschnell die Situation erfaßt; die große Wagenplane breitete sich über das Boot und über sie selbst, bevor noch die ersten Tropfen fielen.

Dann fuhren wir geradewegs in die graue Wand hinein. Es war eine Wand aus Wasser. Es stürzte herab, dicht und in solchen Massen, daß an Weiterfahren nicht zu denken war. Der Pater lenkte vorsichtig zum Ufer. Er schrie etwas. Ich verstand nicht, dann merkte ich, daß ein breiter Bach von der Wagenplane des Batelão ins Boot lief. Wir ließen schnell die Zeltbahnen herab, die an beiden Seiten des Daches befestigt waren und draußen über die Bordwand hingen. Der Regen prasselte nun so laut auf das Aluminiumdach, daß man nichts mehr verstand, auch Pater Antonios Geschrei nicht. Ein Windstoß schleuderte uns von vorn, wo es noch offen war, eine Regenbö herein, daß ich schnell die Kameras in ihre Gummibeutel verstaute, bevor ich ratlos zu dem Pater ins Halbdunkel zurückblickte. Vom Ufer war noch nichts zu sehen. Wie konnten wir vorne dicht machen, solange das Boot noch nicht festlag? Pater Antonio beugte sich vor, und nun verstand ich. Vorn im Bug war noch eine Zeltbahn. Ich quetschte mich an den Körben mit Früchten und Geschirr, den Blechkanistern mit Reis und Farinha vorbei und deckte alles zu. Als ich nun — sowieso durch und durch naß — vorn stehenblieb und einen Blick in die niederrauschenden Wassermassen warf, sah ich einen Baumstamm dicht vor mir aus dem Fluß ragen. Ich fuchtelte wild mit den Armen, der Pater verstand, und wir rutschten knapp an ihm vorbei. Dann tauchte das Ufer auf. Zwischen den weit überhängenden Ästen fanden wir Halt.

Ich hatte gerade meine Bank wieder erreicht, da zuckte ein greller Blitz herab, und ihm folgte ein Knall — so laut und plötzlich, daß wir unwillkürlich zusammenzuckten. Nun ging es Schlag auf Schlag, Blitz folgte auf Blitz in Abständen, die nur Sekunden dauerten. Ich zog meine nassen Kleider aus und blieb in der Badehose sitzen. So schlimm dieses Gewitter

auch war — einen Pluspunkt durfte man ihm geben: es hatte die Piums vertrieben oder vernichtet. Inbrünstig hoffte ich das letzte, denn solchen Regenfluten konnten die Bestien von Stecknadelkopfgröße doch kaum widerstanden haben.

Ich sah auf die Uhr. Schon 25 Minuten tobte das Unwetter mit unverminderter Heftigkeit. Trotz Bodenrost standen wir mit den Füßen im Wasser. Die Zigaretten waren naß, das Feuer unter den Bohnen war ausgegangen. Dazu kamen die pausenlos herabzuckenden Blitze, die jeweils für Sekundenbruchteile unser Boot in bläuliches Licht tauchten, das unerhörte Knallen und Krachen und das Prasseln des Regens auf dem Blechdach — das alles war, gelinde gesprochen, wenig geeignet, unsere Stimmung zu heben.

So plötzlich, wie es gekommen war, hörte es auch wieder auf. Es wurde heller vor uns, der Donner grollte schon etwas entfernt und in der Lautstärke, die man von einem normalen Donner erwartet — es wurde still. Wir warfen die Zeltbahnen aufs Dach hinauf, und auch nebenan im Batelão bewegte sich das große, grüne Tuch. Dann tauchten drei Köpfe auf, grinsten zu uns herüber.

Pater Antonio warf den Motor an.

Wir fuhren weiter.

Ein kalter Wind fegte über das Wasser und warf Wellen auf, die wir dem Fluß nie zugetraut hätten. Die Temperatur war in erfreulichem Maß gefallen. Martinho zog hinten mit der Benzinpumpe das Wasser aus dem »Keller«, und Elisio begann erneut seinen Kampf mit den harten Bohnen. Da riß die Bewölkung auf, und eine strahlende Sonne stand hoch am Zenit und ließ die Millionen von Wassertröpfchen auf den Blättern glitzern wie Diamanten. Die Natur schien uns den Tag erneut schenken zu wollen.

Die Bohnen waren endlich weich, der Reis kochte, und auf der zweiten Flamme briet Elisio nun als Zugabe die Beute der Nacht, jene gestreiften Fische.

Wir staunten wieder einmal über die Mengen, die unsere Mannschaft vertilgte. Auf den großen Napf voll Reis und Bohnen kippte sich jeder noch eine Milchbüchse voll Farinha — und dann faßten sie noch nach. Interessant war es, dem Indio zuzusehen. Er, der doch von Hause kein Farinha kannte, stopfte es mit Begeisterung hinein. Mit dem Löffel war er noch nicht sehr befreundet und half eifrig mit den Fingern nach. Nach dem Essen nahm er wieder seine Lieblingsstellung ein, lag mit der Nase auf der Bordkante und pennte.

»Das Holz muß gut riechen«, meinte Pater Antonio.

Nach dem Essen kletterte ich zu ihm ins Heck, während Thea auf der Bank ein Mittagsschläfchen hielt. Ich wollte etwas mehr von den Araraibos wissen, zu denen wir fuhren.

»Haben Sie eigentlich trotz Sprachschwierigkeiten und des kurzen Auf-

enthaltes schon einen Überblick über ihre Bräuche und Lebensgewohnheiten gewinnen können?« fragte ich.

Während nebenan im Batelão die vom Essen ermüdeten Riesen schnarchten und ich meine Kamera säuberte, erzählte der Pater von jenen Menschen, die außer ihm noch niemand besucht hatte und die wir wenige Tage später in ihrer ganzen Ursprünglichkeit kennenlernen sollten.

»Sie kennen doch schon die Stämme am Caiarí und am Xingu«, begann er. »Sie haben ihre Kunstfertigkeit gesehen und vielleicht auch gelegentlich ihre gut schmeckenden alkoholischen Getränke probiert. Sie kennen die Tanzmasken und Federkronen, die sie herstellen; von alldem wissen die Araraibos nichts. Dinge, die bei den bekannten brasilianischen Indianerstämmen selbstverständlich sind, haben sie nie gesehen. Sie besitzen — um das wesentliche Beispiel vorwegzunehmen — keine Mandioka, die Pflanze, die in ganz Süd- und Mittelamerika in allen indianischen Kulturen neben Mais Nahrungsmittel Nummer eins war und noch ist. Sie kennen auch kein Zuckerrohr und keine fermentierten Getränke wie Cachirí und Palmweine, die bei allen Eingeborenen anzutreffen sind. Sie kennen keine Musikinstrumente, keine Zauberer, keine Masken, keine Tanzfeste, kein kunstvolles Hausgerät, sondern nur ganz primitive Gebrauchsgegenstände. Sie kennen auch keine Tonbearbeitung, obwohl es ihn hier in guter Qualität gibt — kurzum: Sie haben einen derart primitiven Lebensstandard, und in dem wenigen, das sie herstellen, offenbart sich eine so große Ideenarmut, daß man die übrigen Indios im Vergleich zu ihnen als hochzivilisiert betrachten kann. Bevor sie von mir Töpfe bekamen, waren sie nicht in der Lage, etwas zu kochen. Das generelle Fehlen von Gefäßen* ist geradezu der klassische Beweis für ihre Rückständigkeit. Sie werden es ja sehen, wenn wir im Dorf sind. Zehn Minuten müssen sie bis zum nächsten Wasserlauf gehen. Täglich, ihr ganzes Leben lang, machten sie diesen Weg, wenn sie trinken wollten, und niemand kam dabei auf den Gedanken, etwas zu entdecken oder zu erfinden, mit dem man einen Wasservorrat ins Dorf transportieren konnte — eben das Gefäß. Sie wissen, daß alle Entdeckungen und Erfindungen in der Menschheitsgeschichte erst gemacht wurden, wenn die Zeit reif dazu war. Analog zu dieser Erkenntnis kann man nun die Epoche bestimmen, in der diese Indios leben. — Sie ist prähistorisch, denn sie haben noch nicht einmal den Wert des Steines als Waffe oder Werkzeug erkannt. Für sie ist also die Steinzeit noch nicht angebrochen. Die einzigen Werkzeuge, die sie kennen, sind Schabmesser aus den Zähnen des Aguti.

Auf der anderen Seite sind sie auch wieder nicht unintelligent. Sie werden die Präzision sehen, mit der sie ihre Pfeile herstellen und das gabel-

* Die in der ganzen Amazonasregion üblichen Schalen der Cuja-Frucht sind bei ihnen ebenfalls unbekannt, weil der Baum in der Gebirgsregion nicht wächst.

förmige Gerät, das sie zum Besteigen der stacheligen Pupunha- und Tucumã-Palmen entwickelt haben. Aber das sind alles Dinge, die allein der Nahrungsbeschaffung dienen. Ihre Intelligenz beschränkt sich auf das, was zum Überleben in ihrer Umwelt erforderlich ist — oder mit anderen Worten: Ihr Verstand sitzt im Magen! Alles, was über dessen Befriedigung hinausgeht, hat sie noch nie beschäftigt.

Alle diese Leute — ob sie nun am Marauiá oder am Cauaburi wohnen — leben noch in der Epoche, die wir das Pflückstadium nennen. Sie sammeln, was der liebe Gott ihnen wachsen läßt. Eine Entwicklung mit dem Ziel, einen höheren Lebensstandard zu erreichen, hat bei ihnen noch nicht begonnen.

Sie werden ihre Hütten sehen. Es sind lediglich Schutzdächer, aber keine Wohnungen, die Bequemlichkeit bieten. Sie haben keine Wasserfahrzeuge, obwohl doch die Flüsse in dieser Region die besten Verkehrswege darstellen. Sie laufen nach wie vor zu Fuß durch die Wälder, weil die Natur ihnen Beine beschert hat und keine Schwimmhäute — um es kraß zu sagen.«

Der Pater machte eine Pause, um Benzin nachzufüllen. Dann fuhr er fort: »Ich bin seit zwölf Jahren hier am Rio Negro. Dauernd war ich unterwegs in diesen Jahren und habe seine Zuflüsse bis nach Kolumbien und Venezuela hinein befahren. Was hier an Indios existiert, ist mir besser bekannt als dem guten SPI-Inspektor in Manáus. Ich bin Ethnologe aus Passion, und ich versichere Ihnen: Diese Araraibos haben mit den übrigen Indios so wenig gemein wie wir. Nur der Besitz des Feuers erhebt sie über das tierische Dasein. Wenn man eine entwicklungsgeschichtliche Trennungslinie ziehen will, so verläuft sie nicht zwischen den Indios allgemein und uns ›Civilisados‹, sondern zwischen den Araraibos auf der einen und den übrigen Indios und uns auf der anderen Seite. Die einen unterwerfen sich bedingungslos ihrer Umwelt, die anderen machen sie sich dienstbar, gestalten sie nach ihrem Willen — darin liegt der wesentliche Unterschied . . .

Das große Rätsel ist: Woher kommen diese totalen Außenseiter? Sind sie der degenerierte Rest eines aussterbenden Volkes, der alle Kunstfertigkeiten vergessen hat, oder waren sie durch die Jahrtausende hindurch in dem zerklüfteten Bergland, dessen südliche Abhänge die brasilianische Grenze bilden, so isoliert, daß an ihnen die Zeit vorbeiging?

Ich habe mir schon oft den Kopf zerbrochen, wie ich an sie herankommen kann. Ich bringe ihnen Töpfe und Geräte, die sie dankbar begrüßen und auch verwenden.

So hoffe ich, ihr Niveau langsam zu heben. Denn mit dem besseren Lebensstandard wird auch ihr Geist angeregt werden, wird sich aufschließen für die größte Frage, die unserer Entwicklung zugrunde liegt und die in einem Wort gipfelt: Warum?« — — —

Kurz vor 3 Uhr trieben wieder Schaumflocken auf dem Wasser — die nächste Stromschnelle kündigte sich an.

Sie trägt den Namen Tomasio und gebärdete sich genauso reißend wie am Vortag die Sumauma. Aber diesmal hatten wir keine fremde Hilfe zur Stelle. Pater Antonio versuchte wieder, das Hauptboot mit dem Motor und den Ruderern alleine durchzubringen. Ich wollte den Kampf mit dem Wildwasser filmen, ließ aber nach wenigen Minuten davon ab, weil die Pium zu Hunderten auf Beinen, Armen und Rücken saßen. Man konnte sie abwischen, mit einem Schlag 20 oder 30 auf der Haut zerreiben; aber was half das! Für jede zerquetschte kamen fünf andere nach, ausgehungert und gierig. Es gab nur die Flucht ins Wasser. Dabei stellten wir fest, daß die in diesem Flußabschnitt ansässigen anscheinend weniger wasserscheu waren. Sie umschwirrten uns mit solcher Angriffslust, daß wir ein Stoßgebet zum Himmel sandten, dem Pater möge die Durchfahrt mit dem Motor gelingen.

Er schaffte es beim zweiten Versuch. Oberhalb des quirlenden Wassers sahen wir ihn um die Flußbiegung verschwinden.

Es war jedesmal eine Strafe, wenn man tagsüber anhalten mußte. Zwei Tage später verzichteten wir mehrmals auf einen Braten aus Angst vor dem Piumüberfall, und obwohl wir jeden Abend zurückschauend feststellten: »Schlimmer kann es ja nun nicht mehr werden«, mußten wir am kommenden Vormittag bereits unser Urteil revidieren. Zunächst war es Wut über Hilflosigkeit, dann Apathie, die mehr und mehr einem gelinden Grauen wich, wenn wir abends an den kommenden Tag dachten. Die Piumschwärme des ganzen Cauaburi schienen sich auf unsere beiden Boote konzentriert zu haben, und wenn ich ihnen auch nicht verdenken kann, daß sie sich solch seltenem Besuch mit besonderer Anhänglichkeit widmeten, so brachten sie uns doch schon im Laufe dieses Tages so weit, daß wir ungehemmt von dem Schutzöl Gebrauch machten. Der Juckreiz war stundenweise kaum noch auszuhalten. Wir sahen nicht mehr, wie der Inhalt der Flasche abnahm, wir hatten nur noch einen Gedanken: um alles in der Welt die Bestien fernzuhalten.

Unsere Mannschaft kam am Ufer über die Felsbrocken zurück, und es begann das Tauziehen. Das stabile Batelão erhielt nur je einen Mann auf jeder Seite, und wir restlichen vier zogen vorne am Strick. Thea saß drin und meinte später, es habe ein paarmal ganz anständig in den Spanten gekracht. Immerhin brauchten wir über eine Stunde für die Schnelle.

»Das Gewitter heute morgen hat uns zurückgeworfen«, meinte Pater Antonio mit einem Blick auf die Uhr. »Wir haben noch zwei Stunden bis zur Cachoeira Destacamento, und dort auf einer kleinen Praia möchte ich gerne die Nacht verbringen.«

Ungewiß, ob wir es schaffen würden, setzten wir die Fahrt fort. Elisio mußte einen Kaffee zur Aufmunterung machen und nahm ergeben die

Bohnen vom Herd. Er ahnte schon, daß es heute etwas später werden würde.

Ich wandte mich an den Pater:

»Destacamento — das bedeutet doch Feldquartier oder so etwas Ähnliches? Wie kommt die Stromschnelle zu diesem Namen?«

»Das stammt noch aus der Kolonialzeit, als die Portugiesen hier oben das Vordringen der Spanier aus Venezuela abwehrten.

Der Cauaburi — heute menschenleer und gefürchtet — war einst die Hauptdurchfahrt von Venezuela her. Man benutzte damals nur ungern den Rio Negro wegen seiner vielen Stromschnellen. Gleich unterhalb von Cucuí, der heutigen Grenzstadt, mündet der Demiti. Diesen Nebenfluß fuhren die Leute damals hinauf und gelangten in ein riesiges Igapógebiet, aus dessen Sümpfen und Lagunen er entsteht. Sie machten sich eine Eigentümlichkeit dieses überschwemmten Landstrichs zunutze, eines der vielen Naturphänomene, an denen Amazonien so reich ist. Denn aus denselben Sümpfen und Lagunen kommt noch ein anderer Wasserlauf, der genau in entgegengesetzter Richtung fließt. Es ist der Rio Iá, dessen Mündung wir vielleicht übermorgen erreichen. Beide Flüsse — Demiti und Iá — sind frei von Stromschnellen, so daß die Leute damals nur die sechs Schnellen des Cauaburi zu überwinden hatten. Sie sparten also viel Arbeit und Zeit, sogar in doppeltem Sinne, denn dieser Wasserweg ist nicht nur leichter befahrbar, sondern auch kürzer, er bildet gewissermaßen die Sehne zu dem großen Bogen des Rio-Negro-Abschnitts, den er umgeht.

Nun aber zur Stromschnelle Destacamento. Sie wird von vier Felsstufen gebildet, die in ihrer Gesamtheit den Fluß auf über einen Kilometer in tosendes Wildwasser verwandeln. Diese Strecke kann bei der Abwärtsfahrt nur mit größter Vorsicht passiert werden. Hier also, am Ausgang der Schnelle, stationierten die Portugiesen eine militärische Einheit mit 16 Geschützen, um jedem unliebsamen Passanten die Weiterfahrt zu verleiden.

Später, als die spanischen Eroberungsgelüste von Venezuela her nachließen und die Lage sich festigte, schoben die Portugiesen sich nach Marabitanas unterhalb Cucuí vor. Diesen Platz hielten sie jedoch nicht lange, weil spanische Soldaten aus Kolumbien in ihrem Rücken den Rio Caiarí herabkamen. Man verlagerte also die Geschütze erneut, diesmal auf die Felsplatte bei Uaupés, die Sie ja besucht haben.«

Die Sonne sank auf den Waldrand herunter, auf dessen Ästen Scharen der üblichen Papageien saßen und hin und wieder ein Ararapärchen, jene herrlichen blau-gelben oder rot-grünen Vögel, die ihrer halbmeterlangen Schwanzfedern wegen die begehrteste Beute der Indios sind. In fast jeder Maloca trifft man die armen Tiere an — denn einmal zum Haustier geworden, sind sie wirklich zu bedauern. Mehr oder weniger nackt sitzen sie auf den Dächern der Hütten, ein Spottbild der Natur, und sooft sie auch ihr

krächzendes Geschrei zum Himmel senden, es hilft ihnen nichts, jede neue Feder, die sich zu einem Schmuck verarbeiten läßt, wird ihnen erbarmungslos ausgerupft.

18 Uhr war schon vorbei. In spätestens 30 Minuten würde es Nacht sein. Da tauchten die ersten Schaumkronen auf. Sie bildeten mit dem Wasser, das von Minute zu Minute dunkler wurde, einen seltsamen Kontrast. Sie erschienen im letzten Widerschein des Himmels wie leuchtende Wolken auf einem schwarzen Tuch.

Als wir hinter der Biegung die erste Stufe erblickten, war das Licht schon so schwach, daß uns die hüpfenden Wellen und die grauen, vom Gischt umspülten Felsen wie ein weißes, dickes Tau vorkamen, das jemand über den Fluß gespannt hatte.

Der Pater vertrieb Elisio von seinen immer noch kochenden Bohnen und schickte ihn in die Spitze des Batelão. »Ich will es rechts von der Insel versuchen«, sagte er. »Gebt acht auf die Felsen! Der Fluß ist gefallen.«

Ich packte meine Kameras in die Gummisäcke. Zu filmen gab es bei der Beleuchtung sowieso nichts mehr. Thea deckte den Regenumhang über die Beine. Sie hatte bereits Erfahrung mit hereinschwappendem Wasser und wollte zur Nacht nicht noch unnötig naß werden.

Wir verfolgten das Geschehen mit nicht geringer Spannung. Ich will nicht sagen, daß wir Angst hatten — dafür war unser Vertrauen in den Mann am Motor zu groß. Er hatte ausreichend bewiesen, daß er den Fluß kannte und sich nicht zu unüberlegten Handlungen hinreißen ließ. Aber die Situation war durchaus nicht mit dem Wort »beruhigend« zu charakterisieren.

Die Nacht verwischte bereits die Konturen des Ufers, hüllte alles in wesenloses Dunkel, was sich hinter dem quirlenden, hüpfenden Wasser befand, dessen Brausen bereits alle Geräusche übertönte und in das wir nun hineinschossen. Elisio schrie etwas. Ich sah undeutlich links von uns eine moosbewachsene, knapp aus dem Wasser ragende Kuppe. Es sah aus wie das unrasierte Gesicht eines Riesen, der sich auf dem Rücken liegend treiben läßt. Langsam verschwanden die Borsten aus meinem Blickfeld.

Die Boote schlingerten und rieben aneinander. Es knirschte unangenehm und laut. Wieder schwenkten die Boote herum, das Waser war plötzlich glatt und ruhig. Elisio sprang hinaus und zog den Bug des Hauptbootes auf eine Sandbank. Genau erkennen konnten wir das zwar nicht mehr, aber das knirschende Reiben bewies es.

»Raus aus dem Boot!« rief Pater Antonio. »Jetzt müssen wir schieben.« Als wir in der Badehose auf die Sandbank sprangen, merkten wir, daß ein feiner Nieselregen fiel. Am dunklen Himmel war kein Stern zu sehen, dafür zuckten prächtige Blitze hinter uns. Der Sand, auf dem wir standen, hatte nicht jene mehlige Beschaffenheit wie am Rio Negro, sondern war grobkörnig und stark mit rundgeschliffenen Kieseln durchsetzt. Ich ver-

suchte mich zu orientieren: Wenige Meter hinter dem Heck unserer Boote sah ich den gurgelnden Schaum schwach aufleuchten, aber nach vorn und zu den Seiten hin war nur schwarze Finsternis. Ich holte die Taschenlampe aus dem Boot und beleuchtete zunächst unsere Mannschaft, die damit beschäftigt war, die beiden Boote voneinander zu lösen und einzeln an dicken Felsbrocken zu verankern. Im weiterwandernden Lichtkegel gewahrte ich ein dünnes Bäumchen, das auf unserem Eiland einen kümmerlichen Standplatz gefunden hatte. Es verschwand wieder im Dunkel, und der dünne Lichtfinger zeigte nun nach vorn, dorthin, wo es irgendwo weitergehen sollte.

Mit Beruhigung stellte ich in dieser Richtung mehrere Sandinseln und flache Felsbrocken fest, die anscheinend nur von schmalen Kanälen getrennt wurden. Und dann, als ich den Lichtstrahl höher wandern ließ, sah ich ganz schwach an seiner äußersten Grenze die Uferbäume. Der Regen wurde stärker, die zuckenden Blitze kamen näher, und ein kalter Wind zauberte eine Gänsehaut auf meine Arme. Ich ging mit der Taschenlampe zu Pater Antonio, der mit seinen Gehilfen Kriegsrat hielt. »Und jetzt?« fragte ich.

»Geben Sie die Taschenlampe Dona Thea. Der Scheinwerfer will nicht. Sie bleibt im Boot sitzen und soll nach vorn leuchten. Wir schieben dann das Boot hier an dem Sandstreifen entlang.«

Bevor ich die Lampe abgab, leuchtete ich noch mal kurz in der Runde. Ich sah Martinho auf dem Stein sitzen, an dem das Batelão befestigt war, und vorn, schon gut 60 Meter weg, stand Elisio mit dem Ende des Piassavetaues.

Ich gab Thea die Lampe. »Auf zur Nachtfahrt! Setz dich nach vorn und spiel Scheinwerfer.« »Wenn das nur gut geht«, meinte sie. »Ich habe jedenfalls all unsere Sachen im Gummisack eingeschnürt.« Dann ging es los.

Das Wasser in den Kanälen, durch die wir mit dem Boot hindurch mußten, war reißend, aber wir kamen vorwärts. Für einen fernen Zuschauer mußte es ein gespenstisches Bild gewesen sein: ein hin- und herzuckendes Lichtpünktchen, wie ein Irrlicht in der Finsternis, deren wilde Szenerie nur im unregelmäßigen Aufzucken der Blitze jäh enthüllt wurde.

Bei Elisio blieb das Boot liegen mit Thea und mir, während die anderen sich aufmachten, das Batelão mit Martinho zu holen.

An jeder Stromschnelle wiederholte sich eigentlich immer die gleiche zeitraubende Prozedur; und doch war es jeweils ein neues, aufregendes, einmaliges Erlebnis, seine Geschicklichkeit und Intelligenz mit den brutalen Kräften der Natur zu messen.

»Da drüben muß die Praia sein«, sagte Pater Antonio, als sie zurück waren. »Leuchten Sie mal dahin.«

Aber da war nur die Urwaldmauer. Er nahm die Lampe selbst und stieg ins Wasser, tastete sich weiter von Felsblock zu Felsblock. Wenn er einen

Halt gefunden hatte, sahen wir den Lichtstreifen über das Wasser tasten, und endlich blieb er auf einem kleinen, unscheinbaren, hellen Fleck hängen. »Die Praia!« schrie Elisio, und aus seiner Stimme hörte man unschwer Freude und Erleichterung heraus.

Aber der helle Streifen Sand, den wir im schwachen Licht der Taschenlampe sahen, war vorerst nicht mehr wert als eine Fata Morgana, denn ich schätzte, daß gut 300 Meter schwarzes, schnellfließendes Wasser, Untiefen, Felsen und reißende Kanäle dazwischen lagen.

Pater Antonio war zurück. Er fuchtelte mit der Lampe herum, gab Elisio Anweisungen und sagte dann zu mir:

»Ich glaube, bis zur Praia können wir rudern. Ich bleibe mit Martinho hier beim Batelão, und Sie fahren mit den übrigen los. Achten Sie nur darauf, daß Sie nicht zurücktreiben, dann kann nichts schief gehen. Elisio ist ein alter Hase in diesem Fach. Wenn Sie an der Praia sind, schwimmen Elisio und die beiden anderen nach hier zurück, um auch uns zu holen.«

Zwei mächtige Blitze fuhren dicht nacheinander vom Himmel. In ihrem Schein sahen wir die Besatzung schon im Boot sitzen. Ich stieg auch ein und gestehe offen, daß mir nicht sehr wohl bei der Sache war. »Ihre Lampe!« — Der Pater kam hinter mir her und reichte sie mir herüber.

»Fertig?« fragte er. Dann schob er den Kiel des Bootes vom Sand herunter ins offene Wasser. Aufgeregt fragte Thea, was jetzt los sei. »Wir rudern zur Praia«, sagte ich leichthin. »Hier, halt die Lampe! Ich muß auch mithelfen.« Dabei faßte ich nach einem der Indioruder und schaufelte aus Leibeskräften.

Ich habe nie ganz begriffen, wie wir zur Praia gelangten. Ich weiß nur, daß der Regen auf meinen nackten Rücken peitschte und auf dem Blechdach stakkato trommelte. Im Aufzucken der Blitze gewahrte ich Felsbrokken und sich überstürzende Wellen und sah vor mir den breiten Rücken Elisios. Ich war absolut nicht Herr der Situation. Ich hatte keinerlei Orientierung und vertraute blind auf die Gestalt, die da vorn rittlings über dem Bug saß, mal rechts, mal links mit dem Ruder ins Wasser hieb und dann plötzlich an Land sprang.

Wir waren da.

Eine stachelige Tucumã-Palme lag quer über der Praia. An ihr befestigten wir das Boot. Ich stieg wieder ein und zündete die Petroleumlampe an. In ihrem trüben Schein sah ich Elisio, Adorval und Luiz zusammenstehen, jeder sein Paddel in der Hand, und hinausschauen in die Finsternis, in der irgendwo das Batelão lag.

»Wißt ihr die Richtung?« rief ich ihnen zu.

»Ja, Senhor!« sagte Elisio, und seine Stimme klang sicher.

»Ja, Senhor!« sagten auch die beiden anderen, aber es klang nur wie das Echo der festen Stimme Elisios.

Thea hatte inzwischen den Herd wieder zum Brennen gebracht und

schaute nun auch rückwärts zu ihnen hin. »Los!« hörten wir Elisio sagen. Er ging den anderen voran ins Wasser. Als es ihm bis zur Hüfte reichte, hob er das Paddel an die Brust, zog langsam und bedächtig an dem Kettchen, das um seinen Hals hing, schlug ein Kreuz und verschwand dann aus dem Lichtkreis unseres flackernden Lämpchens. Die beiden anderen folgten dicht hinter ihm her und bekreuzigten sich ebenfalls, bevor sie in das dunkle Wasser eintauchten.

Ihr Vorhaben bedeutete zweifellos ein Wagnis, auch wenn sie an den Flüssen und in den Stromschnellen groß geworden waren, denn es herrschte vollständige Finsternis. Das für Sekundenbruchteile aufzuckende magische Licht der Blitze konnte kaum zur Orientierung ausreichen. Wir starrten in die Dunkelheit und horchten auf irgendein vertrautes Geräusch. Aber um uns war nichts als das Brausen und Gurgeln des Wassers und der prasselnde Regen.

»Wenn wir doch wenigstens die Taschenlampe bei Pater Antonio gelassen hätten — er wäre so in der Lage gewesen, ihnen die Richtung anzuzeigen . . .« Und in meine Gedanken hinein sagte Thea: »Und wenn sie das Batelão nicht finden? Wenn die Strömung sie abtreibt? Was dann?«

Wir kamen uns in der Tat sehr verlassen vor. Wie Treibholz klebten wir an einem winzigen Stückchen weißen Sandes, am Rande einer Stromschnelle, in einer stürmischen, blitzdurchzuckten Nacht, die uns vor Kälte erschaudern ließ. Hilflos wanderte der Strahl meiner Taschenlampe über das Wasser und die Felsbrocken. Unermüdlich suchte ich in der Richtung, aus der sie kommen mußten.

Wir sprachen beide nicht mehr, bis sie endlich hart unter dem Ufer aus der Dunkelheit herauskrochen. Sie vertäuten das Batelão und kamen alle unter das Blechdach des Hauptbootes, frierend und müde.

»Das Essen ist fertig«, sagte Thea.

»Ich glaube, wir müssen erst etwas für unseren Lebensgeist tun«, entgegnete der Pater und reichte mir eine Flasche nach vorn. »Haben Sie einen Korkenzieher?«

Ich hatte einen, und nachdem die Flasche die Runde gemacht hatte, sah die Welt schon wieder besser aus. Auch Martinho bekam einen Schluck ab, damit er sich nicht zurückgesetzt fühlte. Seinen Beifall erregten wir jedoch nicht. Im Gegenteil, er verzog das Gesicht, als hätte man ihm Essig ins Maul geschüttet, und ich hoffte im stillen, daß er nie auf den Geschmack kommen möchte, denn wie vielen Eingeborenen aller Länder hat dieses Erzeugnis des weißen Mannes schon den Untergang gebracht.

Schon während des Essens ließ der Regen nach und hörte bald völlig auf. Mit der großen Plane konstruierten wir ein Dach, unter dem die Hängematten angebunden wurden. Kreuz und quer, dicht über- und untereinander baumelten wir bald in der kühlen Nacht in halbfeuchten Kleidern, und die Stromschnelle sang uns mit ihrem Rauschen in den Schlaf.

Es muß knapp nach Mitternacht gewesen sein, als der Pater mich weckte. »Kommen Sie bitte mit zum Boot 'runter«, sagte er.

Ich zwängte mich aus meiner Liegestatt und torkelte schlaftrunken auf das schwache Petroleumlicht im Boot zu. Pater Antonio hockte zusammengekrümmt auf der Bank. Sein Gesicht war verzerrt.

»Was ist los?« fragte ich und war sofort hellwach und dachte: »Wenn ihm doch nur nichts passiert. Dann wäre alles aus.«

Er bog sich vor Schmerzen. »Die Nieren«, sagte er. »Können Sie mir eine Injektion geben? Ich spüre es schon seit heute mittag — aber es sollte keiner merken.« Er sprach stockend, während ich den Arzneikoffer öffnete und die Spritze vorbereitete. »Aber jetzt geht es nicht mehr. Ich muß eine Injektion nehmen, dann ist es vielleicht morgen besser.«

Das Wasser in dem kleinen Metallbehälter über der Spiritusflamme begann zu kochen.

»Geben Sie mir die Ampulle, Pater Antonio.« Ich reichte ihm die Apotheke hin.

»Das hier.« Er gab mir das kleine Glasgefäß. Dann sackte er wieder in sich zusammen. Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

Ich gab ihm die Injektion in den Oberarm und führte ihn zurück zu seiner Hängematte.

»Sagen Sie Dona Thea nichts«, bat er. »Es wird wieder vorbeigehen, bestimmt! Ich habe das schon öfters gehabt. Also machen Sie sich auch bitte selbst keine Sorgen. Wir werden zu den Indios kommen, verlassen Sie sich drauf!« — — —

Der dritte Tag auf dem Cauaburi begann mit strahlendem Himmel. Wir frühstückten ausgiebig, bevor wir uns über die noch fehlenden drei Stufen der Destacamento-Schnelle hermachten.

Es verlief alles planmäßig und ohne Besonderheiten. Um 8 Uhr — wir hatten um 6 begonnen — waren wir durch und fuhren in bester Stimmung weiter stromauf. Der Fluß lag glatt wie ein Spiegel. Weiße Wolkenballen wanderten in Kiellinie durch das Blau des Himmels, und die Ufervegetation quoll über von gelb und violett blühenden Lianenvorhängen. Unter der glühenden Sonne hatte man nicht mehr den Eindruck einer drohenden Dschungelwand. Stunde um Stunde lief man Spießruten vor diesen Baumreihen, aber man fand sie weder geheimnisvoll noch feindlich. Vielleicht hatten wir uns auch schon an ihren Anblick gewöhnt. Sie waren zu unseren stummen Begleitern geworden, denn in der Hitze des Tages schwiegen ihre Bewohner. Sie waren da, und wir waren hier. Das war alles.

Pater Antonio schien wieder völlig auf der Höhe. Er war zu allerlei Unsinn aufgelegt, und der Indio neben ihm war das geduldige Opfer. Laut Karte mußte hier linker Hand ein Höhenzug erscheinen. Aber wir bekamen ihn nicht zu Gesicht. Wenn er wirklich existierte, war er für unseren

Blickwinkel zu niedrig. Ich hatte gerade meine Kameras schußbereit gemacht und wollte eben mit der Pflege der naßgewordenen Waffen beginnen, als Elisio brüllte: »Anta! Da vorn auf dem Felsen eine Anta!«

»Nehmen Sie die schwere Winchester«, sagte der Pater.

»Nein! Ich will filmen. Schießen Sie!« Damit war ich schon nach vorn auf den Bug geklettert.

Bis Pater Antonio das Steuer an den natürlich schon wieder schlafenden Martinho übergeben hatte und über das Batelão nach vorn in Schußposition gekommen war, verstrich kostbare Zeit.

Aber es war seltsam. Obwohl wir dem Tapir — es handelte sich um ein ausgewachsenes Tier, das da auf einem Felsen im Fluß seelenruhig äste — schon verhältnismäßig nahe waren, machte er keine Anstalten zur Flucht. Wohl hob er seinen Kopf und schnupperte mit dem kleinen Rüssel zu uns her, dann wandte er sich aber wieder dem hellgrünen, fetten Gras zu. Es schien ihm wichtiger. Zum erstenmal sah ich ein Tier in freier Wildnis, das seinen größten Feind, den Menschen, noch nicht kannte.

Knapp 50 Meter trennten uns noch von der Felseninsel. Die Kamera schnurrte. Gerade, als ich bitten wollte, nicht zu schießen, sondern ganz nahe an dieses größte südamerikanische Waldtier heranzufahren, erfolgte der harte, trockene Knall der Winchester. Der Tapir zuckte zusammen, seine Hinterbeine knickten ein — immer noch lief die Kamera.

»Ran!« schrie Pater Antonio. »Den haben wir.«

Wir mußten aber um die Felseninsel herumfahren. Von vorn konnten wir nicht anlegen. Und da geschah es! Während Martinho kunstvoll in die Kurve ging und der Pater, das Gewehr im Anschlag, Ausschau hielt und ich die Kamera aufzog, sprang der Tapir auf der anderen Seite ins Wasser. Als wir ihn wieder sahen, trieb er dort, wo wir uns noch kurz zuvor mit dem Boot befunden hatten. Sein Rüssel schaute steil aus dem Wasser. Mit beachtlicher Geschwindigkeit schwamm er dem Ufer zu.

»Los! Hinterher!« Trotz der starken Bewegung des Bootes schoß Pater Antonio zum zweitenmal. Der Kopf tauchte unter — drei Meter weiter kam der ganze Körper hoch.

»Der ist tot«, triumphierte Elisio, und auch die anderen schrien. Dann waren wir heran, aber es gelang uns nicht, ihn ins Boot zu ziehen.

»Haltet ihn fest! Ich lege an der Felseninsel an«, sagte der Pater und kletterte wieder zum Motor zurück.

»Schnell«, schrien die Kerle vorn. »Der zappelt noch.«

»Aufregende Sache«, wandte ich mich an meine Frau, aber sie sagte nur: »Das arme Tier.«

Auf der Insel zerteilte Elisio den Tapir, der gut seine zwei Zentner haben mochte. Ich sah mich derweil auf dem kleinen Eiland etwas um, und mir fielen die seltsamen Formen auf, die das Wasser aus dem Gestein herausgewaschen hatte. Sie sahen wie die Fußabdrücke riesiger Tiere aus.

Mit den vier Keulen und dem Rückenstück fuhren wir weiter, und Elisio, einmal in seinem Element, setzte sofort seinen größten Topf aufs Feuer. Mit der ihm eigenen Bedächtigkeit schnitt er über die Hälfte der Lende in kleine Würfel. Es mochten etwa fünf Kilo Fleisch sein. Als die letzten im Kessel verschwunden waren, antwortete er auf meine Frage mit sichtlichem Erstaunen: »Was das gibt? — Reissuppe natürlich!« — — —

Kurz vor elf Uhr durchfuhren wir eine schwächere Stromschnelle mit Namen Jacamin. Mit allen vorhandenen Paddeln unterstützten wir den Motor und bezwangen sie im ersten Anlauf. Dicht dahinter öffnete sich die Mündung des Rio Maiá.

Wir gönnten dem kleinen Fluß einen kurzen Blick und dachten einen Augenblick daran, daß damals Luciana auf der Flucht hier herausgekommen war und daß dort irgendwo, vom Gestrüpp überwuchert, die Gebeine von João und ihrem Mann vermoderten — und wir ahnten nicht, welche Teufeleien dieser gleiche Rio Maiá für uns selbst noch in Reserve hielt . . .

Nach weiteren 15 Minuten erreichten wir das letzte Hindernis des Cauaburi, die Cachoeira Manajos.

Sie war uns absolut nicht freundlich gesinnt. Mit barbarischer Gewalt knallten die Wasser gegen eine Unzahl schwarzgrauer Felsblöcke. Meterhoch schoß der Gischt, und Millionen Wassertröpfchen leuchteten in Regenbogenfarben.

Der Pater lenkte ans linke Ufer. Selbst unsere geringen Erfahrungen mit Stromschnellen ließen uns erkennen, daß es hier auf die bisher übliche Art nicht ging. An einer kleinen Praia legten wir an. Wir mußten ausladen. Das war die bittere Erkenntnis auch für Pater Antonio. Nur mit den leeren Booten war hier etwas zu machen.

Auf einem kümmerlichen Pfad, der von ihm auf seinen früheren Fahrten schon ausgehauen worden war, schleppten wir unser ganzes Besitztum etwa 300 Meter weit bis zu einer flachen, moosbewachsenen, glitschigen Felsplatte. Dann zogen wir die Boote durch die schmalen Kanäle, rissen uns die Hände blutig an dem rauhen, zackigen Gestein, und waren am Ende stolz auf unsere Leistung.

Nach nicht ganz zwei Stunden lagen wir bereits abfahrbereit oberhalb der Schnelle. Wir befanden uns in bester Stimmung, denn nun hatten wir die letzte Barriere überwunden, die Hintertür des Cauaburi hatte sich aufgetan. — — —

Elisio verteilte seine sogenannte Reissuppe. Der Ausdruck »Tapirsuppe« wäre besser gewesen, denn die paar Reiskörner fielen im Verhältnis zum Fleisch kaum ins Gewicht. Es schmeckte sehr gut, und die Fleischbrocken waren zart. Satt und zufrieden lehnten wir uns zurück gegen das Gepäck

und rauchten unsere Verdauungszigarette. Nebenan im Batelão sangen die Genossen ein kleines Liedchen, dessen Melodie sich eintönig in jeder Zeile wiederholte. Es war aber auch kein Wetter für frisch-fröhliche Klänge. Die Hitze der Mittagsstunde lag flimmernd und schier unerträglich über dem Fluß. Dicke Wolken ballten sich zusammen, und die Sonne brannte weiß nach Regen.

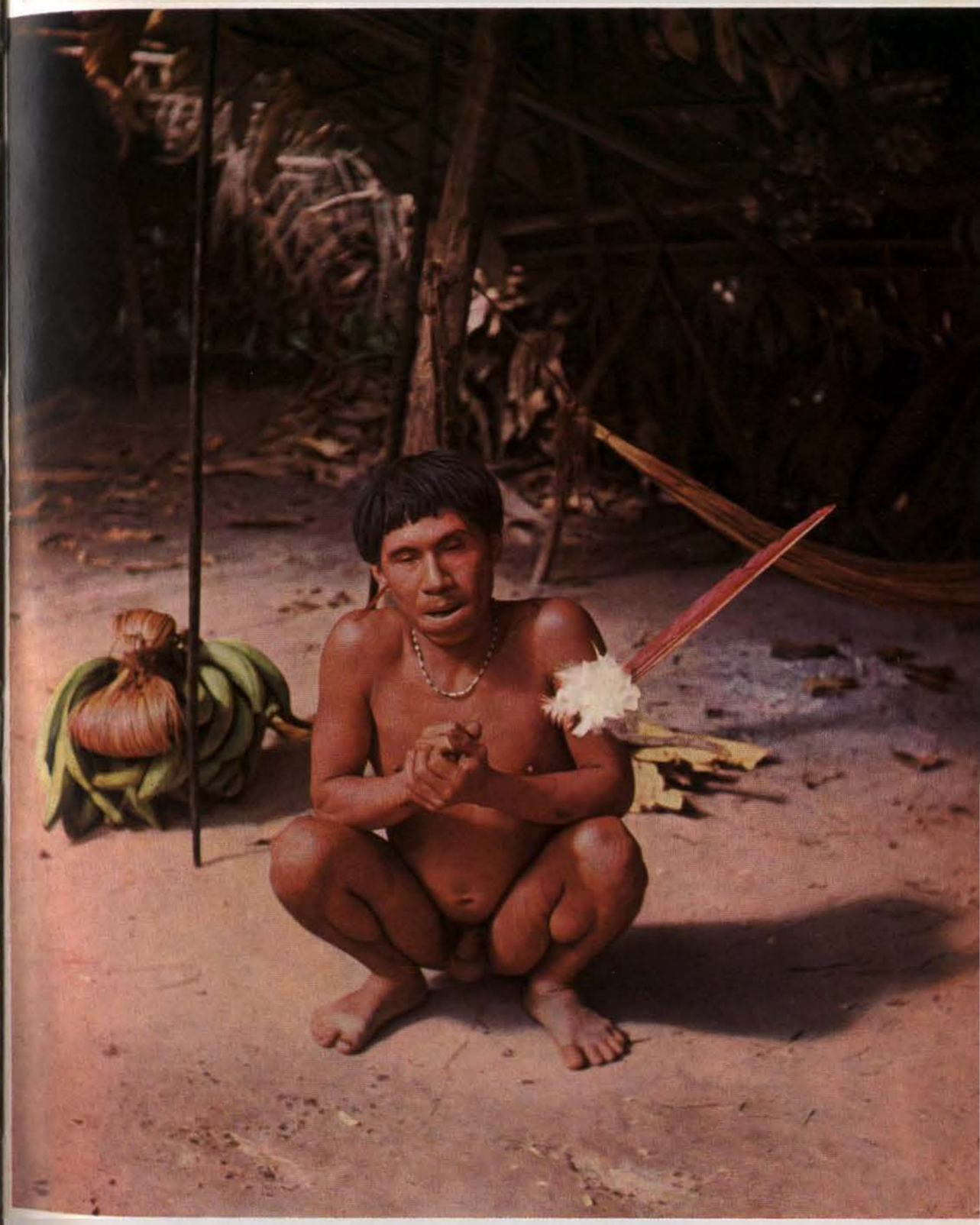
Der Cauaburi war auf etwa 60 bis 70 Meter Breite zusammengeschrumpft und ähnelte mit seiner hohen Ufervegetation schon sehr einem Hohlweg. Das Wasser auf dem Herd kochte, und Thea war gerade mit der Bereitung eines guten Kaffees beschäftigt, als die nächsten jagdbaren Objekte auftauchten, und diesmal war es der schlafmützige Indio, der sie zuerst entdeckte. Hoch oben in den weit vorspringenden Ästen eines riesigen Kapokbaumes saß eine Herde Brüllaffen. Neugierig schauten die Tiere mit dem schönen rostbraunen Fell zu uns herab und flüchteten auch nicht, als wir auf sie zuschwenkten. Vom Wasser aus war jedoch nichts zu machen. Wir mußten ans Ufer.

Auf der ganzen Reise hat es mich immer beeindruckt, wie schnell unsere Mannschaft im weit überhängenden Ufergestrüpp einen Landeplatz fand, wenn etwas Eßbares in greifbare Nähe kam.

Ich blieb mit Thea im Boot, während die anderen — allen voran Martinho — sich durch die verfilzten Pflanzen die steile Böschung hinaufzwängten und dann oben fast lautlos verschwanden. Ich schloß mich derartigen Exkursionen selten an, weil die Beleuchtung im Wald zum Filmen viel zu schwach war. Da wartete ich lieber, bis sie — teils mit, teils ohne Erfolg — zurückkamen.

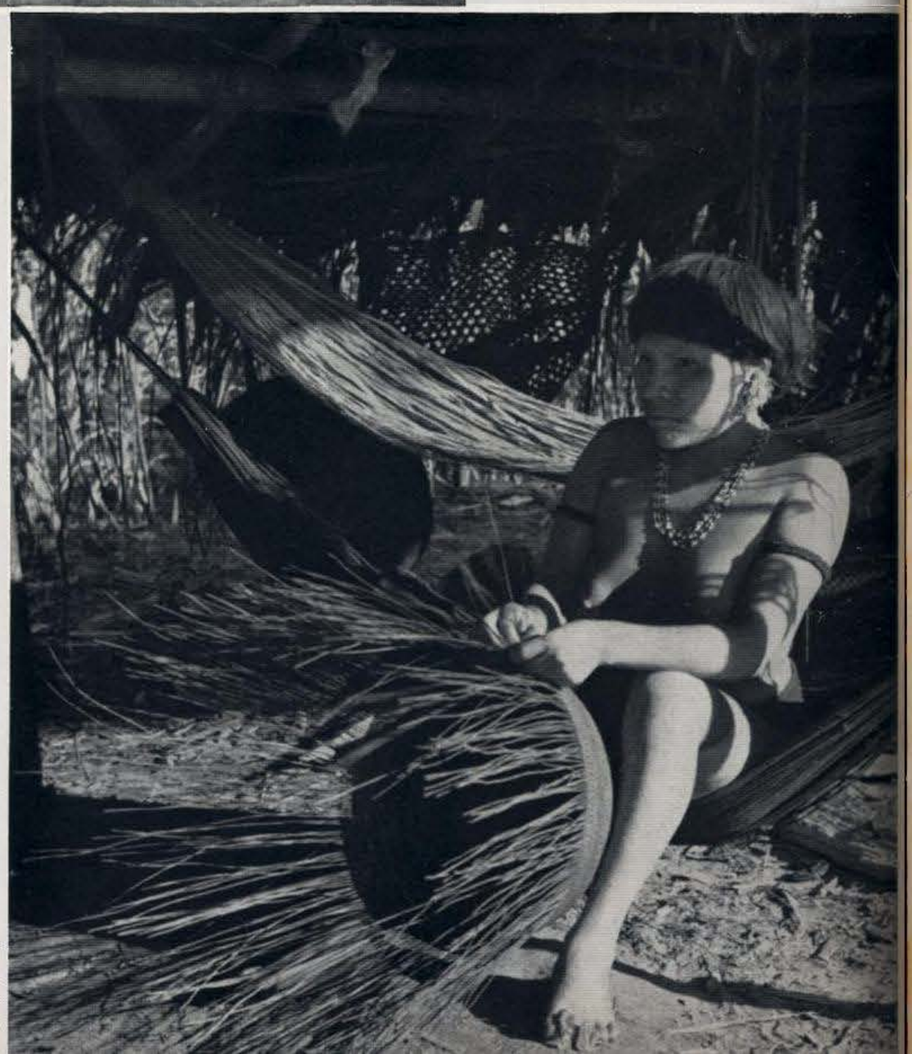
Es war totenstill. In der brütenden Hitze des Tages machten wohl auch die meisten Tiere ein Schläfchen. Nur Schmetterlinge taumelten sonnentrunken über der Wasserfläche. Es gab herrliche Exemplare unter ihnen, handgroß und leuchtend blau, die manchmal in langer Kette am Ufer entlangtanzten.

Da knallten zwei Schüsse. Wir vernahmen ein Rauschen in den Ästen und einen dumpfen Fall. Kurz darauf, diesmal mit größerem Abstand, nochmals zwei Schüsse, wieder jenes Geräusch vorbeistreifenden Laubes und dann das Aufplumpsen. Ein Freudengeheul folgte, und ich hatte den unbestimmten Eindruck, daß in diesem Augenblick bei allen das Indioblut die Oberhand gewonnen hatte. Jetzt, wo keine Vorsicht mehr geboten war, brachen sie durch den Wald wie eine Herde Elefanten und erschienen gleich darauf am Ufer. Martinho schleifte die beiden Brüllaffen hinter sich her und hob sie mit Siegermiene hoch, als er die Kamera sah. Soviel hatte er auch schon vom Zweck des schwarzen Kastens mitbekommen. Es waren zwei prächtige Exemplare: der Leitaffe oder, wie Pater Antonio sagte, »der Vorsänger« und ein Weibchen. Beide maßen ohne die Glieder über einen halben Meter. Ich nahm mir gleich vor, die Felle zu präparieren, aber vor-



Der Federschmuck am Arm wurde anläßlich unserer Ankunft getragen. Man könnte ihn also als Gesellschaftsanzug bezeichnen.

TAFEL 18
Wie die Marktbuden reihen sich die Hütten, die eigentlich nur Schutzdächer sind, um den Platz.



Korbflechterei.

erst kam ich nicht dazu, denn der tägliche Wolkenbruch setzte ein. Er übertraf den gestrigen nicht nur an Wucht, sondern auch an Dauer. Diesmal hatten wir gleich bei den ersten Tropfen angelegt und alles dicht gemacht.

Über eine Stunde saßen wir im Halbdunkel und kamen uns unter dem Blechdach wie Sardinen in der Dose vor, auf die ein Transportband laufend Kieselsteine ablädt. Martinho, der sich kurz vorher noch als Held des Tages vorgekommen war, hockte klein und erbärmlich auf dem Boden. Er hatte Angst vor dem Gewitter. Und es war auch zum Fürchten. Ein Tropengewitter ist kein Beruhigungsmittel, erst recht nicht, wenn es einen im Wald überfällt.

Aber es ging vorbei, und der Himmel schenkte uns zum Abschluß einen wunderschönen Regenbogen.

Wir fuhren weiter. Die Luft war rein und kräftig, und die Gerüche frischgewaschenen Urwalds strömten betäubend auf uns ein. Es sind Gerüche, die man nicht definieren kann, aber sie sind so eigentümlich, so charakteristisch für die Landschaftsform, daß man sie genauso wenig vergißt wie Zirkusluft. Der Hauch des Ungebändigten hängt ihnen an, Rauschgift und Exotik schwingen in ihnen mit, aber man spürt auch die Fieberdünste heraus und Moder und Verwesung in flimmernder Glut.

Der Tag brachte aber noch eine Überraschung für uns und war wohl der fetteste der ganzen Reise. Denn als wir schon im letzten Tageslicht an einer Igarapé-Mündung anlegten, glotzte uns ein Krokodil an. Adorval, der mit dem Paddel vorn auf dem Bug gestanden hatte, wäre fast auf seinen Rücken gesprungen.

Auch dieses Vieh flüchtete nicht, als wir uns näherten. Der Pater hatte den Motor abgestellt wie immer, wenn wir anlegen wollten, und die letzten Meter wurde gerudert. Adorval hatte schon das Tau in der Hand, um herauszuspringen — in diesem Augenblick sah er den häßlichen, höckerigen Schädel aus dem Wasser ragen.

Pater Antonio feuerte dem Tier aus knapp zwei Metern direkt ins Auge. Wütend schlug und peitschte der Schwanz, Wasser wurde meterhoch geschleudert unter den wuchtigen Bewegungen, aber seine Lebenskraft war gebrochen. Wir paddelten einige Meter weiter und legten an.

Die Mannschaft begann sofort, mit den langen Buschmessern den kleinen, für das Nachtlager benötigten Platz freizuschlagen. Jedesmal, wenn ich Gelegenheit hatte, ihnen bei dieser Arbeit zuzusehen, wunderte ich mich darüber, wie gering sie die Gefahren des Waldes achteten. Oder kam in ihrem Verhalten gar keine Mißachtung zum Ausdruck, weil sie als bessere Kenner an keine Gefahr glaubten oder sich auf eine Art sechsten Sinn verließen, der sie beizeiten warnen würde? Ich weiß es nicht, ich sah nur, wie sie barfüßig — außer dem Pater und uns beiden besaß niemand Schuhe — über die Dornen und Stacheln liefen, wie sie, ohne vorher auf den Boden

zu schauen, in den Wald eindrangen, mit findigem Blick jene vier bis fünf zusammenstehenden Bäume aussuchten, die wir für die Hängematten benötigten.

Dann fuhren die Buschmesser in die zum Teil armdicken »Affenleitern«, wie eine bestimmte Schlingpflanze wegen ihrer in regelmäßigen Formen verlaufenden Stricke genannt wird, und in die Luftwurzeln großer Blattpflanzen, die irgendwo hoch oben in den Kronen der Riesen ihr Dasein führten. Es dauerte nur Minuten, dann war der Raum zwischen den Bäumen frei, und wir konnten unser Nachtlager aufbauen. Da man in diesen Breiten ständig mit Regen rechnen muß, spannten wir in all den Nächten, die wir im Freien verbrachten, die 4 × 5 Meter große Wagenplane auf, die zum mindesten die Hauptmasse des Regens von uns abhalten konnte. Zu unserem größten Leidwesen fanden wir jedoch keine Abwehr gegen das an den Baumstämmen herabrinnende Wasser. Es folgte nämlich den Stricken und durchfeuchtete unsere Hängematten, deren dickes Baumwollgewebe wir dann tagsüber während der Fahrt nur mühsam trocknen konnten.

Martinhos Aufgabe bei den Vorbereitungen bestand im Herbeischaffen von Bindestricken für die Wagenplane. Er besorgte sie selbst bei absoluter Finsternis in kürzester Zeit. Was er dann anbrachte, war eine bestimmte Lianenart von etwa einem halben Zentimeter Durchmesser, die sich verknoten ließ wie jede Kordel. Ihren Namen weiß ich nicht. Er war auch nicht wichtig. Wichtig war nur, daß sie das Gewicht der Plane und zur Not auch einer Hängematte aushielt. Und das tat sie. Sie enttäuschte uns nicht ein einziges Mal.

Ich stand also oben auf der Böschung und leuchtete mit der Taschenlampe, während die Buschmesser singend in das Gewirr fuhren, als Thea, die unten im Boot die Bohnen am Kochen hielt, plötzlich schrie: »Das Krokodil! Schnell, es lebt ja noch . . .«

Wir rannten sofort zum Ufer und sahen im schwachen Licht der Bootslampe das totgeglaubte Scheusal langsam ins tiefere Wasser rutschen. Mit einem Satz war Elisio da und hieb das Buschmesser mit voller Wucht in die Gegend der Schwanzwurzel, denn nur der hintere Teil des Tieres war noch zu sehen. Es krachte hölzern auf den Panzer und durchschnitt ihn gut zur Hälfte. Ein Schwall Blut kam aus der breiten Wunde, rann ins Wasser und wurde mit der Strömung in langen Streifen fortgetrieben. Das Tier zuckte noch einige Male schwach, dann war es zum zweitenmal gestorben.

Martinho tauchte gerade zur rechten Zeit mit seinen Lianenstricken auf, um es anzubinden.

»Können wir es hier liegenlassen bis morgen, ohne daß die Piranhas es auffressen?« fragte ich Pater Antonio.

»Können wir. Hier gibt es keine Piranhas, die Strömung ist zu stark. Aber sicherheitshalber wollen wir es etwas mehr aus dem Wasser ziehen.« Diese letzte Bemerkung galt den Gehilfen, die immer noch herumstanden

und dem Indio zusahen, der eine seiner Schlingpflanzen um den höckerigen Drachenschwanz gebunden hatte. Mit vereinten Kräften zogen sie das Tier heraus. Es hatte gut zwei Meter Gesamtlänge.

Nach dem Essen schloß der Pater den inzwischen wieder funktionierenden Scheinwerfer an. Ich hatte darum gebeten, weil ich die Affen noch abhäuten wollte. Es war ein mühseliges Geschäft, bei dem ich aufmerksame Zuschauer hatte, denn noch keiner von ihnen hatte gesehen, wie man einen Balg abzieht, den man später ausstopfen will. Für sie bedeutete das Abhäuten von eßbaren Tieren nicht mehr als das Entfernen der Verpackung vom Nahrungsmittel, wobei Sorgfalt nur eine untergeordnete Rolle spielt. Für Martinho aber war es das große Ereignis. Seine Anteilnahme begriffen wir jedoch erst Tage später so richtig, als wir im Dorf waren und sahen, daß sie die erlegten Affen überhaupt nicht abzogen, sondern mit allem Drum und Dran räucherten.

Es waren die ersten Brüllaffen, die ich in die Hände bekommen hatte, und wer je das Geräusch vernommen hat, mit dem sie die aufgehende Sonne begrüßen, muß sich unwillkürlich die Frage stellen, wie sie das fertigbringen. Also untersuchten wir den Kehlkopf des Leitaffen. Es war ein faustgroßer, würfelförmiger Hohlkörper, nur wenig kleiner als der Schädel seines Besitzers. Fürwahr, er muß ein gewaltiger Bariton gewesen sein, dieser »Vorsänger«.

Wir hatten nun so viel Fleisch, daß es unmöglich am kommenden Tag gegessen werden konnte. Die andere Hälfte der Tapirlende war zwar mit den Bohnen des Abendessens verschwunden, aber die vier Keulen, die beiden Affen und das Krokodil, falls es die Nacht überstehen würde, waren noch vorhanden und mußten konserviert werden.

Wir machten es nach Amazonassitte, und Elisio bereitete es vor. Er fertigte einen Rost aus fingerdicken Stöcken an — etwa 80 × 80 Zentimeter messend — und befestigte ihn auf vier Astgabeln einen halben Meter über dem Boden. Darauf legte er die Fleischstücke und entzündete ein schwaches, qualmendes Feuer darunter. Es wurde die ganze Nacht hindurch unterhalten, und am nächsten Morgen war das Fleisch von einer dunkelbraunen bis schwarzen Kruste überzogen, die es bis zum nächsten Abend konservieren würde. Dieses Räuchern mußten wir drei Nächte hindurch fortsetzen, um das Stadium zu erreichen, das ein Verderben ausschließt. — Allerdings war nach drei Tagen auch nichts mehr zum Verderben übrig!

In der Nacht kamen wir überhaupt wenig zum Schlafen. Zunächst hatte das Abziehen der Affen schon verhältnismäßig lange gedauert, und dann kamen die Kerle noch auf den Gedanken, mit dem starken Scheinwerfer zu fischen.

Sie fingen in einer knappen Stunde an die 20 Fische, und ich fragte mich, wozu das nötig sei, denn zu essen hatten wir doch wirklich genug. Aber es

war die Jagdleidenschaft, die sie beherrschte und gegen die es keine Argumente gibt.

Die Fische wanderten alle auf den Rost und wurden alle im Laufe des kommenden Tages so zwischendurch verzehrt. Für sie hatte die eine Nacht im Rauch schon vollauf genügt. Sie schmeckten sogar gut, wenn man die saftigen Stücke mit etwas Salz und Pfeffer bestreut aß.

In einem unbeobachteten Augenblick fragte ich den Pater nach dem Zustand seiner Nieren. »Besser«, meinte er, ließ sich dann aber doch noch eine Spritze geben.

Erst nach Mitternacht legten wir uns in unsere Hängematten. Die vier Mitglieder der Mannschaft wechselten sich beim Feuer ab. Um 2 Uhr wurde ich wach. Irgendein Laut mußte mich aufgeschreckt haben. Der Mann am Feuer fehlte, dafür hörte ich Stimmen unten am Boot. Ich stand auf und rutschte die Böschung hinunter.

Im Batelão beleuchteten Pater Antonio und Luiz in gebückter Haltung irgend etwas, das sich zwischen ihnen befand.

»Was ist?« Ich kletterte zu ihm hinein. Dann sah ich es selbst. Eine Schlange mit schwarz-brauner Zeichnung lag halb ausgestreckt auf einigen Benzinkanistern und zuckte vibrierend hin und her. Ihr Kopf lag abgetrennt daneben.

Luiz, der beim Feuer aufzupassen hatte, wollte sich etwas aus dem Boot holen und kam gerade dazu, als das Reptil, über das Piassavetau kriechend, das Boot erreichte. Er weckte den Pater, der dann das Werk vollbrachte.

»Was für eine Schlange ist das?«

»Ich kenne die Art auch nicht«, antwortete Pater Antonio. »Ich dachte zuerst, es sei eine junge Anakonda, aber jetzt, wo ich ihre Zeichnung näher betrachte, sehe ich doch, daß es eine andere Art ist.« Und zu Luiz gewandt: »Wirf sie ins Wasser!«

Dann nahm er vorsichtig den Kopf in die Hand und öffnete das Maul mit dem Messer. »Da sehen Sie die Giftzähne.« Er drehte die Messerspitze, so daß sie auf die etwa zwei Zentimeter langen, zurückgebogenen Zähne zeigte. »Wollen Sie einen haben zum Andenken?«

»Nein danke«, wehrte ich ab. »Wenn es Jaguarzähne wären, dann ja, aber Schlangen! Die sind mir immer schon unsympathisch gewesen. Werfen Sie den häßlichen Schädel weg.« Und zu beiden gewandt: »Es ist besser, meiner Frau gegenüber nichts von der Sache zu erwähnen, sonst schläft sie nicht mehr ruhig in den kommenden Nächten.«

Luiz balancierte die etwa 1,80 Meter lange Schlange noch immer auf dem Buschmesser. Er konnte sich nicht satt sehen an den Zuckungen, die die Nerven des enthaupteten Tieres noch bewerkstelligten. Erst als Pater Antonio den Kopf in weitem Bogen ins Wasser warf, ließ er den Körper auch über die Bordkante gleiten.

Morgens stieg unter Beteiligung aller die Verfilmung der Krokodiljagd. Ich filmte den schießenden Pater Antonio, dann die einschlagende Kugel im Kopf des Tieres, und da es ja selbst nicht mehr darauf reagieren konnte, machte Luiz mit einer langen Stange von der Seite und unter Wasser die nötige Bewegung. Der Schwanz schlackerte ganz echt und um so leichter, da er ja schon halb durchgehackt war. Dann kam Elisio mit dem Buschmesser und schlug dem Untier den Kopf ab. Ich machte das in Großaufnahme, während die Wasserspritzer — von Adorvals Beinen hervorgerufen — nur so flogen.

Mit dieser Schilderung hoffe ich niemand die Illusionen geraubt zu haben, die er vielleicht bisher bei manchen Filmen aus der Wildnis hatte. Denn dieser Behelf, den ich mir als Amateur zweifellos gestatten durfte, wird schon manche Vorläufer gehabt haben. Nachdem unser Krokodil nun also zum drittenmal gestorben war, nahmen wir auch von ihm die besten Teile mit, die Beine und den Schwanz. Dann ging die Reise weiter.

Während des ganzen Vormittags präparierte ich die Affenpfötchen und spannte schließlich die beiden Bälge zum Trocknen auf — derweil der erste Affe bereits im Topf kochte.

Wir hatten beim Essen keine Zwangsvorstellungen wegen seiner angeblichen Menschenähnlichkeit. Er war lediglich sehr zäh, aber dafür ist höchstwahrscheinlich die ungenügende Kochzeit verantwortlich gewesen.

Das Mittagessen an diesem vierten Tag auf dem Cauaburi war übrigens sehr reichhaltig. Es gab für uns noch eine Sonderzubereitung: Krokodilschwanz in Fett gebacken. Goldbraun brutzelten die Scheiben in der Pfanne, und wir fanden beide das Gericht vorzüglich und keineswegs extravagant.

In außergewöhnlichen Gegenden sind außergewöhnliche Speisen eben normal. Eine Bratwurst oder ein Eisbein hätte unter diesen Umständen weit größere Überraschung bei uns hervorgerufen.

Um 1 Uhr mittags passierten wir die Mündung des Rio Iá, jenes Flusses, der damals dem Durchgangsverkehr von Venezuela her diente.

»Sollen wir mal anlegen?«

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, denn die eine oder andere Fahrtpause war doch angebracht, wenn wir auch gewisse Notwendigkeiten des Lebens der Piums wegen in die Dunkelheit verlegten.

In einer eleganten Kurve drehten wir zurück auf die Mündung und turnten an den Wurzeln eines Ipébaumes hoch in den Wald.

Der Iá war höchstens 50 Meter breit und schien eine schwache Strömung zu haben. Sein Wasser war einige Töne dunkler als das des Cauaburi und wurde von ihm in kreisenden Strudeln absorbiert. Wir konnten gut einen Kilometer weit in seinen schmalen Lauf hineinsehen. Schnurgerade kam er aus den grünen Mauern, die ihn flankierten, heraus — still und geheimnisvoll.

Wir mußten uns unterwegs immer wieder vergegenwärtigen, daß in dieser Gegend und auch hier an diesem Fluß niemand wohnte, daß wir nun – abgesehen von jener fragwürdigen Goldgräbergesellschaft – seit vier Tagen ganz allein waren in einer ungebändigten, souveränen Natur, der wir uns mit jedem zurückgelegten Meter mehr auslieferten.

Wir mußten uns diese Tatsache immer wieder vorhalten, denn sie war so ungeheuerlich, daß wir sie in ihrer letzten Konsequenz wohl erst begriffen, als wir wieder in unsere zivilisierte Welt zurückgekehrt waren.

»Wenn Sie sich für Otterfelle interessieren, dann empfehle ich Ihnen den Rio Iá«, sagte der Pater, als wir uns weiter den Cauaburi hinaufschlängelten. Jawohl: schlängelten, denn der Fluß bestand nun fast nur noch aus Biegungen und Schleifen, die uns nicht selten um 180 Grad herumdrehten.

Die großen Fischotter des Amazonasgebiets heißen Ariranha und liefern wertvolle Pelze, für die man in Manáus schon 100 DM pro Stück bezahlt. Der Pater hatte uns das gesagt, als wir ihm in Tapuruquara das im Caiarí eingetauschte Fell zeigten.

Aber so angenehm der klingende Gewinn auch ist und so gern ich selbst auch jage – auf Ariranhas könnte ich nie schießen. Dagegen wehrt sich mein Gefühl. Ich hätte zweifellos hinterher Gewissensbisse, denn es ist zu schön, dem flinken Spiel dieser intelligenten Tiere zuzusehen. Ich teilte dem Pater meine Ansicht darüber mit, und er meinte: »Ihre Sympathie in Ehren, aber vergessen Sie nicht, daß es Raubtiere sind, die ungeheure Mengen Fische vertilgen. Wenn man sie in bewohnten Gegenden abschießt, dann nicht nur des Pelzes wegen. Ich habe mal einen gefangen und kann Ihnen ein Lied singen über ihre Freßlust. Sicher, sie werden sehr schnell zahm und sind sehr anhänglich – aber sie sind zu teuer! Nach drei Monaten habe ich sie wieder ausgesetzt, weil ich ständig zu ihrer Versorgung zwei Mann zum Fischen benötigte. Das ging nicht mehr so weiter. Einige Otter schieße ich auf jeder Fahrt, und zwar« – er grinste – »lediglich aus verwerflicher Geldgier. Schließlich muß ich ja was für meine Reisekasse tun.«

Noch am selben Nachmittag sahen wir mindestens 15 Ariranhas, und auch an jedem der folgenden Tage umschwärmten sie spielerisch das Boot. Wenn hier im Cauaburi schon so viele waren, wie mußte es da im Iá erst sein, den der Pater ihretwegen so hervorgehoben hatte. Die erste Gruppe – es waren sechs Tiere – tauchte plötzlich knapp 20 Meter neben unserem Boot auf. Fast gleichzeitig erschienen ihre Seehundsköpfe über der Wasserfläche. Gut eine Minute starrten sie mit ihren großen, dunklen Augen zu uns herüber, stießen ihr heiseres Bellen aus und verschwanden wie auf Kommando. In geschmeidiger Wellenbewegung glitten die braunen Körper einmal unter, einmal über Wasser dahin. Ihr glattes Haarkleid glänzte für Sekunden in der Sonne, wenn sie auftauchten, und in der ganzen Bewegung lag so viel Kraft und Eleganz, daß wir nicht müde wurden zuzuschauen. Dann tauchten die Köpfe mit den klugen und doch lustigen Gesichtern wieder hoch. Sie kamen ganz dicht ans Boot heran. Ihre Neugier ließ ihnen wohl keine Ruhe. Diesen seltsamen Riesenfisch mußten sie genau ansehen. Mitunter schienen sie senkrecht im Wasser zu stehen, denn ihre Köpfe ragten – besonders wenn sie weiter weg waren – 30 und 40 Zentimeter aus dem Wasser. Sie waren viel schneller als unser Motor und umkreisten uns über eine Stunde lang, immer wieder schauend, sich anscheinend über das ungewöhnliche Monstrum unterhaltend – es sah wirklich so aus, wenn sie die Köpfe einander zuwandten – und wieder wegtauchend, um auf der anderen Seite das Spiel von neuem zu beginnen.

Pater Antonio juckte es in den Fingern. Ich merkte es, wenn ich einen Blick nach hinten warf. Er hatte die Winchester griffbereit vor sich liegen, aber er respektierte diesmal meine Bitte.

Um 16 Uhr kam das Nachmittagsgewitter. Es verlief wie üblich. Nach einer Stunde war es vorbei, und wir legten an einer kleinen Insel an, um den Motor abzuschmieren und die Zündkerzen zu wechseln. Das Eiland bestand ausschließlich aus rundgeschliffenen Kieseln, die in den unwahrscheinlichsten Farben schimmerten. Es gab dunkelrote, bläuliche, grüne und sehr viele goldbraune. Ich verstehe nichts von Mineralogie und bin also auch nicht kompetent, Schlüsse aus den vorhandenen Gesteinen zu ziehen, aber trotzdem kann ich mir vorstellen, daß hier – getreu dem Spruch: Wer sucht, der findet! – allerlei zu entdecken sein dürfte.

Es war ein herrliches Fleckchen Erde, auf dem wir standen.

Die große, schweigende Kulisse des Waldes, darüber am blauen Himmel die weißen Kumuluswolken, deren Spiegelbild im dunklen Cauaburi wir mit flitzenden, auf dem Wasser hüpfenden Steinen zu zerstören versuchten.

Aber die Piums gebärdeten sich auf dieser Insel wie rasend, und wir waren froh, als der Pater das Zeichen zur Weiterfahrt gab.

So gegen 18 Uhr, als die Dämmerung schon einsetzte, sahen wir mehrere Mutums und eine Reihe Wildenten. Pater Antonio schoß. Er tat es wohl mehr, um seine Flinte mal wieder knallen zu hören, denn bei dem ungewissen Licht traf er natürlich nichts.

Eine große Schar Papageien zog mit ihrem schnellen, hastig wirkenden Flügelschlag über den Fluß und machte einen Lärm dabei wie Abgeordnete, die sich über ihre Diäten nicht einigen können.

In tiefer Dunkelheit – es war schon 19 Uhr vorbei – legten wir erst an. Wieder wurde das Räuchergestell hergerichtet und die ganze Nacht hindurch in Betrieb gehalten.

Zum Abendessen gab es den anderen Affen gebraten mit Reis. Wir machten uns aber nach den ersten Bissen schnell ein paar Spiegeleier. Denn der gebratene Affe war noch zäher als der gekochte. Vielleicht lag es also doch nicht an der Zubereitung, sondern die beiden waren einfach schon zu alt gewesen.

Trotzdem blieb von der Mahlzeit nichts übrig. Besonders der Indio lutschte mit Begeisterung an den Beinen und Armen herum, und seine starken Zähne entfernten selbst die letzte hartgebratene Faser.

Es war eine schöne, sternklare Nacht. Wir entzündeten auf dem winzigen, freien Uferstückchen, das wir erwischt hatten, ein mächtiges Lagerfeuer. Es knackte und sprühte Funken wie bei Karl May. Wir konnten mit dem Effekt zufrieden sein, er entsprach den besten Traditionen.

Als wir dann in den Hängematten schaukelten, stieg uns zum erstenmal jener würzige Geruch in die Nase, dem wir in den kommenden Tagen, je weiter wir in das Gebiet der Serra vorstießen, noch oft begegneten. Er erinnerte an eine Mischung aus Muskat und Zimt und war ausgesprochen intensiv.

Welche Pflanze ihn verbreitete, wußte aber auch der Indio nicht.

IM SCHATTEN DES DSCHUNGELS

In der Frühe des fünften Tages sagte Pater Antonio:

»Wenn wir Glück haben, sind wir morgen in meiner Hütte an der Indiobrücke«, und er fuhr fort: »Dann gibt es keine Piums mehr. Der Maturacá ist frei von ihnen.«

Er schien bei dieser Bemerkung den Eindruck gehabt zu haben, uns ermuntern zu müssen. Und wirklich — den Beginn dieses fünften Tages und die Nacht, die ihm vorangegangen war, konnte man nur mit dem Attribut »peinigend« kennzeichnen.

Die Piums traten jetzt in solchen Mengen auf, daß man dauernd wischen mußte — über Arme, Gesicht und Nacken — und erneut über Arme, Gesicht und Nacken. Sie krochen in die Ohren, die Nase und die Augen, und ich kam kaum noch dazu, ein paar Tagebuchnotizen zu machen. Dank dem Öl bissen sie nicht, aber sie klebten überall auf der schweißnassen Haut, die man nicht trocknen durfte, weil das Öl mit verschwunden wäre.

Und dann waren in der Nacht neue Quälgeister aufgetaucht. Sie bildeten gewissermaßen die Ablösung der Piums, und auch sie waren unscheinbar und klein, und darum hörte man sie nicht summen. Sie krochen in die Kleider und bissen unterirdisch. Unsere Begleiter nannten sie Maruim.

So war die Lage, als wir, in eine Flußbiegung einlenkend, die Serra Onorí in den Himmel ragen sahen. Einen und einen halben Tag verloren wir sie nicht mehr aus dem Blickfeld. Sie lag vor uns, hinter uns, neben uns, einmal rechts, einmal links, entsprechend den Mäandern, die der Flußlauf in die Wildnis zeichnete. Bis dicht an den Felsturm, den die in Rio gekaufte Karte mit 200 Metern Höhe angab, führte uns der Cauaburi heran. Aber etwa 200 Meter über dem Meeresspiegel befanden wir uns hier auf

dem Fluß vielleicht selbst schon. Und da stand dieser Granitkegel breit und massig und ragte — wenig geschätzt — noch tausend Meter über uns hinaus.

Selten nur sahen wir seine zackige Krone. Meist versteckte sie sich in einem webenden Wolkenschleier.

»Dahinter, auf der anderen Seite, liegt meine Hütte«, sagte Pater Antonio, und so hatte der Felsen für uns auch etwas Tröstliches. Außerdem lenkte er ab. Immer, wenn er in einer Biegung aus dem Urwald herauswuchs, erschien er phantastischer und gewaltiger als vorher. Es war eine grandiose Szenerie.

Da lag der inzwischen auf höchstens 40 Meter Breite zusammengeschrumpfte Fluß, eingepfercht von den Baumriesen, die nur in diesem größten Treibhaus der Erde in derartiger Üppigkeit gedeihen und behangen sind mit einem Durcheinander blühender und schillernder Lianen. Wenn sich in einer kurzen Geraden der Horizont etwas weitete, dann stand der gewaltige Kegel geheimnisvoll über dieser Pflanzenpracht. Seine schroffen Felswände glitzerten im Sonnenlicht, als wären sie mit Edelsteinen besetzt, und sein Spiegelbild tanzte lockend vor unserem Bug in der Strömung.

Der Karte nach mußten wir vor zwei Tagen den Äquator überschritten haben. Der tägliche Wolkenbruch kam spät, obwohl die Sonne weißglühend vom Himmel brannte und sich mittags schon dicke Wolkenballen zusammengezogen hatten. In den herabstürzenden Wassermassen feierten die Piums Totentanz, und im Innern des Bootes, dessen Zeltplanen herabgelassen waren, tobte die Hölle. Sie schienen den Ehrgeiz zu haben, mit vollem Bauch zu sterben; und wir waren froh, als die Sonne sank und wir am Lagerplatz unsere geschwollenen und aufgedunsenen Hände und Gesichter im Wasser kühlen konnten.

Der Wolkenbruch war in einen Nieselregen übergegangen, der fast bis zum Morgen anhielt. Dichtgedrängt hockten wir in unseren aufgespannten Hängematten unter der Plane und ertrugen willig den Rauch, der an den Fleischstücken auf dem Rost vorbeizog. Wir ertrugen ihn ohne Klagen, denn es war eine Nacht der Moskitos, und wo Rauch war, blieb das zermürbende Summen aus.

Der Boden dampfte, die Blätter der Pflanzen dampften, die Erde nahm die fallenden Tropfen nicht mehr an, sondern schickte sie zurück in die schon feuchtigkeitsgesättigte Luft.

An Schlaf war nicht zu denken, denn es kühlte nicht ab. Wir zogen an unseren Zigaretten, schaukelten leicht mit der Hängematte, um wenigstens die Illusion eines Lufthauchs zu bekommen.

Die Bewohner des Waldes schienen schlaflos zu sein wie wir. Der Nieselregen fiel fast lautlos, so daß die Geräusche der Nacht plastisch hervortraten. Ab und zu nur rollten ein paar Tropfen von den Blättern in unserer unmittelbaren Nähe und fielen mit dumpfem Ton auf den moderigen

Boden. Äste knackten, Leuchtkäfer funkelten durch das Dunkel, unzählige Zikaden zirpten, und hoch über uns schrien heiser und häßlich einige Araras. Alle Laute hoben sich scharf voneinander ab und vergingen. Froschgequak kam von weit her, schwoll an, wenn die hiesigen Chormitglieder einstimmten, und ebbte wieder ab. Irgendwo im Wald stürzte ein Baumriese krachend um, ein größeres Tier brach aufgeschreckt durchs Geäst. Dann wurde es wieder still.

Ruhelos vertickten die Minuten, der Regen rieselte und verstärkte mit jedem Tropfen den Brodem des Urwalds.

Fauchend und zischend platzten die feuchten Äste im Feuer.

Wir wälzten uns von einer Seite zur anderen, schlugen nach Mücken, Maruims und Mutucas, die größer waren als Pferdebremsen und deren Stich die Haut zu dicken, blaurot unterlaufenen Beulen anschwellen ließ.

Der Cauaburi zog alle Register, um uns in die Flucht zu schlagen. Er zeigte sich von seiner schlechtesten Seite, und langsam dämmerte in mir die Erkenntnis, die Antwort auf die Frage, warum sich die Indios in solch entfernte Gebiete zurückgezogen haben.

Sie wollen sicher sein vor dem weißen Eindringling. Absolut sicher! Die Natur selbst machten sie zu ihrem Verbündeten und legten einen mehrere hundert Kilometer breiten Schutzgürtel zwischen sich und die übrige Welt, einen Schutzgürtel, den die Natur mit ihren wirksamsten und heimtückischsten Mitteln ausgestattet hatte.

Wir fuhren insgesamt sieben Tage, bis wir das Dorf erreichten. Wie lange würde eine Rudermannschaft brauchen, der kein Fahrtwind die lästigen Plagegeister vertreiben hilft und die obendrein keine Hand frei hat, um nach ihnen zu schlagen und sie von Augen, Ohren und Nase fernzuhalten, deren körperliche Anstrengung durch die Hitze zu ungeheuren Strapazen gesteigert wird, und die in feucht-schwülen Nächten keine Erholung findet?

Und wenn es doch einige mit letzter Energie schaffen sollten, diesen Kampf ohne Gnade durchzustehen, dann würde man mit diesen ausgemergelten, halb zerbrochenen Gestalten schon fertig werden — so etwa mochte sich die Logik der Indios in Worte kleiden lassen . . .

Noch ein Tag fehlte bis zum Maturacá und von dort noch ein Tag bis zu den Araraibos, wenn wir sie im Dorf besuchen wollten. Also nur noch zwei Tage — und morgen bei der Hütte am Maturacá würde es keine Piums mehr geben . . .

An diesem Punkt mit meinen Überlegungen angekommen, schlief ich ein.

Als wir am nächsten Morgen aus unseren Hängematten krochen, war alles klamm. Der Tag kündigte sich mit dem ersten grau-rosa Schimmer an, und von fern erscholl ein Geräusch, als führen zehn Eisenbahnzüge gleichzeitig durch eine Bahnhofshalle. Es war das Morgenkonzert der Brüllaffen. Zum zweiten Male hörten wir es auf dieser Reise.

Über dem hellflackernden Feuer hing der Kessel, und Elisio rührte in seinem Brei. Ich trat heran und fragte nach Pater Antonio, den ich nirgends sah. Er sei mit Adorval unten im Boot. Gerade, als ich zu ihnen gehen wollte, kam er die Böschung hoch. So freundlich, wie es nach dieser Nacht möglich war, begrüßte ich ihn. Aber er ging gar nicht darauf ein und sagte nur: »Adorval hat die Masern!«

Das war eine Katastrophenmeldung. Doch ehe ich überhaupt dazu kam, etwas zu antworten, fuhr er fort: »Martinho hat die Masern noch nicht gehabt. Also müssen wir Adorval strengstens isolieren. Ich kann mit einem kranken Martinho nicht zu den Indios kommen, sonst ist mein Nimbus weg, wenn nicht sogar noch Schlimmeres passiert. Adorval darf also auch nicht mit zur Hütte wegen der Ansteckungsgefahr für die anderen Indios, die dort auftauchen können.« Und nach einer Pause: »Das ist die Lage!«

»Das heißt also mit anderen Worten: Wir müssen ihn hier lassen«, sagte ich endlich, nachdem in Sekunden die trostlosen Bilder leerstehender Hütten in meinen Gedanken vorbeigezogen waren. Wir hatten sie am Caiarí gesehen, wo eine Epidemie in zehn Ansiedlungen alle Bewohner dahingerafft hatte.

Darum hatte Pater Antonio Angst.

Die Araraibos waren vor ihm noch nicht mit der Zivilisation in Berührung gekommen — eine Masernepidemie mußte sie ausrotten.

Der Pater stapfte vor mir hin und her.

»Hier können wir Adorval nicht lassen«, sagte er plötzlich stehenbleibend. »Keinen Kilometer von hier entfernt, befindet sich die Lagune, zu der die Goldsucher wollen. Außerdem gibt es hier viel zu viel Moskitos.« Wieder machte er eine Pause.

»Es gibt nur eine Möglichkeit. Sie bedeutet aber eine Verzögerung von ein bis zwei Tagen. Wir, das heißt Sie beide, Martinho, Elisio und ich, fahren gleich los zum Maturacá. Irgendwo in der Nähe seiner Mündung suchen wir einen geeigneten Platz. Dort bleibt ihr und baut eine Hütte, während ich allein zurückfahre, um Luiz und Adorval zu holen. Bis morgen mittag kann ich mit den beiden wieder dort sein. Dann bleiben sie in dieser Hütte, und wir anderen fahren alleine weiter. Luiz weiß mit den Masern Bescheid. Er wird Adorval gut versorgen.«

Er schwieg wieder, sah mich dann an. »Was meinen Sie dazu?«

»Es wird uns wohl keine andere Wahl bleiben. Wir müssen ihnen natürlich außer Lebensmitteln ein Gewehr und Angelhaken dortlassen, denn der Zeitpunkt unserer Rückkehr ist doch unbestimmt.«

»Wenn wir einen günstigen Platz finden, lassen wir sogar das Batelão mit all unseren Vorräten bei ihnen. Dann kann nichts schiefgehen. Die beiden sind den Urwald gewöhnt, sie verhungern nicht, darauf können Sie sich verlassen.« Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, wohl das erste

Lächeln an diesem Tag. Er schien mit der gefundenen Lösung sehr zufrieden zu sein.

Wir setzten unseren Plan sofort in die Tat um und verluden unsere Sachen. Elisio suchte sich die beiden besten Tapirkeulen aus, und dann ging's los.

Adorval war in Pater Antonios Spezialhängematte verstaut worden. Dieses seltsame Ding hatte er von einem Amerikaner während des letzten Krieges erhalten. Es gehörte zur Ausrüstung der in tropischen Gebieten eingesetzten Truppen und bestand unten aus Wollstoff, an den Seiten aus dunkelgrauem Moskitoschleier, den man von innen mittels Reißverschluß völlig abdichten konnte, und hatte außerdem ein oben angenähtes Dach aus gummiertem Material, das dem stärksten Tropenregen standhielt.

Wir bewunderten die raffinierte Nylonschnürung, die nicht nur die Hängematte hielt, sondern gleichzeitig auch das Dach aufspannte.

»Ja, die Amis«, dachten wir und sagten zu Pater Antonio: »Warum benutzen Sie das Ding denn nicht selbst? Die ist doch ideal!«

»Weil sie mir zu kurz ist«, antwortete er und wandte sich zum Boot.

»Also bis heute abend!« rief er Luiz noch zu, der von der Anlegestelle aus hinter uns herblickte. Dann warf er den Motor an, und wir fuhren ab.

Die Serra Onorí zeigte uns jetzt die Flanke. Wir sahen, daß sich an den steilen Felsen in halber Höhe ein langgestreckter Rücken anlehnte wie das Kirchenschiff an den Glockenturm. Auch er fiel schroff und steil ab. Wie eine Klippe im Meer, so verschwand er in dem Urwald, der ihn umgab und an einigen Stellen mit grünen Zungen an seinen Wänden hinaufleckte.

Es fiel uns auf, daß die Vegetation sich änderte. Die hohen Baumriesen wurden strichweise von dickbauchigen Paxiuba-Palmen und niedrigen Genipapo-Bäumen abgelöst — ein sicheres Anzeichen der nahen Gebirgsregion. Auch Assai-Palmen kamen jetzt häufiger vor. Zum Teil waren sie — vom Hochwasser unterspült — umgekippt, und ihre schlanken Stämme hingen waagerecht über dem Wasserspiegel. Nur ihre Kronen hatten sich wieder aufgerichtet und zeigten nach oben. Von fern sahen sie wie in die Böschung gesteckte Hockeyschläger aus.

Elisio und der Indio wurden von diesen liegenden Palmen magisch angezogen. Jedesmal, wenn sie eine sichteten, drosselte der Pater den Motor, so daß sie hinauflangen konnten. Und nach einigen kurzen, prüfenden Blicken kam mit enttäuschter Miene der Bescheid: »Nichts« — und wir fuhren weiter.

Pater Antonio erklärte uns den seltsamen Sport.

»Sie suchen junge Rochinols, die schwarz-gelben Nachtigallen des Rio Negro, die fast so viel Geld bringen wie ein Otterfell. Und in diesen überhängenden Assaipalmen bauen sie vorzugsweise ihre Nester.«

Wir nahmen uns überhaupt Zeit an diesem Morgen, und ich hatte mir

vorgestellt, wir würden wie die wilde Jagd zum Maturacá brausen. Als ich Pater Antonio danach fragte, meinte er:

»Wenn wir bis ein Uhr gefunden haben, was wir suchen, reicht es für mich noch. Flußab fahre ich fast doppelt so schnell wie gegen die Strömung.«

Kurze Zeit nach dem Aufbruch kamen wir an der Stelle vorbei, die er als Lagune bezeichnet hatte. In den milchigen Nebelschwaden der frühen Stunde sahen wir nicht mehr als einen breiten Streifen junger Genipapo-Bäume, deren hellgraue Äste Geisterarmen gleich nach den durchbrechenden Sonnenstrahlen griffen. Die Lagune sei kein See, erklärte Pater Antonio im Vorbeifahren, sondern das alte Flußbett des Cauaburi, der sich hier eine kürzere Passage geschaffen habe. In der Hochwasserzeit sei das niedrige, mit Genipapo bestandene Ufer ganz überschwemmt, und so entstehe tatsächlich der Eindruck einer Lagune.

Um 10 Uhr etwa schoß der Pater eine Ariranha. Zusammen mit vier anderen war sie dicht am Ufer aufgetaucht, keine 50 Meter vor uns. Als das Tier sich unter der einschlagenden Kugel aufbäumte, schauten die anderen Fischotter immer noch zu uns herüber. Sie verschwanden erst, als wir auf sie zu hielten, um den an einem Ast hängengebliebenen Körper ihres Gefährten zu holen. Es war ein ausgewachsenes Tier, das vom Kopf bis zum Ende des Breitschwanzes 1,76 Meter maß. Pater Antonio hatte meisterhaft getroffen. Das Fell war völlig unbeschädigt, die Kugel hatte den Kopf glatt durchschlagen. Auf dem Heck des Batelão häuteten wir den Otter ab und präparierten das kostbare Fell gleich anschließend mit Salz. Aufspannen wollten wir es nachmittags in Ruhe.

Noch mehrmals sahen wir in diesem Flußabschnitt jene inselähnlichen Kiesablagerungen wie am Vortag. Nur einmal hielten wir noch an, weil Elisio im Vorbeifahren eine Araia gesehen hatte, jene scheibenförmigen Rochen, deren Schwanzstachel gefürchtet ist wie der eines Skorpions. Aber die Araia entwischte uns. Lediglich die kreisrunde Vertiefung, in der sie auf Beute lauert, sahen wir im flachen Wasser.

Bei den anderen Inseln begnügten wir uns mit dem phantastischen Anblick, den ihre im Sonnenlicht gleißende Oberfläche bot. —

»Ich hätte heute Appetit auf Makkaroni«, sagte Pater Antonio. »Was halten Sie davon?«

»Makkaroni mit Tapirkeule — nicht schlecht«, bestätigten wir.

»Ich stelle«, sprach er theatralisch, »unsere volle Übereinstimmung in diesem Punkte fest. Darf ich Sie also auffordern, sich von Ihren Sitzen zu erheben!« Er machte eine Pause und fuhr dann in breitestem Portugiesisch fort: Wenn ihr euer Hinterteil nämlich nicht von der Bank abhebt, kann Elisio die Nudeln nicht da rausholen.«

An diesem Mittag brachen wir der zweiten Flasche den Hals. Es war

nach dem Essen, genau vor der Mündung des Maturacá. Er kam gerade vor uns, sozusagen in Verlängerung unserer Fahrtrichtung, aus einer dunklen, höchstens 20 Meter breiten Gasse.

In rechtem Winkel stößt er auf den Cauaburi, der hier eine Biegung macht, und drückt ihm trotz des geringen Volumens seinen Stempel auf.

Denn bis zu dieser Stelle ist der Cauaburi lehmig braun, und seine Wasser treffen auf den schwarzen Maturacá wie Milch auf Kaffee.

Wir drehten einige Ehrenrunden in der breiten Biegung und konnten das Aufwallen und Strudeln dieses Mischprozesses genau beobachten. Anders als beim Zusammentreffen des Rio Negro mit dem Amazonas behält hier das dunkle Wasser die Oberhand. Keine 100 Meter hinter der Mündung ist vom hellbraunen Cauaburi nichts mehr zu sehen. Es scheint, als habe der Maturacá einen Nebenfluß aufgenommen, und nicht umgekehrt. Vielleicht ist es auch in Wirklichkeit so, aber die Karte weist nun einmal das dunkle Wasser als Maturacá und das braune als Cauaburi-Oberlauf aus — und ich hoffe im Interesse des geographischen Instituts, daß bei der Festlegung der Flüsse sorgfältig gearbeitet worden ist, was absolut nicht feststeht, weil wahrscheinlich als Unterlagen für die Karten nur Luftbilder zur Verfügung gestanden haben. Und auf diesen ist die Farbe des Wassers wohl kaum zu erkennen.

Wir waren in fabelhafter Stimmung, obwohl dafür doch gewiß kein Grund vorlag.

»Prost, Pater Antonio!« sagte ich.

»Prost, Sr. Jorge!« antwortete er.

So fuhren wir in das dämmerige Loch hinein, das sich Maturacá nannte.

Nach knapp einem Kilometer lag ein Baum quer über dem Wasser. Wir kamen nicht weiter. Elisio wurde an Land geschickt, um die Lage zu peilen, denn das Öffnen einer Passage hätte mehr Zeit in Anspruch genommen, als dem Pater noch bis zur Rückfahrt zur Verfügung stand.

Elisio, der über den Stamm geklettert war, kam zurück. »Ist gut«, sagte er, nahm sich das Buschmesser, und knapp fünf Minuten später hatte er das überhängende Gestrüpp gleich neben dem Baum so weit abgeschlagen, daß wir mit dem Boot bis an die Böschung herankamen. Wir lösten das Batelão, luden unsere Sachen aus und schafften auch den Spiritusherd an Land.

Der Pater machte einen Rundgang und sprach mit Elisio über die verschiedenen Bäume, die er für den Bau der Hütte als geeignet ansah. Dann setzte er sich wieder an den Motor und tuckerte mit dem Hauptboot zurück, während wir auf dem Baumstamm über dem Maturacá standen und hinter ihm herschauten, bis er in der nächsten Biegung verschwand.

Wir gingen an die Arbeit. Thea bekam den Herd anvertraut, und wir übrigen drei standen vor dem Hüttenprojekt für Adorval. Ich schließe mich ein, weil ich wirklich dabei war, gebe aber offen zu, daß ich lediglich

Handlangerdienste leistete. Ich half festhalten und verteilte ab und zu Zigaretten.

Was hätte ich hochgezüchteter Stadtbewohner auch tun sollen, da ich weder die Hölzer kannte noch wußte, wie man die Palmwedel zusammenlegt, wenn sie ein regensicheres Dach abgeben sollen.

Martinho wurde losgeschickt, die nötigen Palmwedel und Lianenstricke zu holen. Elisio und ich schlugen das Holz, rammten es ein, befestigten die Querbalken und deckten zum Schluß das Dach. Die Wände ließen wir für den nächsten Tag. Alles in allem arbeiteten wir bis in die Dunkelheit hinein an einem Hüttchen von 3 x 3 Metern. Aber wenn ich auch nur geholfen hatte, so bereicherte die Arbeit doch ganz bedeutend meine Erfahrungen. Ich weiß heute, wie man ein Dach über den Kopf bekommt, ohne auch nur einen Nagel zu verwenden.

Thea hatte inzwischen den Rest der Nudeln gekocht und die zweite Tapirkeule in einen einigermaßen saftigen Braten verwandelt. Wir entzündeten ein flackerndes Feuer neben der Hütte, unter deren Dach wir die Hängematten gebunden hatten, und legten uns mit Ausnahme von Martinho bald schlafen.

Der ging noch fischen. Er hockte auf dem liegenden Baumstamm und ließ fünf Angelschnüre ins Wasser hängen. Ich weiß nicht, wie lange er den Sport in der Nacht fortsetzte. Jedenfalls zeigte er am Morgen stolzerfüllt zwei prächtige schwarze Piranhas von 40 Zentimeter Länge und daneben noch eine Reihe jener schon bekannten gestreiften Fische.

Unsere Freude auf ein ausgiebiges Morgenbad wurde durch Martinhos Beute beträchtlich gedämpft. Denn was nützte es uns, daß niemand zum Aufbruch drängte und daß es — wunderbarerweise — wirklich so gut wie keine Piums gab, wenn dort im Wasser die gefräßigen Raubfische lauerten. Elisio tat unsere Skepsis als unbegründet ab. Als er jedoch sah, daß sie sich mit Worten nicht beseitigen ließ, sprang er kurz entschlossen in den Fluß, schwamm ruhig mehrere Runden und stieg dann, ohne angefressen worden zu sein, wieder an Land.

Das erst überzeugte uns, und nun genossen wir unbeschwert die herrliche Kühle dieses Wassers, das, fast ständig im Schatten des dichten Waldes fließend, von der Sonne nicht erwärmt wurde.

Thea kochte den Kaffee, und wir verzehrten unser übliches Frühstück, knochenharten Zwieback mit Käse, während unsere beiden Begleiter schon mit Palmwedeln beladen ankamen, um die Seitenwände der Hütte dicht zu machen. Denn Dunkelheit war das Hauptgebot für den masernkranken Adorval.

Ich nahm das Gewehr und die Kamera und setzte mich mit Thea auf den Baumstamm über den Fluß. Vom Ufer her klang ab und zu der harte Schlag eines Buschmessers, unter uns floß mit leisem Glucksen das schwar-

ze Wasser, auf dem rote Blütenblätter in unregelmäßigen Ketten dahintrieben.

Im Wald, der Wolkenkratzern gleich rechts und links emporwuchs, zirpten Zikaden und zwitscherten die unzähligen kleinen Vögel der Wildnis. Heiser fauchte ein Habicht, und fern sang eine Nachtigall. Wir lauschten andächtig dem vielstimmigen Konzert unverfälschten Lebens. Die Natur selbst hatte uns einen Parkettplatz zur Verfügung gestellt. Wir saßen schweigend und warteten. Vielleicht zeigte sich ein größeres Tier, das sich zu filmen oder jagen lohnte.

Es kamen mehrere, und sie kamen so arglos heran, daß ich das Gewehr beiseite ließ und die Kamera nahm. Zwei Maguaris, jene flamingoähnlichen Fischreiher, zogen beutesuchend dicht über die Wasserfläche, Wildenten flogen mit lautem Flügelschlag am Ufergebüsch entlang, buntschillernde Kolibris schwirrten von Blüte zu Blüte, und ein großer Tukan, der heftig mit den kurzen Flügeln schlagend hinter seinem langen gelben Schnabel herflog, kam wie auf Bestellung direkt auf die Kamera zu.

Um 9 Uhr war die Arbeit an der Hütte beendet, und Elisio stieg auf unseren Baumstamm hinauf. Sein starkes blauschwarzes Haar stand schweißnaß vom Kopf ab. Ich bot ihm eine Zigarette an.

»Wie geht's, Elisio?« »Es ist alles fertig, Dotor.« Aber er setzte sich nicht zu uns hin. Er stand da, schielte in der Gegend herum — es war die typische »Darf-ich-oder-darf-ich-nicht-Haltung«. Er war nicht gekommen, um mit uns ein Schwätzchen zu halten. Er hatte irgend etwas Bestimmtes auf dem Herzen und traute sich nicht.

Ich tat, als merke ich nichts, und öffnete erneut die Kamera, gespannt darauf, wie er wohl mit seinen Hemmungen fertig würde.

Da schien eine Erleuchtung über ihn gekommen zu sein. »Dotor!« sagte er. »Ja, Elisio?« Ich sah zu ihm auf. »Dotor, es gibt was Feines zu photographieren.« »Wo?« »Hier, wenn der Baum ins Wasser fällt.« »Welcher Baum? Der hier, auf dem wir sitzen?« Wir standen unwillkürlich auf. »Ja, Dotor, denn ich muß ihn doch abschlagen, damit wir durchfahren können . . . « Und mit diesen Worten drehte er sich um und balancierte zum Ufer zurück.

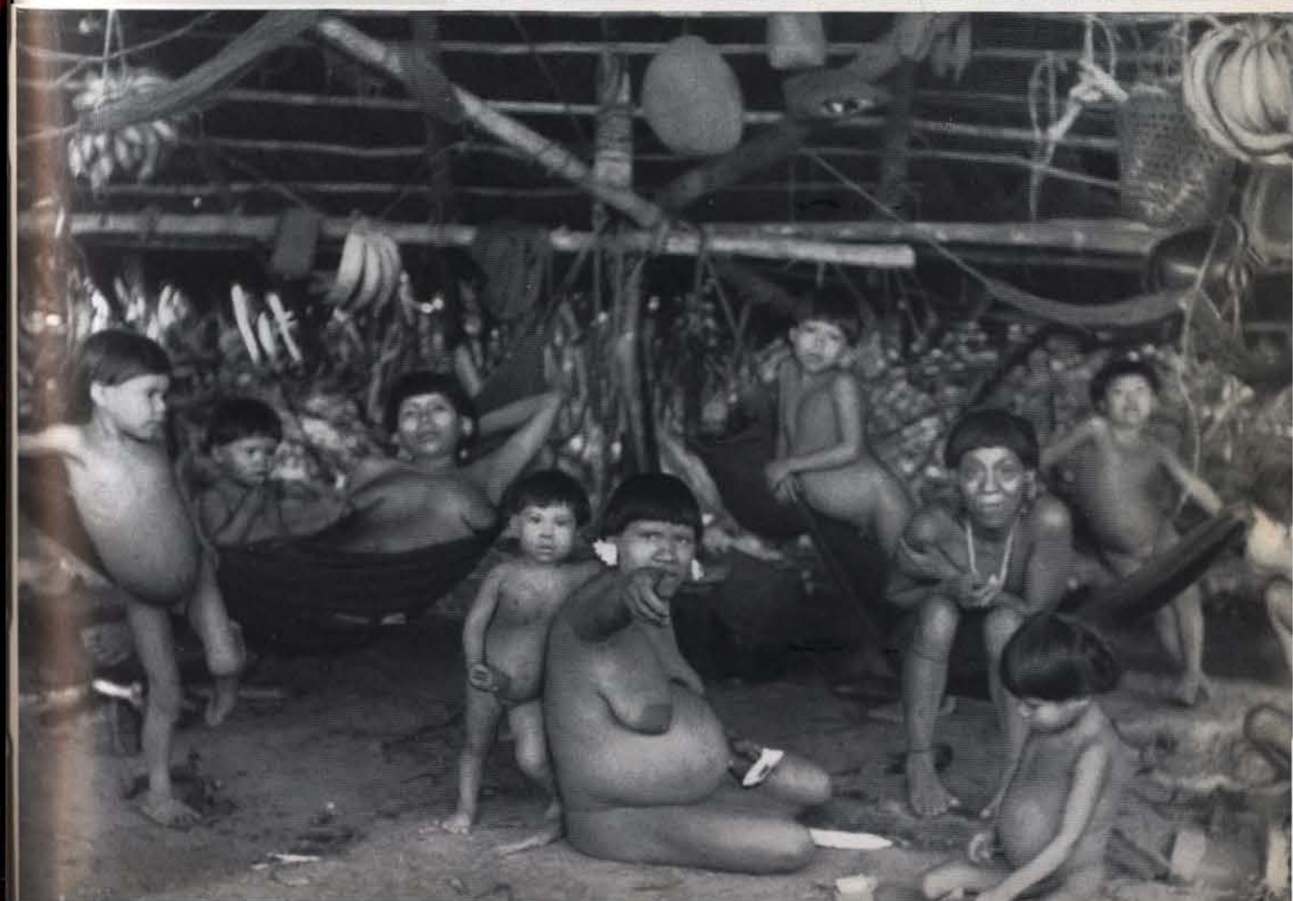
Wir folgten ihm lächelnd.

»Von hinten durch die Brust ins Auge«, sagte ich zu Thea. »Hat der Schlaumeier nicht ungeschickt angefangen, uns daran zu erinnern, daß es noch was zu arbeiten gibt. — Am besten widmest du dich jetzt der Kocherei, und ich helfe den beiden.«

Wir warfen einen Blick in die Hütte, bei der sie standen, und bewunderten gebührend ihr Werk. Dann fingen wir an. Zuerst banden wir das Batelão fest am jenseitigen Ufer unter den Baum. Elisio bestimmte diese Stelle, an der sich der Stamm in zwei starke Äste teilte. Diese Äste schlugen wir dann — er von der einen Seite mit dem Buschmesser und ich von

TAFEL 19
Familienidyll.

»Iba«, sagt diese Geste, und gemeint ist meine Rollei.



TAFEL 20

Erste Schreibübungen.

der anderen mit der Axt – durch. Martinho stand ebenfalls im Boot und verhinderte erfolgreich, daß es unter unseren Bewegungen zu sehr schwankte.

Ich sagte schon in lapidarer Kürze: Wir schlugen die Äste ab. Ich möchte auch nicht zu viel Aufhebens von dieser Geschichte machen, aber daß mich die ungewohnte Holzhackerarbeit in glühender Tropenhitze bestimmt zwei Kilo Lebendgewicht gekostet hat, kann ich nicht verschweigen.

Elisios Rechnung ging glänzend auf. Ich hatte insgeheim befürchtet, daß der Stamm, seines Haltes durch die auf dem anderen Ufer hängende Krone beraubt, ebenfalls ins Wasser stürzen könne, und mit ihm unser darunterliegendes Batelão. Aber er bewegte sich nicht einen Zentimeter. Lediglich die Äste sackten ab und gaben eine Passage von etwa drei Metern frei.

Es war fast Mittag, und ich wollte mich bis zur Ankunft der anderen noch etwas in die Hängematte legen, als mir blitzartig die Ariranha einfiel. »Elisio«, rief ich, »wir brauchen Zweige, um das Fell aufzuspannen.« So kam ich um die herbeigesehnte Ruhepause.

Um 13 Uhr hörten wir das Tuckern des Motors. Alles stürzte hinunter zum Baumstamm, und ich war erstaunt, wie weit das an sich doch so winzige Geräusch in der drückenden Stille zu hören war, denn es vergingen noch zehn Minuten, bis das Boot endlich in der Biegung erschien. Wir mußten es etwa von der Einfahrt in den Maturacá an gehört haben.

Im Boot sahen wir außer Pater Antonio nur Luiz.

»Was ist mit Adorval?« riefen wir, als sie neben dem Batelão festmachten. Luiz zeigte grinsend auf die Sitzbank, deren Deckel sich nun langsam hob. Dort hinein hatten sie ihn also gepackt.

Er krabbelte heraus und schien etwas unsicher auf den Beinen, als er über das Batelão kam. Sein sonst so frisches, braungebranntes Gesicht sah mit den vielen roten Tupfen direkt zum Fürchten aus. Er lächelte süßsauer, als er an uns vorbei zur Hütte hinaufstieg, wo Luiz schon die Spezialhängematte befestigte. Es ging alles sehr schnell. Der Pater gab an, was auszuladen sei – es wanderte aufs Ufer. Darunter befanden sich auch die inzwischen geleerten Benzinkanister und etwa 40 Kilo Farinha. Und während wir dann unsere Sachen verstauten und das Batelão wieder mit dem Hauptboot verbanden, sah sich der Pater die Hütte an, in der Luiz und Adorval nun bleiben mußten, bis wir wiederkamen. »Im Dschungel ausgesetzt!« – so konnte man es auch bezeichnen.

Pater Antonio kam zurück und winkte Martinho zu, der unterdessen auf dem Baumstamm über dem Wasser gestanden hatte.

»Los!« sagte er. Wir stiegen ein. »Luiz, hast du alles? Gewehr, Munition, Streichhölzer, Kochtopf, Salz?« Und als das bestätigt worden war: »Also dann macht's gut!« Wir legten ab.

Vier Stunden später erschien hinter einer Biegung die Lianenbrücke der Indios. Die Konstruktion war genial in ihrer Einfachheit. Man hatte die von zwei gegenüberliegenden Baumriesen herabhängenden Schlinggewächse unten knapp über dem Wasserspiegel zusammengeknüpft und durch die Schlingen einige dünne Stämme geschoben. In der Flußmitte befanden sich noch drei aus gekreuzten Hölzern gefertigte Böcke, die der Brücke wohl bei Hochwasser Halt geben sollten. Seitlich war dann an den Tragseilen eine Schlingpflanze als Geländer angebunden, wodurch sie auch für Nicht-Seiltänzer passierbar wurde.

Der Maturacá war nur noch zehn bis zwölf Meter breit. Geröll lag in seinem Bett, und die bizarren weißgrauen Äste gefallener Urwaldriesen ragten aus dem schwarzen Spiegel, mitunter nur noch knapp eine Passage für uns gestattend. Er war zum Rinnsal geworden, der Maturacá. Den Namen »Fluß« verdiente er nicht mehr. Aber es war ein zauberhaftes Rinnsal.

Wie durch eine grüne Schlucht wand sich das dunkle Wasser, und von den Wänden der Schlucht regneten violette, rote und gelbe Blüten herab. Ein Reiher flog majestätisch über eine Stunde lang vor uns her, als müsse er den Weg weisen. Jeweils, wenn wir auf hundert Meter an ihn herangekommen waren, öffnete er seine schneeweißen, schwarz auslaufenden Schwingen, reckte behutsam den langen Hals, hob den spitzen Schnabel steil in die Höhe und schwebte bis zur nächsten Biegung, um dort auf unser Erscheinen zu warten und sein seltsames Spiel zu wiederholen.

Die Serra Onorí mit ihrem Granitturm war hinter uns verschwunden. Nur zweimal sahen wir sie noch, als der eingezwängte Wasserlauf einige hundert Meter geradeaus floß. Aber da lag auch schon vor uns wie eine breite Mauer ein noch imposanteres Felsmassiv, von Wolkenschleiern teilweise verhüllt, dämonisch über der dunklen Waldkulisse. Bis heute noch von keinem zivilisierten Menschen bestiegen, schienen die grauen, senkrechten Abstürze stolz und unnahbar.

Es war jenes Massiv, zu dem auch vor 27 Jahren die brasilianisch-venezolanische Grenzkommission emporgeblickt und das seit dieser Zeit außer Pater Antonio und uns niemand mehr aus dieser Perspektive gesehen hatte.

Etwa 30 Meter vor der Indiobrücke legten wir an dem vier Meter hohen Steilufer an. Die Wurzeln eines gewaltigen Saputilhabaumes bildeten die Treppe, auf der wir zur Hütte des Paters hinaufstiegen. Er hatte eine dreieckige Lichtung mit etwa 100 Meter Seitenlänge aus dem Urwald herausgebrannt, und dort mittendrin stand die Hütte.

Unser erstes Ziel war erreicht.

Wir schafften den größten Teil der Ladung hinauf und richteten uns für einen Aufenthalt von mehreren Tagen ein. Pater Antonio wollte warten, bis einige Indios auftauchten, um durch sie zu erfahren, ob sich

der Stamm überhaupt in jenem ihm bekannten Dorf aufhielt. So wurden wir Nomaden mit geregelter Lebensweise vorübergehend seßhaft.

Von der Hütte hatte man über das Flußbett des Maturacá hinweg einen herrlichen Blick auf das Grenzgebirge, das nun, von den Strahlen der untergehenden Sonne rot überhaucht, seine zackige Gipfelkette in den violett-blauen Himmel reckte.

Während all der Tage, die wir dort verbrachten, sahen wir sie nur in dieser Stunde vor der Dämmerung völlig klar. Tagsüber verhüllten dicke Wolkenbänke das Gebirge. Häufig gingen dort Gewitter nieder, und der näher oder ferner rollende Donner hallte in unsichtbaren Schluchten nach.

Durch den Feldstecher beobachteten wir Wasserfälle, die 200 und mehr Meter herunterstürzten. Deutlich sah man den wehenden Wasserstaub, wenn ein Teil des herabschießenden Falles auf irgendeiner Felsnase aufschlug.

Das Interessanteste an diesen Fällen war, daß sie mit Ausnahme eines einzigen mitunter versiegten. Sie stürzten auch nicht von der Oberkante der Gebirgsmauer herab, sondern erschienen etwa 200 bis 500 Meter unterhalb dieser Linie, deren Höhe ich mit den verfügbaren primitiven Mitteln auf 1200 bis 1800 Meter — bei einer geschätzten Entfernung von 15 Kilometern von unserem Standplatz — ermittelte.

Als ich später eine amerikanische Fliegerkarte in die Hand bekam, fand ich dieses brasilianisch-venezolanische Grenzgebiet mit folgendem Hinweis überdruckt:

Achtung! Steile Gebirgswände! Flughöhe nicht unter 14 000 Fuß!

Das sind rund 4600 Meter. Meine behelfsmäßige Messung dürfte also eher zu niedrig ausgefallen sein.

Über das Phänomen der Wasserfälle sprachen wir auch mit dem Pater. Die einzig mögliche Erklärung war wohl in den großen Regenmengen zu suchen, die täglich auf das Gebirge niedergingen. Wahrscheinlich war das Gestein porös, und das Wasser sammelte sich zu unterirdischen Flüssen oder Seen, die dann ihrerseits die Wasserfälle bildeten.

Eine andere seltsame Erscheinung vernahmen wir in mehreren aufeinanderfolgenden Nächten. Es war ein stark nachhallender, heftiger Knall, wie ein ferner Kanonenschuß. Wir hörten ihn bei völlig sternklarem Himmel und Mondschein. Ein Gewitter konnte die Ursache also nicht sein.

Als wir es zum ersten Male hörten, glaubten wir an einen schlechten Traum, denn der Knall hatte uns aus dem Schlaf gerissen. Pater Antonio aber, dem das Phänomen von seinem früheren Hiersein schon bekannt war, schwor, daß es in Wirklichkeit und nicht in unserem Traum geknallt habe. In der kommenden Nacht blieben wir vor der Hütte sitzen und warteten. Es gab danach keinen Zweifel mehr. Hart und trocken wie eine Panzerkanone knallte es kurz nach zwei Uhr dort im Gebirge. Der Widerhall zog über den Urwald und verklang in der Ferne.

Wir fanden keine Erklärung dafür, soviel wir auch nachdachten und darüber diskutierten.

Am fünften Tag unserer Anwesenheit in der Hütte — wir lagen nach dem Mittagessen in den Hängematten und wollten uns von dem monoton herabrauschenden Regen in Schlaf lullen lassen — standen plötzlich die vier nackten Gestalten zwischen uns ... Ihre bronzene Haut glänzte vor Nässe, in der rechten Hand hatten sie Pfeil und Bogen, in den Ohrläppchen kleine Federbüschel, zwischen Unterlippe und Zähnen eine dicke grüne Wurst — später erfuhren wir, daß es Tabak war —, die die Lippe unförmig nach vorn wölbte, und was ihre sonstige Aufmachung betraf, so bestand sie nur noch aus einer dünnen Baumwollschnur, die sich um ihre Hüften und den Penis schlang.

Können Sie sich das Gefühl vorstellen, das Sie befällt, wenn Sie nach beendigter Mahlzeit, an nichts Böses denkend und im Begriff einzuschlafen, plötzlich die Augen aufreißen, weil Sie etwas angestoßen hat und ein paar nackte Indios einen halben Meter vor sich stehen sehen? Ich jedenfalls kenne es.

Was mir alles im Kopf herumwirbelte, weiß ich nicht mehr. Ich blieb stocksteif in der Hängematte liegen und rief auf portugiesisch: »Padre Antonio! Sie sind da!« Und auf deutsch: »Thea, erschrick nicht! Die Indios!«

Der Pater und auch Martinho, die beide wohl schon geschlafen hatten, waren sofort Herr der Situation. Ein heftiger, aber anscheinend freundlicher Wortwechsel entspann sich, und die vier neuen Genossen zogen sich zu den anderen Hängematten hin. Für uns beide und auch für Elisio ergab sich dadurch die Möglichkeit, eine gesellschaftsfähigere Haltung einzunehmen.

Ich gebe offen zu, daß mich diese plötzliche Begegnung etwas aus der Fassung gebracht hatte. Obwohl wir doch unterwegs waren, um diese Leute zu besuchen, und auch hier in der Hütte nun schon fünf Tage auf ihr Erscheinen warteten, hatte ich es mir doch anders vorgestellt. Nicht so wie der Blitz aus heiterem Himmel.

Ich sah zu meiner Frau hinüber, und unsere Blicke trafen sich.

»Mensch!« sagte sie nur, »Ist das nicht toll?«

»Sr. Jorge!« rief in diesem Augenblick Pater Antonio. »Kommt mal her. Ich will euch unseren Freunden vorstellen.«

Wir gingen zu ihm hin, und er sprach auf sie ein, worauf jeder zu mir trat, die Hände auf meine Schultern legte und so etwas wie »Schulimã« murmelte. Sie sprachen die Endung nasal mit eigentümlich singendem Tonfall aus. Ich kam mir vor, als sei ich ausgewählt, um die Besatzung einer fliegenden Untertasse zu begrüßen.

Da sie genauso wenig Portugiesisch verstanden wie ich ihre Sprache, antwortete ich der Einfachheit halber auf deutsch. »Na, alter Junge, bißchen

naß geworden heute!« sagte ich zu jedem und legte ebenfalls die Hände auf ihre Schultern. Dann grinste ich freundlich, und sie grinsten zurück. Der erste Kontakt war hergestellt. Dann kam Thea dran. Die guten Leute prallten einen Schritt zurück, als sie an der Stimme die Frau erkannten. Sie schnatterten durcheinander, und wir hörten immer wieder das Wort »Kurumi« — Frau — heraus. Um Thea machten sie daraufhin einen Bogen. Wer weiß, was in ihren Köpfen vorging. Sie war die erste weiße Frau, die sie sahen, und es verwirrte sie wohl, daß sie Stiefel und Hose trug genau wie wir und außer der Stimme keine sonstigen weiblichen Attribute erkennen ließ. Wahrscheinlich war sie ihnen unheimlich.

Wir gaben den vier Indios den eigentlich für abends bestimmten Rest der Mittagsmahlzeit, und eine halbe Stunde später waren sie wieder im strömenden Regen verschwunden.

Pater Antonio und Martinho hatten die Unterhaltung bestritten, und wir waren vollauf damit beschäftigt gewesen, diese Gestalten aus einer anderen Welt zu betrachten, und ein Glücksgefühl stieg in uns auf, weil unser Ziel in greifbare Nähe gerückt war.

Von dem Pater erfuhren wir dann, daß sie unterwegs waren, um Pfeilrohr zu holen. Sie hatten ihm ferner bestätigt, daß der Stamm im Dorf sei, und sich angeboten, uns dort anzumelden.

Als der Regen endlich aufhörte, war es Nacht. Wir setzten uns vor die Hütte und sahen hinauf zu den Millionen flimmernder Sterne.

»Dann ist also einer der Kerle ins Dorf zurückgekehrt, um die freudige Botschaft zu überbringen?« fragte ich.

»Nein.«

»Nein? Wieso? Ist es ohne Anmeldung besser?«

»Ich will euch einen Vorschlag machen«, sagte Pater Antonio leise.

»Wir lassen die Indios hierherkommen. Wenn Martinho morgen ins Dorf geht, kann der ganze Stamm in zwei Tagen hier sein. Und die Indios kommen alle, wenn sie wissen, daß Geschenke verteilt werden.«

Das war eine Schwenkung um 180 Grad.

Ich kam einfach nicht mit!

»Ja, warum wollen Sie denn jetzt auf einmal nicht mehr mit uns zum Dorf?«

Und Thea warf ein: »Jetzt haben wir es bis hierher geschafft. Jetzt wollen wir auch noch weiter. Ich gehe doch so gerne im Wald spazieren.«

»... im Wald spazieren«, echote der Pater. »Der Pfad ist keine Avenida — glaubt es mir! Und dann noch eins.« Er wurde ernst. »Zwei Mann sind uns schon ausgefallen. Wenn noch jemandem etwas zustößt, ist unser Unternehmen in Frage gestellt. Mit Martinho können wir nicht rechnen. Der Weg macht mir Sorge. Denkt daran, daß wir ihn zweimal machen müssen, wenn wir wieder an unser Boot wollen.«

»Was soll uns denn passieren? Wir möchten die Leute in ihrer unver-

fälschten Umgebung sehen und filmen. Dafür haben wir schließlich die Reise von Rio hierher gemacht. Wir müssen einfach hin!«

Pater Antonio machte noch verschiedene Einwände. Wenn sie kämen, würden sie auch hier sofort Hütten bauen, sie würden all ihr Hab und Gut mitbringen, und die Umgebung sei hier genauso unverfälscht wie dort. Aber wir blieben bei unserer Bitte.

»Also gut!« beendete er das Gespräch, »wenn ihr durchaus wollt, dann werden wir fahren. An mir soll es nicht liegen. Aber kommt mir nachher nicht mit Klagen! Ich habe euch gewarnt.«

Er stand auf und ging zu seiner Hängematte.

In der Tür wandte er sich noch einmal um:

»Gute Nacht!« sagte er, »schlaft gut — ihr werdet es brauchen.«

Es herrschte ein dämmerig-diffuses Licht. Die Sonne, die irgendwo dort oben sengend heiß brannte, fand in dem dichten Blätterdach keine Lücke für ihre Strahlen. Nur die Hitze drang durch und brachte die feuchte, modrige Luft zum Zittern.

Wir stiegen die Serra Tucano hinauf, ein hügeliges, von tiefen Furchen durchzogenes Vorgebirge der gewaltigen Felsmauer an der Grenze. Der Boden war übersät mit Steinbrocken aller Größen, wie sie wohl von Zeit zu Zeit als Geröllawinen von dort herabdonnerten. Sie waren von schlüpfrigem Moos überzogen oder bedeckt mit verrotteten, glitschigen Blättern.

Das war der Pfad, der zum Dorf führte und den uns Martinho, vorn an der Spitze gehend, wies.

Seit einer Stunde waren wir unterwegs. Vor einer Stunde hatten wir unten an dem flachen Ufer der Furt das Boot verlassen. Wir hatten aus tiefster Seele aufgeatmet, weil in diesem namenlosen Igarapé die teuflischen Qualen der letzten Stunden ihr Ende fanden. Im morastigen Uferstreifen waren uns die Spuren der hier zur Tränke kommenden Tiere aufgefallen, die drei- und vierzehigen vom Tapir, die kräftigen Kerben von Rotwild, die kleinen Hufabdrücke der Pekaris und die seltsamen, nach außen gebogenen der Capivaras. Und mittendrin die handtellergroßen Schalen eines Jaguars.

Wir hatten die Geschenke für die Indios in drei Gummisäcken an einen Baum gebunden — sie sollten sie selbst abholen.

Dann waren wir im Wald untergetaucht. Hinter Martinho ging der Pater, dann folgten Elisio und Thea. Ich beendete die Reihe.

Wir hatten keinen trockenen Faden mehr am Leib. Keuchend tasteten wir uns über die schlüpfrigen Felsbrocken, automatisch folgten wir dem ab und zu hinter Buschwerk verschwindenden Vordermann, maschinengleich stolperten unsere Beine vorwärts.

Anfangs hatten wir uns noch unterhalten, aber als dann die Serra begann, waren die Stimmen im trockenen Mund steckengeblieben. Der

Schweiß rann in solchen Mengen, daß dem Körper die zur Speichelbildung nötige Flüssigkeit zu fehlen schien.

Wir hatten nur noch einen Gedanken: Trinken!

Nur noch ein Wille zwang uns weiter: Wasser zu finden . . .

Und nun wußten wir, wie wohlüberlegt der Vorschlag des Paters am vorletzten Abend in der Hütte gewesen war, jener Vorschlag, die Indios dorthin kommen zu lassen und nicht zu ihnen ins Dorf zu gehen. Er kannte die Strapazen des Weges und wollte sie uns ersparen.

Dabei trugen wir nur das Allernötigste. Ich hatte unsere beiden Hängematten und darin eingewickelt den Foto- und Filmzubehör auf dem Rükken. Dieses Paket zog nach hinten. Und nach vorn zogen die drei Kameras und schlugen rhythmisch gegen meinen Magen.

»Einen halben Tag durch den Wald«, hatte Pater Antonio gesagt. Ich sah auf die Armbanduhr: 4 bis 5 Stunden waren erst vergangen.

Da hatten wir uns gefreut, als die Flußfahrt ihr Ende nahm, aber waren wir wirklich um etwas gebessert? — Gewiß, die fliegenden Plagegeister waren unten am Cauaburi geblieben, dafür kostete uns nun jeder Schritt Ströme von Schweiß. Und wie viele tausend Schritte waren es noch?

»Daß ihr mir nicht anfangt zu klagen.« Ich hatte die Stimme des Paters deutlich im Ohr. Und auch, wie er Thea nachgeäfft hatte: »Ich gehe gern im Wald spazieren . . . « Nein! Den Gefallen würden wir ihm nicht tun. Hier genauso wenig wie gestern und heute morgen auf dem Fluß . . .

So hatte es gestern früh angefangen: Wir sortierten die Geschenke, verpackten sie in den drei Gummisäcken, die jetzt unten an der Furt zurückgeblieben waren, verstauten wieder alles in die beiden Boote und fuhren den Maturacá hinab.

Am Lazarett, wie wir den Aufenthaltsort unserer beiden Gefährten genannt hatten, kamen wir so gegen neun Uhr an.

Wir ließen das Batelão und alles nur Entbehrliche dort zurück, denn der Fluß war weiter gefallen. Wir konstatierten das an dem durchgeschlagenen Baum, unter dem wir nun ohne Schwierigkeiten hindurchfahren konnten. Der Pater betrachtete es mit gerunzelter Stirn:

»Der Oberlauf des Cauaburi ist stark versandet. Das wird Ärger geben.«

Wir machten das Boot so leicht wie möglich.

Am Lazarett stiegen wir weder aus noch durfte Luiz zu uns heran. Adorval gehe es gut, sagte er. Seine Haut beginne sich bereits zu schälen. Verpflegung sei reichlich vorhanden. Acht Fische lägen auf dem Rost, und ein Faultier habe er auch geschossen. Er schien vortrefflicher Laune zu sein, und keine Spur von Sorge klang aus seiner Stimme, als er nach unserer voraussichtlichen Rückkehr fragte. »Frühestens in einer Woche«, sagte Pater Antonio und ahnte nicht, wie sehr er sich verschätzte.

Um 10 Uhr fuhren wir weiter und erreichten den Cauaburi nach weni-

gen Minuten. Er begrüßte uns mit Legionen von Piums. Vorsorglich hatten wir uns im Maturacá schon eingeölt und überstanden so den ersten Ansturm ganz leidlich. Aber dann schien alles wie verhext.

Schon in den nächsten zwei Stunden brach uns fünfmal der Sicherungsstift an der Schraube. Obwohl der Motor nur 75 Zentimeter Tiefgang hatte, war sie an irgendwelchen Steinen oder Stämmen angeschlagen. Fünfmal ließen wir uns zurücktreiben bis zur nächsten freien Uferstelle. Zehn Minuten dauerte dann die Reparatur, zehn Minuten, in denen uns die Piums zu Hunderten allein auf einer Hand saßen, und man konnte sich nicht wehren, weil man den Motor halten mußte.

Elisio hockte vorn auf dem Bug. Er mußte fortwährend mit dem Paddel die Tiefe loten, denn in dem lehmigen Wasser war kein Hindernis zu erkennen.

Die zwei Stunden hatten unter den massierten Angriffen unsere Haut anschwellen lassen wie Hefeteig. Dicke, rotunterlaufene Beulen bedeckten Arme und Gesicht, und alle alten Piumstiche begannen aufs neue zu jucken. Auch das Gesicht des Paters, soweit sein Bart es nicht schützte, hatte zahlreiche Tupfen. Sie schwollen zwar bei ihm nicht so an wie bei uns, aber er litt zweifelsohne genauso.

Als der sechste Stift brach, schimpfte er so inbrünstig, wie wir es bisher von ihm noch nicht gehört hatten. Als ich dann neben ihm im Wasser stand und den Motor hielt, während er die Schraube abnahm, sagte ich: »Sollen wir nicht doch besser umkehren? Der Fluß ist doch fast unpassierbar.«

Er sah mich mit einem schrägen Blick an und erwiderte: »Nein, Senhor! Jetzt machen wir weiter bis zum bitteren Ende. Ich habe 50 Ersatzstifte hier. 49 können wir zerbrechen — und so lange wird gefahren.«

Wieder ging es weiter. Unermüdlich stieß Elisio das Paddel ins Wasser. »Halt!« schrie er plötzlich. Pater Antonio riß den Motor hoch und schon rutschte unser Boot knirschend auf den Sandboden.

»Alles raus! Jetzt müssen wir schieben«, sagte er, und wir schoben fast einen Kilometer. Mitunter reichte uns das Wasser nicht bis zu den Knien. Und die Piums hielten Festschmaus.

Die Sonne brannte herab. Wir stapften in voller Ausrüstung durch den Fluß. Besser nasse Kleider als die Haut in Fetzen und zerbissen von hunderttausend wütenden Plagegeistern.

Endlich wurde das Wasser etwas tiefer, und wir konnten wieder fahren. Aber die Freude dauerte nie lange. Entweder kamen Untiefen oder Steine, die unsere Schraube zum Stehen brachten.

Als wir um 18 Uhr zum Übernachten anlegten, waren wir so erschöpft, daß wir das aufgewärmte Essen kaum anrührten. Ohne die Plane aufzuspannen, banden wir die Hängematten an und sanken hinein. Wir befanden uns in einem Stadium, wo uns alles egal war.

Mit der Dunkelheit kamen die Moskitos und Maruims. Es war eine Qual ohne Ende an diesem Tag, und wir beide, meine Frau und ich, getrauten uns kein Wort zu sagen. Waren wir nicht letzten Endes schuld an dieser wenig beneidenswerten Lage?

Elisio zündete ein Riesenfeuer an. Thea kochte Kaffee. Einen ganz speziellen. Er war so stark, daß man fast an Wassermangel hätte glauben können.

Der Pater zählte die Sicherungsstifte. Dreizehn waren zerbrochen. Ausgerechnet dreizehn!

»Wenn der Fluß nicht steigt, können wir bei der Rückfahrt den Motor nicht benutzen«, sagte er. »Wir müssen uns treiben lassen, und zwar nachts. Am Tage ohne Fahrtwind, der uns das Viehzeug wenigstens einigermaßen vom Leibe hält, gehen wir ein.«

Die Moskitos summten. Unsere Augenlider waren geschwollen. Einige Beulen auf meiner Hand hatten sich zu wassergefüllten Pusteln entwickelt. Theas Lymphdrüsen unter den Armen waren dick und schmerzten.

Pater Antonio stocherte im Feuer, daß die Funken knisternd sprühten. Er sah zu uns herüber.

»Na, ihr seht ja lecker aus«, sagte er. »Wieviel Mückenöl habt ihr denn noch?«

»Einen Fingerhut voll, wenn's hoch kommt.« —

Mit diesem Vorrat begannen wir den neuen Tag.

»Wenn es gut geht«, hatte der Pater gesagt, »sind wir um 11 Uhr an der Furt.« Es ging nicht gut, und wir erreichten sie erst kurz nach Mittag. Vorher hatten wir an einer Steinplatte noch alle Nahrungsmittel und Töpfe ausgeladen.

»Wenn die Indios die Geschenksäcke holen gehen, dann darf nichts im Boot sein, was sie interessieren könnte«, war Pater Antonios Erklärung gewesen.

Wir machten ein schnelles Essen, Eier mit Büchsenfleisch und Zwieback, und dann fuhren wir 500 Meter weiter in jenen schmalen, namenlosen Igarapé hinein, in dessen kristallklarem Wasser wundersame rot-blau-goldene Fischchen schwammen.

Das Wasser war so rein und kühl, daß wir nicht widerstehen konnten. Wir rissen die Hemden herunter und tauchten hinein. Es war ein wahres Labsal für unsere gepeinigten Körper. Stundenlang hätten wir hier liegen mögen — das Wasser spülte unser ganzes Leid fort. Es war das köstlichste Bad, das ich je genommen habe. —

Dann begann der Marsch durch den Wald. Als ich mein Hängemattenbündel aufnahm, sah ich auf die Uhr: es war 12.30 Uhr. Die Spitze unserer kleinen Gruppe hielt an. Ein vielleicht fünf Meter tiefer und vier Meter breiter Graben zog sich quer über unseren Weg. Unten floß eine trübe

Brühe. Kurzer Kriegsrat. Dann entschied der Pater: »Wir müssen einen Baum fällen.«

Elisios Buschmesser sauste pfeifend durch die Luft. Ich warf meine Hängematten ab und setzte mich auf den feuchten Boden. Da war also Wasser, und man konnte es nicht trinken. Ich rief Martinho heran und fragte ihn, ob wir denn auf unserem Weg keinen sauberen Igarapé kreuzen würden. — »Doch, da vorne«, antwortete er in seinem stümperhaften Portugiesisch. Und er fügte sogar noch das Wort »bald« hinzu. »Das letzte, was stirbt, ist die Hoffnung«, sagte ich zu Thea.

»Hast du wenigstens ein paar Bonbons in der Tasche?«

»Nein, die sind alle im Gummisack.«

Krachend fiel der Baum über den Graben. Leichtfüßig war Martinho mit wenigen Sätzen auf der anderen Seite. Wir rutschten auf dem Hosenboden nach. Das war zwar weniger elegant, aber sicherer. Unnötig wollte ich meine Filme nicht taufen.

Dann schleppten wir uns weiter, wirklich — ein anderes Wort wäre eine Schmeichelei für unsere Fortbewegungsart gewesen.

Allmählich wurde das Gelände ebener. Es gab keine steilen Hänge mehr, sondern nur noch leichte Bodenwellen. Dafür wurde aber auch der Pflanzenwuchs dichter. Ein Gewirr von Lianen wand sich in tollen Schleifen auf dem Boden. Armdicke Bänder kamen aus dem Zwielicht der Baumkronen herab und verloren sich in breiten Windungen wieder nach oben. Man sah keinen Anfang und kein Ende in diesem Geschlinge, das sich heimtückisch um die Füße legte und mit winzigen Stachelhaaren an der Kleidung riß wie Kletten. Großblätterige Pflanzen, für die man in Europa ihres exotischen Aussehens wegen hohe Preise bezahlt, standen in Feldern zwischen dem verfilzten Gewirr. Orchideen der verschiedensten Gattungen klebten an den Stämmen. Einige blühten in bizarren Formen und ihre dunkelvioletten oder weiß-grün gesprenkelten Kelche sahen auf uns herab.

Über morsche Baumriesen stiegen wir vorsichtig hinweg, um ihre Bewohner nicht zu reizen. Es sind nicht nur Schlangen, die das morsche Gehäuse bevorzugen, sondern auch Skorpione und vor allem Wespen und Bienen.

Dann wurde es plötzlich sumpfig. Jeder unserer Schritte löste ein hohes, saugend-platschendes Geräusch aus. An kreisrunden, wassergefüllten Löchern, die wie verwachsene Granattrichter aussahen, schlängelten wir uns auf schmalem Steg vorbei. Langstachelige Pupunha-Palmen standen mit einer geradezu teuflischen Bosheit an den Stellen, wo man sich gerne irgendwie festgehalten hätte. Mindestens dreimal griff ich in ihren Stachelkranz, dessen abbrechende Spitzen in der Haut steckenblieben. In solchen Momenten vergaß ich sogar meinen Durst.

Um 15 Uhr kam das Nachmittagsgewitter. Ein Wind pfiff durch die

Kronen, sehnsüchtig sahen wir hinauf, aber kein Lüftchen regte sich unten am Boden des Urwalds.

Martinho schlug mit seinem Buschmesser sogleich einige Inajá-Wedel ab, steckte sie in die Erde, und fertig war die Schutzhütte.

Mit Theas Regenumhang hüllten wir die Hängematten ein. Gerade, als es losplatschte, waren wir fertig.

Verstohlen beobachtete ich Martinho. Er machte auf dem Marsch eine sichtbare Wandlung durch. Je näher er seiner Heimat kam, um so mehr verlor sich die schwache Tünche der Zivilisation. Schon längst lief er nur noch mit der Sporthose bekleidet herum. Er war der einzige, dem weder Hitze noch Weg beschwerlich wurden.

Jetzt stand er aufrecht im Regen und lächelte breit mit seinen kräftigen, gesunden Zähnen zu uns unter dem Blätterdach herab, als wolle er sagen: Ihr Wichte! Seht auf mich! Hier steht Martinho, und das alles rundum, was euch so zusetzt, ist mein Zuhause.

Ich sammelte mit dem Becher die Regenbächlein, die von den Blättern herabliefen. So bekam jeder wenigstens ein paar Schluck Wasser. Sei es nun, daß diese Beschäftigung uns so in Anspruch nahm, oder war das Rauschen des Regens der Grund — jedenfalls hatten wir das Kommen der Indios nicht bemerkt. Wie aus dem Boden gewachsen standen sie plötzlich vor uns. Erst waren es zwei, dann drei, dann fünf.

Sie hockten sich sogleich vor uns hin, als sei das Zusammentreffen mit in dieser Gegend so fremdartigen Individuen wie uns die selbstverständlichste Sache der Welt. Sie waren ziemlich schmutzig, und der herabrinnende Regen hatte Streifen auf ihre Körper gewaschen. Es tropfte von ihren Ponyfrisuren auf die Gesichter und Schultern.

Sie sahen von einem zum andern und grinsten freundlich.

Der Pater sprach halblaut auf sie ein, ebenfalls Martinho. Eine laute und ausgelassene Begrüßungszeremonie schien es bei ihnen nicht zu geben. Als ich an meiner Zigarette zog, sagte mein Gegenüber: »Iba! Iba!« Und obwohl er diese Worte mit nicht mißzuverstehender Geste begleitete, fragte ich Pater Antonio, was »Iba« heiße.

»So viel wie ›Gib mir‹«, und lächelnd fuhr er fort: »Das Wort wird euch noch im Traum verfolgen. Wartet nur, wenn wir im Dorf sind.«

Ich zog also die Zigaretten hervor und gab jedem eine. Dann ließ ich das Feuerzeug aufschnappen. Wie der Blitz waren sie drei Meter weg von uns. Das hatten sie noch nicht gesehen. Wir brüllten vor Lachen über diesen unbeabsichtigten Erfolg. Ihre verdutzten und ängstlichen Gesichter glätteten sich unter diesem Heiterkeitsausbruch rasch. Verlegen grinsend kamen sie wieder heran. Aber als ich ihnen dann zum zweitenmal Feuer geben wollte, gab es neue Schwierigkeiten. Sie hielten wohl die Zigaretten an die Flamme, ließen sie dabei aber nicht im Mund. Um nichts in der Welt waren sie zu bewegen, Kopf plus Zigarette dem Feuerzeug zu nähern.

Meine Frau machte es ihnen vor, aber vergeblich. Fünf Hände streckten sich vor, und fünf Stimmen sagten »Iba«. Sie wollten Theas brennende Zigarette haben.

»Martinho!« rief ich. »Erkläre es ihnen.« Er bekam auch eine Zigarette, sprach auf seine Stammesbrüder ein, zog sichtbar Luft durch seine gespitzten Lippen, nahm mir dann das Feuerzeug ab und zündete seine Zigarette an. Und während er genießerisch den Rauch ausstieß, hielt er es ihnen unter die Nasen. Sie zuckten zurück.

Da verlor er die Geduld, zündete selbst ihre Zigaretten an, eine nach der anderen, steckte sie ihnen zwischen die Zähne – und dann klappte es. Ziehen konnten sie selbst.

Alle fünf waren junge Männer. Ich schätzte sie auf 15 bis 20 Jahre. Nun pafften sie, als gelte es einen Rekord im Schnellrauchen zu brechen.

Um den Hals hingen ihnen kleine Paketchen aus zusammengefalteten Blättern. Ich deutete auf dasjenige meines Gegenübers und sagte »Iba«. Der Bursche begriff sofort. Er zwängte die enge Faserschlinge über den Kopf und reichte mir das Päckchen her. »Nein«, bedeutete ich ihm. Er solle es selbst öffnen. Er wickelte das Blatt auseinander und zeigte den Inhalt: Es waren zwei kleine Fische.

Die anderen machten nun auch ihre Blätterpäckchen auf. Es kamen Babaçu-Nüsse, Larven und Pupunha-Früchte zum Vorschein. Wir zeigten unsere Begeisterung wohl zu rege, denn der mit den Nüssen bot uns sogleich seine Schätze an. Höflichkeitshalber nahmen wir jeder eine und versuchten sie zu öffnen. Nun lachten die fünf über unser vergebliches Bemühen. Sie legten die Nuß auf einen Stein, ein scharfer, harter Schlag, und die dicke Schale platzte. Sie brauchten bei keiner Nuß zweimal zu schlagen. Es war beachtlich.

Ich schielte die ganze Zeit hindurch auf den Kerl mit dem Käferlarvenpaket. Wenn er doch nur wieder einpacken würde! Aber nein, er hatte nur gewartet, bis wir mit den Nüssen fertig waren. Schon bot er sie an. Ich schickte einen Hilfe heischenden Blick zu Pater Antonio. Bei aller Liebe – das ging doch zu weit!

»Ja, sie sind sehr gastfreundlich. Alles, was sie besitzen, teilen sie«, sagte er mit unverschämtem Grinsen. Er wandte sich mit ein paar Worten an den Besitzer des krabbelnden Päckchens und stand dann auf.

»Kommt, Leute, wir müssen weiter! Das Gewitter ist vorbei, auch wenn es nicht so aussieht. Aber hier im Wald hört die Tröpfelei heute nicht mehr auf.«

Die Pause hatte uns wirklich gutgetan. Ich lud einem der Indios eine von unseren Hängematten auf. Die zweite mit den Filmen behielt ich jedoch selber, obwohl sich auch für sie ein bereitwilliger Träger zur Verfügung stellte.

Wir gingen weiter. Die fünf Indios folgten am Schluß. Dann schien

ihnen jedoch unser Tempo zu langsam, sie überholten uns, und als wir am nächsten Igarapé wieder einen unfreiwilligen Halt machten, waren sie schon verschwunden.

Diesmal war es herrlich klares Wasser, dem wir begegneten. Wir tranken, obwohl nur neue Schweißausbrüche die Folge sein würden, mit vollen Zügen. Der Bach war sehr seicht, und im Vertrauen auf unsere Stiefel wateten wir hindurch.

Das gab uns den Rest. Sie waren eben doch nicht wasserdicht, und nun rieben sie unsere Füße wund. Auf glatter Straße wäre es wohl noch zu ertragen gewesen, aber hier, wo man dauernd über Wurzeln und Unebenheiten, die unter der dicken Blätterschicht verborgen waren, stolperte, wurde jeder Schritt zur Qual.

Um fünf Uhr mußte ich den Pater um eine Pause bitten. Thea hatte in ihren Stiefeln mehr Glück, aber seit der letzten Rast waren nun auch die Leistendrüsen angeschwollen, und die Beine taten ihr weh. Pater Antonio, der das Gewehr mit dem Lauf nach vorn über der Schulter trug wie eine Axt, sagte keinen Ton, als ich mit der Bitte an ihn herantrat. Die höhnische Bemerkung, mit der ich gerechnet hatte, unterblieb. Er setzte sich seitlich von uns auf eine Schlingpflanze, die wie ein Sessel federte, zog die Stiefel aus und betrachtete seine Füße. Ich fragte nicht, was er habe, und staunte nur, daß er, als wir uns wieder auf den Weg machten, barfuß weiterging. Die Stiefel hatte er Martinho übergeben, der stolz in ihnen daherspazierte.

Kurze Zeit nach dieser Pause erreichten wir den dritten Igarapé. Er war erheblich breiter, und wir wateten in seinem Wasser gut 200 Meter stromauf. Hier bot sich ein seltsames Bild. An die 20 Kinder hockten in dem Bach auf flachen Steinen und fischten. Verschüchtert drängten sie sich zusammen, als sie unsere Schar ankommen sahen. Doch als der Pater einige Worte zu ihnen gesagt hatte, kamen sie neugierig heran.

Auch sie – Mädchen wie Jungen – hatten schon die Ponyfrisur und mitten auf dem Kopf die kreisrunde, gut acht bis zehn Zentimeter messende Tonsur. Sie tasteten an unserer Kleidung herum und sagten dabei immer wieder mit künstlich tiefer Stimme »pata pata« – »pata pata«. Wir hielten uns aber nicht auf, sondern stiegen die Böschung hoch hinter Martinho her, der von oben ungeduldig rief. Er hatte sich mit den Kindern gar nicht abgegeben. Es lag wohl unter seiner Würde als »Führer« unserer Schar. Ich wandte mich noch einmal um, bevor ich im dichten Gebüsch verschwand, und sah sie unten alle eng beisammen im Wasser stehen. Sie starrten uns nach, als wäre ihnen ein Spuk begegnet.

Etwas Tröstliches hatte die Anwesenheit der Kinder schon, und ich sagte es auch zu Thea: »Jetzt kann es nicht mehr weit sein bis zum Dorf.«

Aber was nützen tröstliche Vorzeichen – auch eine noch so kurze Entfernung muß zurückgelegt werden.

Thea blieb mehrmals stehen, ließ mich herankommen und sah mich mit ergebenem Hundeblick an. Sie sagte nichts, aber ich merkte, daß sie es nicht mehr lange aushalten würde.

Und meine Füße schienen nur noch aus rohem Fleisch zu bestehen.

Der Wald wurde immer dichter, und so langsam erkannten auch wir Laien den Verlauf des Pfades, besonders, nachdem von rechts ein anderer eingemündet war. Man sah die festgetretenen Blätter auf dem Boden, ab und zu war ein Zweig geknickt oder in Brusthöhe die Rinde eines Baumes geritzt. Hier in der Nähe des Dorfes war wohl schon mehr Verkehr.

Wieder hemmte ein Wasserlauf unseren Weg. Er war mit zehn Metern fast so breit wie der obere Cauaburi. Für einen Augenblick standen wir ratlos davor.

»Daran ist das Gewitter schuld«, sagte der Pater. »Dieser Bach ist normalerweise nicht breiter als die anderen, aber die starken Regenfälle hier im Gebirge lassen sie in wenigen Stunden auf ein Mehrfaches ihres Volumens anschwellen. Wir müssen wieder einen Baum fällen.«

Und Elisio, unser treuer, schweigsamer Helfer, legte sein Bündel ab und begann ohne Murren, einen gut 20 Zentimeter dicken Stamm zu bearbeiten. Ich legte mich auf den nassen Boden und hielt meine Füße an einem Baumstamm hoch.

Während die singenden Schläge des Buschmessers gleichmäßig wie ein Uhrwerk durch die Stille klangen, wurde es plötzlich lebendig. Die Kinderschar kam an. Auch sie hatten jetzt alle ein Blätterpaketchen um den Hals. Sie blieben bei uns stehen, redeten auf uns ein und fanden kein Ende beim Betasten unserer Stiefel. Immer wieder zeigten sie bei ihren Worten auf unser Schuhwerk und dann auf ihre Füße. Wahrscheinlich wunderten sie sich sehr über die völlige Verschiedenheit zwischen ihrem und unserem Laufgestell.

»Was heißt eigentlich ›pata pata‹?« fragte ich zu Pater Antonio hin.

»Pata pata heißt ›Mann‹ oder ›Erwachsener‹«, sagte er, »und wenn sie es so tief aussprechen, drückt das Bewunderung und Hochachtung aus. Und wie geht es sonst?« fuhr er fort.

»Na ja, so leidlich. Es könnte besser sein.«

»Noch eine Viertelstunde, dann sind wir im Dorf.«

Endlich lag der Baum über dem Wasser. Es stieg immer noch, man konnte direkt sehen, wie es höher kletterte.

Die Indios halfen uns unter Lachen und Geschnatter hinüber. Unter unserem Gewicht gaben die Äste auf dem anderen Ufer nach, und wir sackten einen halben Meter ab. Das Wasser ging uns dabei bis über die Waden. Hinter dem Igarapé stieg der Weg steil an. Eilig entschwanden all unsere Helfer vor uns auf dem Pfad. Alle wollten wohl im Dorf sein, wenn wir unseren Einzug hielten.

Ich ging jetzt als erster. Wie es sich ergeben hatte, weiß ich nicht. Vielleicht trieb mich das Bewußtsein voran, kurz vor dem endgültigen Ziel zu sein. Irgendwo da oben mußte es liegen, nur noch Minuten entfernt.

15 Tage hatten wir von Tapuruquara bis hierher gebraucht. Monatelang hatten wir uns vorbereitet, um jenen Erdenwinkel zu erreichen, jenes Tüpfelchen in der endlosen Wildnis, das bisher nur ein Fremder gesehen hatte.

Wog jener Augenblick, der uns da oben erwartete, all die Mühen und Qualen der Reise auf?

Ich spürte die Stricke auf meinen Schultern nicht mehr, an denen die Hängematte wie ein Zentnergewicht hing. Ich sah nur, daß vor mir der Wald lichter wurde und durch die Baumkronen ein roter Himmel im Schein der untergehenden Sonne leuchtete . . .

GETRENNT DURCH JAHRTAUSENDE

Der Pfad machte eine Wendung. Da stand breit und wuchtig ein Mann mit Pfeil und Bogen, rote und blaue Ararafedern schmückten seine Oberarme, sein Körper war mit Urucu in breiten Streifen bemalt. Sein Gesicht war häßlich.

Ich blieb stehen und ließ den Pater vorbei.

»Ist das der Häuptling?« fragte ich flüsternd.

»Nein, sein Bruder«, sagte er und ging auf ihn zu.

Wieder die leise Begrüßung, dann schritten wir weiter.

Der Rotgestreifte blieb stehen, grinste uns an und stieß dann, als wir an ihm vorbei waren, einige schrille, spitze Schreie aus, die so furchtbar in der uns umgebenden Stille widerhallten, daß uns eine Gänsehaut über den ganzen Körper lief.

»Jetzt ist es aus!« — Der Gedanke war auch in Theas Gesichtsausdruck zu lesen, als ich mich instinktiv umwandte.

Die Stimme brach so plötzlich ab, wie sie erschallt war.

Noch ganz benommen wankten wir durch die Lücke in einer Palmblätterwand und standen dann auf einer Lichtung von Sportplatzgröße, um die sich wie Marktbuden die Hütten der Bewohner reihten.

Aber sie waren leer.

Männer, Frauen und Kinder standen dicht gedrängt im gegenüberliegenden Teil des Ovals, und hinter ihnen gleißte überwältigend schön die hohe Felsmauer in den letzten Strahlen der Abendsonne.

Es war totenstill.

Wir standen wie gebannt und sahen auf diese phantastische Szenerie, die so unwirklich war wie alles, was in diesen Stunden auf uns einströmte. Menschen des 20. Jahrhunderts standen sich gegenüber und waren doch getrennt durch Jahrtausende.

Langsam, mit schleppenden Schritten gingen wir auf die schweigend verharrenden Dorfbewohner zu. Die Stille war unheimlich.

Da begann ein Kind zu schreien, und mit einem Schlag – im wahrsten Sinne des Wortes – löste sich die Situation aus ihrer Verkrampfung. Der Schlag traf den nackten Hintern des kleinen Schreihalses, die starre Haltung der wartenden Menge geriet in Unordnung, weil sich viele umschauten, und Pater Antonio rief ihnen etwas zu, was allgemeines Gelächter auslöste.

Ein alter Mann trat vor. Die leuchtend roten Ararafedern, die auch er an den Armen trug, waren in zierlichen weißen Federbüscheln gefaßt. Um seinen Kopf schlang sich ein Affenfell, in den Ohren und in der Unterlippe steckten kleine rot-grüne Federchen – zweifellos hatte er sich gewaltig in Schale geworfen, um uns zu begrüßen. »Schulimã«, sagte er und legte dem Pater die Hände auf die Schultern. Es war die gleiche Zeremonie, die wir auch in der Hütte schon erlebt hatten.

Andächtig schweigend standen die Stammesgenossen im Halbkreis. Der Alte war der Vater des Häuptlings.

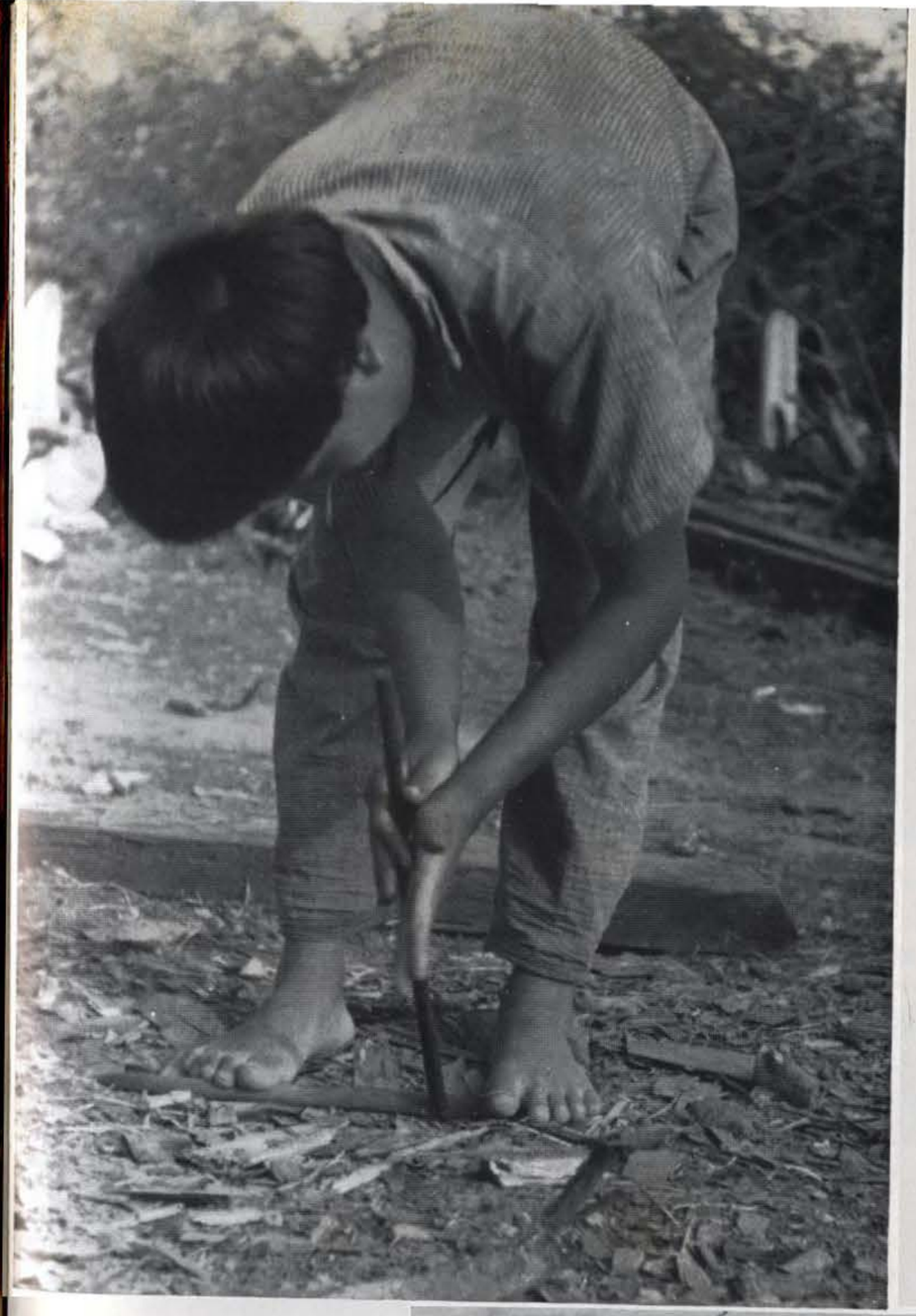
»Schulimã!« Er kam zu mir. Ich klopfte ihm ebenfalls auf die knochigen Schultern und versuchte, seinen Tonfall nachzuahmen. Anscheinend gelang es prächtig, denn wir klopften uns unter gegenseitigen »Schulimãs« so an die zehn Mal.

Was dieses »Schulimã« wörtlich bedeutet, habe ich nie herausbekommen. Auch der Pater wußte es nicht genau. Es war mehr als eine einfache Begrüßungsformel. Es war wie ein Talisman und schuf eine Aura des Wohlwollens. Wenn man es ein oder mehrere Male sagte und dabei mit unbestimmter, aber überwältigender Leutseligkeit lächelte, wurde alles in eine Wolke von Biederkeit eingehüllt. Es war ein allgemeines Vertrauensvotum.

Nun wandte sich der Alte an Thea. Wir waren gespannt auf seine Reaktion, wenn er sie als Frau erkannte. Doch es war noch nicht soweit, denn jetzt trat Joaquim auf den Plan, sein Sohn und derzeitiger Regierungschef. Er trug keinen Federschmuck, sondern ein kleines Strohhütchen, das er wohl früher schon von Pater Antonio bekommen hatte. Niemand außer ihm besaß ein solches Kleidungsstück, und der Wert, den er ihm beimaß, schien außergewöhnlich. Jedesmal, wenn wir uns in den kommenden Tagen »unterhielten«, stülpte er zuerst dieses kreisrunde Zeichen seiner Würde auf.

Nach dem Pater begrüßte er Elisio, der haargenau das gleiche Hütchen besaß und in dem er wohl ebenfalls ein großes Tier vermutete. Und in dem Augenblick, als er sich mir zuwandte, erwiderte Thea das »Schulimã« des Alten.

Eine plötzlich hochzischende Rakete hätte keinen größeren Tumult hervorrufen können. »Kurumi! Kurumi!« schrie der Alte und faßte meine



TAFEL 21
Eduardo bewies uns auf der zweiten Reise, daß auch die Indios vom Marauiá damit Feuer machen können.

Die Araraibo-Jagdtasche.
Inhalt: 6 Pfeilspitzen, drei Messerchen, eine Reserveschnur für den Bogen und, angebunden an der »Tasche«, das Feuerzeug.

TAFEL 22 Es war gar nicht so leicht, die Länge der Pfeile zu demonstrieren. — Auf dem Weg zur Bananenpflanzung. Die Bemalung im Gesicht ist mit Genipapo durchgeführt.

Frau immer wieder bei den Schultern. Alle Dorfbewohner hatten uns im Nu dicht umringt, und in allen Lautstärken hörte man nur das eine Wort: »Kurumi!« und immer wieder »Kurumi!« Sie betonten die letzte Silbe und zogen sie lang wie ein Gummiband. Dabei entstand ein Gedränge und Gewühle, und in wenigen Minuten, während denen ihre Überraschungsrufe immer noch die Luft erfüllten, hatten sich alle weiblichen Wesen um Thea versammelt. Die Männer aber waren aus ihrer Nähe verschwunden, genauso wie die vier Indios in der Hütte. Lediglich der Alte hielt sie noch fest. Er war wohl über jeden Zweifel erhaben und konnte sich das für Männer außergewöhnliche Verhalten leisten.

Die Frauen gingen gleich aufs Ganze. Nackt wie sie waren, zeigten sie auf ihre Lollobrigida-Busen und begannen dann ungeniert die Hintergründe von Theas Bluse zu untersuchen. Sie wollten Klarheit, frei und offen!

»Pater Antonio«, flehte sie, und man hörte den Hilferuf deutlich, denn der Lärm des Erstaunens war in schweigende Erwartung übergegangen. Und der Pater sprang wieder als Retter ein.

Er griff sich seinen Freund Joaquim, der zwar noch bei mir stand und meine Schultern hielt, ansonsten aber durchaus von den Ereignissen um Thea in Anspruch genommen war, und sprach auf ihn ein.

Nun sahen wir den Einfluß des jungen Mannes im Strohhütchen. Er schnalzte mit der Zunge, schnatterte ein paar Sätze, und der Kreis um uns öffnete sich. Joaquim nickte uns freundlich zu und bedeutete uns, ihm zu folgen. Wir traten unter das Dach der offenen Hütte, vor der sich die ganze Begrüßung abgespielt hatte, und endlich konnten wir unsere Bündel ablegen und uns hinsetzen — hinsetzen mit dem Bewußtsein, nicht wieder aufstehen und mit den wunden Füßen, den schmerzenden Beinen weiterstolpern zu müssen.

Der Kreis um uns schloß sich bald wieder, aber die erste Entdeckungswut hatte nachgelassen. Daran war aber in erster Linie die hereingebrochene Dunkelheit schuld. Auch hatten sich viele unserer Bewunderer in ihre eigenen Hütten zurückgezogen. Im weiten Rund flammten kleine Feuer auf.

Joaquim stellte uns seine Familie vor. Seine Frau, die höchstens 20 Jahre alt war, brachte uns einige Bananen und auf unsere Bitte hin auch einen Becher Wasser.

Ich bat Pater Antonio zu fragen, wo wir unsere Hängematten anbinden könnten. Jetzt kam die Reaktion auf die Strapazen des Nachmittags. Wir hatten nur noch ein Bedürfnis: auszuruhen.

Auch der Pater humpelte etwas. Ich sah es, als er aufstand, um nach Martinho zu schauen.

Joaquim hatte schon an unser Nachtlager gedacht. Zwei Männer kamen mit einem Pfahl und rammten ihn so ein, daß sich die Hängematten wohl

noch unter dem Dach der Häuptlingshütte, aber doch außerhalb des von seiner Familie beanspruchten Platzes befanden. Als wir uns beide — zum Glück vorsichtig — hineinsetzten, gab der Pfahl nach, und unter nicht endenwollendem Gelächter krabbelten wir aus dem Stoffberg heraus. Ich bin nicht sicher, ob der ganze Vorfall beabsichtigt war oder nicht; jedenfalls war beachtlich schnell eine lange Stange zur Stelle, die nicht nur eingerammt, sondern auch oben am Dachbalken festgebunden wurde.

Diesmal hielt es. Aber unsere Situation war nicht erfreulich. Die Hängematten waren trotz des Regencapes naß geworden. Unsere Stiefel bekamen wir nicht von den Füßen — der Stiefelknecht befand sich noch in einem der Geschenksäcke. Unsere Kleider waren ebenfalls völlig durchnäßt, und zum Wechseln hatten wir nichts bei uns. Das war auf Anraten des Paters unterlassen worden, weil er sagte, die Indios würden uns derart mit Urucu vollschmieren, daß unsere Klamotten hinterher höchstens noch zum Wegwerfen taugten. Demzufolge hatten wir nur unsere älteste Garnitur mit.

Ich gab Thea die beiden Regencapes und meine Jacke, dazu unsere Handtücher zum Zudecken. Es half nichts, denn auch all diese Sachen waren feucht. Sie zitterte in dem kühlen Nachtwind, der über das Hochplateau strich. Von dem Feuer, das zwischen den Hängematten der Häuptlingsfamilie brannte, bekamen wir so gut wie nichts ab.

Die Schar der Bewunderer um uns wurde immer kleiner. Sie merkten wohl, daß mit den seltsamen Besuchern an diesem Abend nicht mehr viel anzufangen war.

Thea klagte über die Schmerzen in ihren Beinen. Auch die Schwellung der Drüsen war nicht zurückgegangen. Wir trösteten uns damit, daß es nur die Folge der heutigen Überanstrengung sei. Wenn nicht . . . Weiterzudenken war wenig ratsam.

Die Nacht verlief ruhig. Ich schlief wenig, weil die Temperatur besonders in den ersten Stunden des neuen Tages beachtlich fiel. Mehrmals stand ich auf, humpelte zu dem kleinen Feuer, um mich etwas aufzuwärmen. Ich legte Holz nach, rauchte eine Zigarette und sah mir die friedlich schnarchenden Schläfer an.

Die Hängematten waren im Dreieck angebunden, und in jedem dieser Dreiecke glimmte ein Feuer. Es war ein gespenstischer Anblick, wenn ich über die weite Lichtung schaute.

Die Sterne am Firmament strahlten mit einer Kraft, die ich noch nie beobachtet hatte. Wann betrachten wir Städter auch schon den vom Glanz der Leuchtreklame verdrängten nächtlichen Himmel?

Meine Füße schienen in den Stiefeln gequollen zu sein. Ich wußte bald nicht mehr, wie ich auftreten sollte.

Unsere Ausrüstung war völlig falsch, ging es mir durch den Kopf. Unsere Khakihosen bestanden aus viel zu schwerem Stoff, der die Feuchtigkeit nicht entweichen ließ. Unsere Lederstiefel waren absolut ungeeignet,

wenn man durch Wasser mußte. Ihr Vorteil, durch den hohen Schaft vor Schlangenbissen zu schützen, wog die Nachteile nicht auf. Es gab entschieden mehr Wasser als Schlangen. Leichte Stoffschuhe mit stabiler, harter Sohle — das wäre wohl bedeutend besser. Unsere Hemden hatten mit ihrem normalen Schnitt zu viele Öffnungen, durch die das widerliche Piumzeug eindringen konnte. Sie müßten verschließbar sein wie ein Anorak.

Ich machte mir ernstlich Gedanken um unseren Rückmarsch. Denn mit den Stiefeln ging es in keiner Weise. Und barfuß? Wenn ich solche Schwarten als Fußsohlen besäße wie Martinho, dann ja. Aber so . . .

Dann legte ich mich wieder in meine feuchte Hängematte.

Wenn nur Thea nichts Ernstliches zugestoßen war. Die Drüsenschwellungen an Beinen und Armen waren bedenklich. Pater Antonio mußte ihr morgen eine Penicillininjektion geben. — — —

Der Morgen kam rotgolden über den Urwald gezogen. Unsere Indios waren Frühaufsteher. Im ersten grauen Schimmer hatten bereits drei das Dorf verlassen, um die Geschenksäcke zu holen. Die übrigen schienen dienstfrei zu sein, denn ich sah sonst niemand mehr weggehen. Später erklärte uns der Pater den Grund. Es war eine Ehrenbezeigung für uns, daß an diesem Tag, dem ersten unserer Anwesenheit, alles im Dorf blieb. Gewiß ein sehr schöner Brauch, der sich aber für uns wenig vorteilhaft auswirkte, denn es dauerte nicht lange, und alle männlichen Bewohner sammelten sich bei mir, und alle weiblichen bei meiner Frau.

Es war an der Zeit, daß wir — gewissermaßen als Lebewesen von einem anderen Stern — unsere Besonderheiten hervorkramten. Und deren gab es eine ganze Menge, wie sich bald herausstellte. Unsere übrigen drei Reisegenossen entlasteten uns zum Glück einigermaßen. So ergab sich etwa folgende Verteilung der Rollen: Der Pater hatte als alter Bekannter seine speziellen Freunde, deren Kreis sich durch den ständig in seiner Nähe weilenden Elisio vergrößerte. Wenn Thea und auch ich als d i e Sensation empfunden wurden, so galt Martinho ohne Zweifel als Held des Stammes. Er berichtete einer ständig wechselnden Zuhörerschaft von Tapuruquara, von den seltsamen Dingen, die er dort erblickt hatte.

Anscheinend berichtete er sehr ausführlich, denn jeden Tag, den wir im Dorf verbrachten, sah ich ihn in irgendeiner Hütte, umgeben von zahlreichen Personen, die mit offenen Mündern von den Wundern dort in der Ferne Kenntnis nahmen. Ich stellte mir vor, wie ihr Erstaunen wohl aussähe, wenn man ihnen von der richtigen Zivilisation erzählte. Aber wahrscheinlich würden sie diese Berichte als maßlose Aufschneiderei geringschätzig abtun.

Trotz dieser Hilfe hatten wir beide das größere Publikum, denn bei uns gab es das, was der Brasilianer als »das Tier mit den vier Köpfen« bezeichnet. Bei uns geschahen Wunder. Jeder Zauberkünstler hätte uns um solch dankbare Zuschauer beneidet.

Da wir nicht mit Tricks arbeiteten, konnten wir ohne Befürchtung unsere Vorstellungen dauernd wiederholen. Der Erfolg war und blieb durchschlagend.

Das größte Wunder war die Armbanduhr. Ich hielt einem der Kerle mein Handgelenk ans Ohr. Er lauschte, sah mich dann mit großen Augen an, sagte »Tschicke, tschicke« und horchte erneut.

»Tschicke, tschicke« wandte er sich an die Umstehenden und deutete auf meine Uhr.

Und dann riß die Kette nicht mehr ab. Sie standen Schlange, um das Ticken zu hören. Einige ganz Schlaue probierten an beiden Ohren, und jeder stammelte fassungslos mit leiser Stimme: »Tschicke, tschicke.«

Die Sonne stieg höher, und so allmählich trocknete unser Hab und Gut. Die eifrigen Zuschauer hatten inzwischen unsere Hemd- und Hosentaschen entdeckt. Flinke Hände zogen alles daraus hervor, und das unweigerlich folgende Wort war »Iba«. Ein Glück, daß ihr vollständiges Adamskostüm keine Möglichkeit bot, etwas verschwinden zu lassen. — So dachte ich zunächst. Dann stellte ich aber mit einer gewissen Bewunderung fest, daß sie nicht zu stehlen versuchten. Sie fragten immer »Iba«, und wenn wir ablehnten, gaben sie anstandslos den Gegenstand zurück, den sie gerade erwischt hatten. — Was allerdings nicht bedeutete, daß damit für sie das Thema abgeschlossen war. Im Gegenteil. Hatte ich zum Beispiel meine Zigaretten soeben mit Mühe und Not wieder in irgendeiner Tasche verstaut, so dauerte es nur Minuten, bis genau dieselbe Hand dasselbe Päckchen wieder hervorzog und im gleichen Tonfall sagte: »Iba«.

So ging es mit allem. Raus aus der Tasche, »Iba«, verneinende Geste, rein in die Tasche — und zwischendurch knuffte mich einer gegen den Arm, weil er »Tschicke, tschicke« hören wollte. Und das 14 Stunden am Tag . . .

Das zweite Wunder, das Feuerzeug, übte zunächst genau wie im Wald seine erschreckende Wirkung aus. Dann verlor sich die Furcht jedoch und glücklicherweise, bevor es seine Seele aushauchte — das Benzin war alle.

Diese kleine Panne überbrückte das dritte Wunder spielend. Es war mein Bandmaß, einer jener kleinen Stahlstreifen, die in ihre Büchse zurückschnurren, wenn man auf einen Knopf drückt.

Ich hatte mich in die Hängematte zurückgelegt, hielt die Büchse mit den Händen umschlossen und schob das Maß langsam mit dem Daumen in die Höhe.

Atemlos standen die Zuschauer — sogar die »Tschicke, tschicke«-Hörer waren abgelenkt —, und alle schauten auf den Metallstreifen, der langsam, ganz langsam auf zwei Meter hinaufkletterte.

Der alten Weisheit aller Zauberer entsprechend, immer dorthin zu gukken, wo nichts passiert, sah auch ich oben auf das schwankende Ende. Dann drückte ich auf den Knopf. »Schrupp«, machte die Feder, und alles war wieder in meinen Händen verschwunden.

Für Sekunden waren die Leutchen perplex. Dann schnalzten sie eifrig mit den Zungen, und ein langgezogenes »Huuuuu« ging durch den Kreis als Zeichen lebhaften Beifalls.

Ich öffnete die Hände und zeigte die kleine Metallbüchse.

»Iba«, erscholl es im Chor, und gierige Finger reckten sich von allen Seiten. Ich winkte ab. »Noch mal«, bedeutete ich ihnen, und schon begann die Metallspitze wieder zu wachsen . . . Und wieder sahen alle nach oben und niemand auf meine Hände.

Als das Maß ganz ausgezogen war, nahm ich die Hand des Nächstsitzenden vom Rand meiner Hängematte, legte sie um die Büchse und quetschte sie zusammen, damit die Feder ausgelöst wurde.

Mit einem Schrei sprang er in die Luft, riß seine Hand aus der meinen und verschwand wie der Blitz im Hintergrund. Wir hielten uns den Bauch vor Lachen, in das auch die Indios einstimmten.

Über all dem herrlichen Zeitvertreib mit diesen naiven Wesen hatten wir ganz vergessen, daß wir an diesem Morgen noch nüchtern waren. Dabei ging es schon auf 10 Uhr. Ich rief dem Pater zu, der etwa vier Hängemattenlängen entfernt saß, wann der Kaffee käme?

Er lächelte und sagte dann etwas zu der Häuptlingsfrau. Sie stand auf und brachte uns vier heiße Bananen. Es waren unverschämt große Exemplare einer Art, die man in Rio »Erdbananen« nennt und die eigentlich nur in Fett gebraten schmecken.

Aber was wollten wir machen? Was anderes hatten die Leute selbst nicht. Keiner war auf die Jagd gegangen — alle gaben uns die Ehre ihrer Anwesenheit. Und Bananen ist letzten Endes ihre Hauptnahrung, wie wir schon von dem Pater wußten.

Plötzlich — wir waren noch mit dem Frühstück beschäftigt, das wir der Temperatur wegen dauernd von einer Hand in die andere gleiten ließen — entstand eine Bewegung unter dem Volk der Araraibos. Sie standen auf, sahen zum Eingang hin, durch den jetzt die Männer mit den Geschenksäcken kamen.

Wir waren sprachlos. Fast sechs Stunden hatten wir für den einfachen Weg benötigt, und die drei Kerle hatten ihn hin und zurück in etwas mehr als fünf Stunden bewältigt — dazu noch beladen mit den schweren Säcken, die sie wie Lasttiere mit einem Bastgurt um die Stirn trugen und die gut ihre 30 Kilo wogen.

Dieses Vorkommnis gab uns einen guten Einblick in die körperliche Verfassung und Leistungsfähigkeit dieser Waldbewohner.

Wir gruben sofort den Stiefelknecht aus, um endlich die Füße aus ihrem Gefängnis zu befreien. Ihr Anblick war wenig erfreulich. Die Indios saßen nun alle mit lebhaftem Zungenschnalzen und eifrig diskutierend bei den Säcken, und wir benützten diese Gelegenheit, um zu dem Pater und der Apotheke zu gehen. Und da sahen wir, was mit *seinen* Füßen los war. Ein

grauer Ausschlag bedeckte den ganzen vorderen Teil. Dazu waren sie unnatürlich angeschwollen.

»Na, wie gehts?« fragte er. »Zufrieden mit dem Vorgefundenen? Oder enttäuscht von dem großen Volk der Araraibos?«

Aber es war nicht die Zeit, dumme Witze zu machen oder große philosophische Betrachtungen anzustellen.

Wir hatten unser Ziel erreicht — aber um welchen Preis!

Pater Antonios Füße saßen voller Schimmelpilze. Theas Lymphdrüsen wehrten sich vergeblich gegen das Gift der Piums. Sie hatte Schmerzen in den geschwollenen Armen und Beinen und fühlte sich elend. Ich war relativ noch am besten dran. Zwar waren meine Füße zerschunden, beide Fersen hatten große Teile ihrer Haut eingebüßt — aber diese Abschürfungen waren unkompliziert. Bei sachgemäßer Behandlung bildeten sie in wenigen Tagen Krusten und heilten ab.

Aber eines war uns allen klar, als wir vor der Hängematte des Paters standen: Es mußte etwas geschehen. Von uns dreien war niemand mehr in der Lage, in absehbarer Zeit den Rückmarsch anzutreten.

Pater Antonio öffnete seine Apotheke. »Fieber messen«, sagte er zu Thea.

Ich schmierte Chrom-Quecksilber-Lösung auf meine Füße, so daß sie in schönerem Rot leuchteten als die mit Urucu bemalten Indios, klebte Pflaster kreuz und quer und ging barfuß.

Solange ich im Dorf blieb, brachte das keinerlei Nachteile für meine Bewegungsfreiheit, weil der Platz und auch die Hütten einen einigermaßen glatten, gestampften Boden hatten.

»38,8«, sagte Thea und gab das Thermometer zurück. Sie war dem Heulen nahe. Wir beruhigten sie, so gut es ging, und als sie wieder in ihrer Hängematte lag, gab der Pater ihr die erste Dosis Penicillin. »Bleiben Sie um alles in der Welt liegen«, sagte er. »Das kriegen wir wieder schneller hin als meine Füße.«

Dann erzählte er, daß er diesen Schimmelpilz schon einmal gehabt habe. Glücklicherweise befand sich das Gegenmittel in der Apotheke. Es war eine farblose Flüssigkeit, die er mit einem Wattebausch auftrug. Er machte das in Etappen, und die Tränen standen ihm dabei in den Augen. Es mußte brennen wie die Hölle. Er legte sich zurück in die Hängematte und rührte sich nicht mehr. Das Lazarett Nummer zwei war eröffnet, und die einzigen, denen das alles nichts ausgemacht hatte — trotz völlig gleicher Bedingungen —, waren Elisio und Martinho, die sich bei den Geschenksäcken aufhielten und sie wie ihren Augapfel hüteten. Denn die drum herumsitzenden Indios betasteten sie dauernd, und wenn einer etwas fühlte, was er zu erkennen glaubte, stieß er mit freudiger Stimme ein paar Worte aus. Sofort machten sich auch andere Hände an dieser Stelle des Sackes zu schaffen.

Es war ungemein interessant, ihnen dabei zuzusehen. Sie entwickelten die Betasterei zum Gesellschaftsspiel. Jedesmal, wenn etwa 30 Teilnehmer ihre Meinung zu dem gefühlten Gegenstand geäußert hatten, wandten sie sich an Martinho, um zu hören, was er zu ihrer Raterei meinte. Der fühlte sich natürlich wie der liebe Gott persönlich und gab entsprechend Bescheid. Fiel er abschlägig aus, verstummte der Kreis für Minuten — hatten sie aber richtig getippt, dann schnalzten sie mit den Zungen, daß es knallte.

Vielleicht erhöhte Martinho auch zusätzlich den Effekt — ich weiß es nicht, denn ich mußte mich ja damit begnügen, aus ihren Gesten zu schließen.

Der Pater rief mich zu sich. Seine Füße sahen jetzt rot aus, wie geätzt. Er setzte sich auf und warf einen Blick hinüber zu den palavernden Indios, in deren Mitte sich — unsichtbar für uns — die Säcke befanden.

»Sie erwarten natürlich, daß wir jetzt Weihnachtsmann spielen. Sie erwarten es um so mehr, als ich ihnen immer sofort beim Eintreffen die Geschenke gab. — Aber diesmal dürfen wir es nicht. Wir müssen bis zum letzten Tag unserer Anwesenheit noch was zum Verteilen haben, wenn wir unser persönliches Besitztum retten wollen. Wir müssen außerdem so tun, als seien wir nur müde oder so etwas, aber nicht krank. Krank bedeutet für sie schon dreiviertel tot — und außerdem wäre es unserem Prestige abträglich. Bedenken Sie, wofür uns diese Menschen halten! Doch zumindest für übernatürliche Wesen. Wir können Launen zeigen, aber keine Krankheit. Das gilt besonders für Dona Thea. Sie ist — unter uns gesagt — am übelsten dran.

Wir wollen heute nur die Medaillen verteilen — oder besser: Geben Sie sie dem Häuptling. Der macht das viel besser als wir, zumal wir nicht jedem gleich viele geben können. Von mir erhält er dann später einige Kämme und Spiegel. So werden wir es jeden Tag machen. — Ich finde schon eine Erklärung, mit der er zufrieden ist.«

»Und wie ist es mit dem Photographieren und Filmen? Kann ich das so ohne weiteres?«

Wir lösten auch dieses Problem.

Ich holte meine Kamera aus der Hängematte, öffnete die Tasche und stellte mich vor den Pater.

Neugierige Augen sahen zu uns hin. Ich knipste, und Pater Antonio lachte laut, um noch mehr Aufmerksamkeit zu erregen. Dann stand er auf, ich setzte mich in die Hängematte, und er knipste mich. Diesmal begleitete i c h den Vorgang mit lautem Lachen.

Es klappte wunderbar. Schon standen die Begutachter der Gummisäcke um uns herum. Aber wir ließen uns nicht stören. Wieder wechselten wir die Rollen. Ich winkte den Häuptling heran und bedeutete ihm, durch die Mattscheibe der Rolleiflex zu sehen.

»Huuuuu!« sagte er, »Antonio!« und schnalzte mit der Zunge.

Darauf wollten alle einen Blick in den schwarzen Kasten werfen. Es war wie beim »Tschicke, tschicke«.

Ich schwenkte langsam die Kamera, und nun sahen sie die Stammesbrüder, die Frauen, die Kinder, die Hütten und Hängematten. Sie schrien vor Freude und riefen die Namen der vor dem Objektiv auftauchenden Gestalten. Sie waren begeistert und ohne Furcht.

Das »Photographiert-Werden«, das bei so vielen Indios auf schärfste Ablehnung stößt, störte sie nicht.

Sie wußten ja auch nicht, was in dem schwarzen Kasten vorging, sie hatten ja nie eine Photographie gesehen und benahmen sich demzufolge völlig ungezwungen und natürlich.

So jedenfalls war es in den ersten Tagen. Ungehindert ging ich von Hütte zu Hütte, photographierte und filmte alles, was ich dort zu sehen bekam . . . Und das war phantastisch genug, um die Mühen der Reise mehr als aufzuwiegen.

Nach Ablauf des Feiertages, den man anläßlich unserer Ankunft eingeschaltet hatte, ging das normale Dorfleben weiter. Zwar hatten wir an den Hängematten ständig Besuch — jeder, der sich frei machen konnte, saß bei Thea, dem Pater oder mir —, aber die Besucher blieben jeweils nur kurze Zeit, um dann wieder ihren Beschäftigungen nachzugehen.

Ich stellte fest, daß sie keine Gemeinschaftsarbeit verrichteten. Auf der in der Nähe liegenden Bananenpflanzung, die an sich eine Einheit bildete, hatte jede Familie ihre eigenen Stauden — auch die des Häuplings. Er genoß im Alltag keine Vorrechte und schleppte seine schweren Bananenlasten wie jeder andere Stammesangehörige ins Dorf.

Mit Sonnenaufgang war alles auf den Beinen. Die Männer begaben sich einzeln und in Gruppen auf die Jagd. Von ihren Hütten steuerten sie nicht direkt auf den Ausgang zu, sondern schritten, Pfeil und Bogen schwingend, in großem Kreis über den Dorfplatz. Dabei sahen sie weder nach rechts noch nach links, und ihre übertriebene Körperhaltung verriet den Sinn dieser Vorstellung:

»Seht mich an«, sollte das etwa heißen, »wie ich auf die Jagd gehe! Staunen werdet ihr über die Beute, die ich heute heimbringe!«

Daß dieses Pathos nicht immer ernst genommen wurde, bezeugte das Gelächter, das aus einigen Hütten erscholl, wenn man dem gerade vorbeikommenden Genossen wohl nicht allzuviel zutraute.

Sie gingen alle mit der gleichen Ausrüstung weg: drei Pfeilen, dem Bogen und einem kurzen Bambusrohr auf dem Rücken, das mittels einer Schnur um den Hals hing.

Dieses Bambusrohr war wohl die interessanteste Jagdtasche, die ich je gesehen habe. Es enthielt drei Reserve-Pfeilspitzen — davon zwei vergiftete —, einige »Messer«, auf die ich später noch eingehen werde, eine zweite Bogensehne und das Feuerzeug.

Dieses Feuerzeug ist es wert, daß man sich näher damit beschäftigt.

Es besteht aus einem flachen, schwertförmigen Brettchen von etwa 40 Zentimeter Länge und 4 Zentimeter Breite und einem runden, fingerdicken Stab, der einen halben Meter mißt. Beides ist aus dem kunstvoll geglätteten Holz des Kakaobaumes angefertigt.

Die Inbetriebnahme dieser Utensilien setzt an sich schon großes Geschick voraus — ganz zu schweigen von dem Erfolg, vor den die Urwaldgötter den Schweiß gesetzt haben.

Erst wenn man selbst einmal mit einem solchen Gerät ein Feuer zum Auflodern gebracht hat, weiß man den Wert der so gering geachteten Zündhölzer zu schätzen, bei denen wir immer nur den Preis zu hoch finden. Glaubt mir, Leute, man sollte dem Erfinder ein Denkmal setzen und den ewig meckernden Zeitgenossen den Gebrauch eines Araraibofeuerzeugs zur Pflicht machen. Nach wenigen Tagen schon würden sie Goldstücke bieten für jedes einzelne Streichhölzchen. Nehmt die Gebrauchsanweisung zur Kenntnis, und ihr werdet mir beipflichten.

Also: Legen Sie bitte das flache Holzstück auf den Boden, und hocken Sie sich so davor, daß Sie die beiden Enden mit den Fußspitzen festhalten können.

Dann nehmen Sie den Stab, setzen Sie ihn mit der halbrund geschliffenen Spitze mitten auf das Brettchen und beginnen Sie mit beiden Händen zu quirlen. Da Sie Druck ausüben müssen, rutschen die Hände dabei nach unten. Sind sie dort angekommen, fangen Sie oben wieder an. Nach drei Minuten etwa verspüren Sie bereits einen brenzligen Geruch, nach vier Minuten beobachten Sie den ersten dünnen Rauchfaden.

Jetzt sind Sie dicht vor dem Erfolg — wenn Sie nur durchhalten! Aber Sie haben wahrscheinlich schon bei der dritten Minute den Krampf in den Beinen — und damit ist das bisher Geleistete wieder null und nichtig. Sie müssen von vorne beginnen.

Sollten Sie das Feuer zur Bereitung Ihres Mittagessens benötigen, so wette ich 100:1, daß Sie an diesem Tage kalt speisen werden. Denn, wenn Sie wirklich die Ausdauer besitzen, bis zum glimmenden Ende durchzuhalten, dann gibt es höchstens noch eine warme Abendmahlzeit.

Bei den Indios aber klappt es auf Anhieb, wie wir des öfteren beobachteten. Der drehende Stab bildet im Brettchen eine kleine Vertiefung, in der sich das zerpulverte Holz zu entzünden beginnt. Dann werden winzige Spänchen daraufgelegt, und unter vorsichtigem Blasen entsteht ein Flämmchen — und damit das Feuer.

Dauer bei geübten Leuten: vier bis fünf Minuten.

Auf den Handelswert einer Schachtel Zündhölzer brauche ich nun wohl nicht mehr näher einzugehen. — —

Die »Messer« in der Bambusröhre sind eigentlich »Schaber«, denn ihre »Schneide« bildet der Zahn eines Nagetiers, der halbrund aus dem Kakaostäbchen — seinem Handgriff — herausragt.

Man benutzt es wie ein Stecheisen. Die abgezogenen Späne sind zwei Millimeter breit und selten länger als drei Zentimeter.

Mit diesem Werkzeug fertigt der Indio aus dem eisenharten, dunklen Brasilholz seinen zwei Meter langen Bogen. In wochenlanger Arbeit schnipselt er mühselig das armdicke Holzstück auf etwas mehr als Daumenstärke herunter und glättet es nachher mit den trockenen Blättern verschiedener Schmarotzerpflanzen, deren rauhe Unterseite in diesem Stadium ein tadelloses Schleifpapier abgibt.

Dieser zeitraubende Herstellungsprozeß ist der Grund, warum es nicht leicht ist, einen Bogen von ihnen zu erhalten.

Das Tauschobjekt wird lange geprüft und begutachtet, bevor sich der Besitzer entschließt. Bunte Perlen — obwohl sehr begehrt — brachten uns nicht zum Ziel. Nur unsere Messer, ganz gleich ob groß oder klein, wurden als gleichwertig anerkannt.

Pfeile dagegen brachten sie bündelweise — allerdings auch erst später beim Abschied.

Und was für Prachtpfeile!

Kein brasilianischer Indianerstamm besitzt so lange und ebenmäßige Geschosse. Ein guter Waldgeist muß sie geleitet haben, als sie die ersten Pfeilrohrpflanzen, die inzwischen von ihnen planmäßig angebaut werden, im Dschungel entdeckten.

Es handelt sich um ein Schilfrohr, das völlig gleichmäßig rund ist und ohne Knoten zwischen 2,20 und 2,50 Meter hoch wird. Sein Durchmesser beträgt eineinhalb Zentimeter.

Die ganze Länge nutzen sie für ihre Pfeile aus. Um das obere und untere Ende wird nach Entfernung von etwa 5 Zentimetern des weißen, weichen Marks ein Baumwollfaden gewickelt, den man zu den Enden hin immer fester anzieht, um sie so zu verjüngen. Nach etwa zwei Tagen, in denen das Rohr trocknet, hat sich die Verformung fixiert. Dann wird die Spitze eingesetzt.

Sie benützen drei Typen, die sich nach ihrem Verwendungszweck unterscheiden.

Für große Tiere wie Capivaras, Wildschweine und Tapire gebrauchen sie lanzenförmige, flache Spitzen aus gespaltenem Bambus. Sie sind haarscharf an den Rändern geschliffen und auf beiden Seiten mit Urucu bemalt. In seltenen Fällen sahen wir Zeichnungen in Schlangenlinien. Meistens waren die Flächen gleichmäßig rot.

Für Fische, Vögel und andere kleine Tiere wird eine dünne Spitze genommen, an der mittels Baumwollfaden sehr sorgfältig ein aus Knochensplittern bestehender Widerhaken angebunden ist. Die Windungen des

Fadens liegen absolut gleichmäßig nebeneinander und sind zum Schutz gegen Witterungseinflüsse mit einem schwarzen Baumharz überstrichen.

Der letzte Typ endlich dient zur Jagd von Tieren, deren sofortiger Tod Voraussetzung zum Erlangen der Beute ist. Das sind Faultiere und Affen. Wenn sich ihre Glieder und Greifschwänze nämlich im Tode verkrampfen, fallen sie nicht mehr herunter und bleiben oft unerreichbar für den Jäger in den Bäumen hängen.

Deshalb werden sie mit vergifteten Pfeilen erlegt, die das Nervensystem in Sekundenschnelle paralysieren.

Auch diese Pfeilspitzen sind dünn und fein, haben aber keinen Widerhaken. In Abständen von drei Zentimetern sind sie rundum eingekerbt, so daß sie mit Leichtigkeit im Tierkörper abbrechen.

Wie schwarzer Lack glänzt die aufgetrocknete Giftmasse, die den oberen Teil der Spitze bedeckt.

Über die Herstellung und die Art des Giftes konnten wir keine Auskunft erlangen. Zweifellos handelt es sich um Curare, jenes lange Zeit hindurch mit so vielen Geheimnissen umwitterte Gift der südamerikanischen Waldindianer.

Heute kennt man seinen aus Strychnos-Pflanzen extrahierten Wirkstoff und stellt es in chemisch reiner Form in den Laboratorien her. Als wirksames Anästhetikum hat es sich die moderne Medizin längst zunutze gemacht.

Mit großer Mühe gelang es Pater Antonio, den Häuptling dazu zu bewegen, uns seinen Vorrat zu zeigen. Er befand sich in einer kleinen, etwa pfirsichgroßen Fruchtschale, war dunkelbraun bis schwarz und dickflüssig wie warmes Pech. Aber der Indio gab das Gefäß nicht aus der Hand. Wir versuchten mit vereinten Kräften zu handeln — es war alles vergeblich. Er redete sich damit heraus, daß man jetzt zu dieser Jahreszeit kein neues Curare machen könne, daß der Vorrat gering sei und so weiter.

Wir versuchten es auch in anderen Hütten, wo wir die kleinen Fruchtschalen von der Decke baumeln sahen, aber dort gestattete man uns nicht einmal, einen Blick hineinzuwerfen. Mit einem leise gemurmelten »Broké« wurde höflich, aber unerbittlich abgelehnt.

Sie sprachen überhaupt sehr leise — unsere neuen Nachbarn. Sie sprachen sogar mitunter so leise, daß ich mich wunderte, wie der Gegenüber es überhaupt verstand. Möglicherweise sind ihre vom Zivilisationslärm nicht malträtierten Gehörnerven noch empfindlicher als die unsrigen — und sie hören somit besser.

Einmal allerdings gab es ein barbarisches Gebrüll. Die Bewohner von zwei benachbarten Hütten hatten Meinungsverschiedenheiten und machten keinen Versuch, sie zu verbergen. Sie gingen sogar mit den Holzscheiten aufeinander los, die eigentlich zur Feuerung bestimmt waren. Der offene Kampf, der in Minutenschnelle entstanden war, endete erst, nach-

dem einer der Hauptschreihälse mit blutigem Kopf in seine Hängematte geschleift worden war.

Es wunderte mich, daß lediglich wir »Ortsfremden« von dem Vorgang Notiz nahmen. Nicht einmal der Häuptling unterbrach seine Tätigkeit, die darin bestand, mit dem rechten Fuß seine Hängematte in schaukelnder Bewegung zu halten.

Er tat, als gehe ihn das gar nichts an, und lieferte damit einen weiteren Beweis für seine weise Staatskunst: Er mischte sich nicht in die persönlichen Angelegenheiten seiner Untertanen!

Wie viele Regierungen unserer Alten Welt könnten sich da ein Beispiel nehmen.

Pater Antonio war mit mir hinübergegangen, und wir betrachteten den hingestreckten Recken. Seine Kopfhaut war geplatzt und blutete ganz schön. Wir holten die Flasche mit der Chrom-Quecksilber-Lösung und bemalten ihm die ausrasierte Glatze. Dabei kam er wieder zu sich. Seine Frau hielt auf dem Boden ausgebreitete Blätter bereit, die sie alsdann auf seinen Schädel band.

Damit war der Vorfall beendet.

Den Frauen oblag neben der »Hausarbeit« auch die Pflege der Bananenpflanzung. Teilweise verließen sie nach den Männern das Dorf, einen großen Korb auf dem Rücken, den sie mit einem breiten, um die Stirn gelegten Bastband trugen. Die vorhandenen Säuglinge und Kleinkinder begleiteten die Mütter rittlings auf der Hüfte sitzend oder in dem noch leeren Korb.

Die Familienverhältnisse waren jedoch so verworren, daß es uns nicht gelang, festzustellen, wer zu wem gehörte.

Wenn ich so von Hütte zu Hütte ging, um ihre Beschäftigungen mit der Kamera festzuhalten, versuchte ich vergeblich, die verheirateten Frauen von den ledigen zu unterscheiden. Bei den Männern war es einfacher. Die Verheirateten trugen alle einen Gürtel aus Baumwollfäden. Es war das Hochzeitsgeschenk der Gattin, den sie dann selbst mit Urucu oder Genipapo verzierten.

Aber bei den Frauen gab es keine Kennzeichnung. Selbst die Kinder, die sie herumschleppten, waren kein Beweis, denn ein kleines Mädchen, das mir durch ein Armband aus Affenfell auffiel, sah ich innerhalb eines Tages auf den Armen von vier verschiedenen Frauen. Außerdem war unter den im Dorf verbliebenen weiblichen Wesen ein ständiges Hin und Her von einer Hütte zur anderen. Die Dame, die ich vor einer halben Stunde wegen ihres rot-weiß gestreiften Bauches auf der linken Dorfseite gefilmt hatte, als sie gerade Tabak rollte, saß nun in einer Hängematte der Hütte genau gegenüber und säugte ein Kind.

Es war einfach unentwirrbar!

Die Hausarbeit war mannigfaltig. Sie schleppten Holz aus dem Wald herbei, rösteten Bananen in der heißen Asche, flochten an kleinen halbrunden Gebinden, lausten die Kinder, spannen Baumwolle zu Fäden, präparierten Tabak und widmeten sich ausgiebig ihrer Verschönerung. In Büscheln hingen in jeder Hütte die Urucukapseln, mit deren roten, fettigen Samen sie handbreite Streifen auf Oberschenkel und Bauch malten. Mit Genipaposaft tupften sie sich gegenseitig Ornamente auf Stirn und Wangen, sie banden kleine Federchen zu hübschen Büscheln zusammen, die als Ohrschmuck dienten und deren Farbzusammenstellung der augenblicklichen Moderichtung entsprach. Im wesentlichen benützten sie die grün-rot-gelben Brustfedern der roten Araras, die — mit einem entsprechenden Verschluß versehen — in einem extravaganten Modegeschäft angeboten, ohne Zweifel auch bei uns einen reißenden Absatz finden würden.

Auch das »Haare-Schneiden« gehörte zu ihrem Aufgabenkreis. Da sie alle, Männer wie Frauen, die gleiche Ponyfrisur mit ausrasierter Glatze hatten, lag besonders Thea mit ihrer langen Mähne im Mittelpunkt ihres Interesses. Zu gerne hätten sie den wallenden Vorhang fallen sehen, und je länger unser Aufenthalt im Dorf dauerte, um so häufiger und energischer wurden ihre diesbezüglichen Gesten.

In dem zwei Meter breiten Streifen zwischen den Hütten und dem Palmwedelzaun, der das ganze Dorf umschloß, standen eine Menge Grasbüschel mit saftigen, gut 50 Zentimeter langen Halmen. Sie fielen mir erst auf, als ich näher mit dem Haarschneideprozeß vertraut wurde. Denn mit ihnen wurde er durchgeführt. Die Frauen zogen einen feinen Streifen an der Halmkante ab, klemmten ihn dann zwischen drei Finger, so daß ein kleiner Bogen über stand — und fertig war das Schneidewerkzeug.

Ich begnügte mich nicht damit zuzusehen, sondern probierte das improvisierte Messer selbst an meinem Arm aus. Das Gras entfernte die Haare glatt wie eine Rasierklinge.

In kleinen, kurzen Bewegungen schabten sie sich gegenseitig über die Köpfe, und zurück blieb die blanke, allerdings schmutzige Kopfhaut.

Von Sauberkeit schienen sie überhaupt nicht allzuviel zu halten. Allein die Tatsache, daß der nächste Igarapé von dem hoch auf einer Kuppe liegenden Dorf zehn Minuten entfernt war, sprach für sich. Kamen sie auf ihren Streifzügen durch den Wald an einen Wasserlauf, so tauchten sie hinein — aber mehr um sich abzukühlen als zur Säuberung des Körpers.

Sie sahen uns neugierig zu, wenn wir uns mit Seife einschäumten. Unweigerlich folgte das »Iba«, und von allen Seiten streckten sich die Hände.

Wir gaben ihnen ein Stück Seife mit dem Erfolg, daß sie schreiend herumstapften und wie blind in die Gegend griffen. Wahrscheinlich hatten sie die Augen offen gelassen, als sie damit über das Gesicht wischten.

Daraufhin wuschen sie sich nur noch die Hände. Der dicke Schaum

erfreute sie ungemein. Sie wuschen und wuschen, die Flocken platschten breit auf den Boden und ins Wasser — bis die Seife alle war.

»Iba« kamen sie an und wollten mehr — aber sauberer waren sie nicht geworden.

Auch das war ein Faktor, der sie von anderen Indianerstämmen Amazoniens unterscheidet. Alle Flußindianer — ohne Ausnahme — sind sehr reinlich. Zu allen Tageszeiten sieht man sie baden, und sogar das Wasserholen wird dazu ausgenutzt.

Das Gefäß auf dem Kopf balancierend, schreiten sie in klassischer Haltung in den Strom, tauchten unter und kommen dann mit dem auf diese Weise gefüllten Topf wieder an Land, ohne ihn nur bewegt zu haben. Unsere neuen Freunde dachten — wie schon gesagt — in diesem Punkte anders. Für sie war Wasser in erster Linie Getränk. Wahrscheinlich hatten sie auch resignierend festgestellt, daß der aus Staub, Urucu und Schweiß gebildete Dreck auf ihren Körpern durch diese Flüssigkeit allein nicht zu verdrängen war. — Also schmierte man immer wieder darüber, was jedoch nicht heißen soll, daß sie keinen Versuch einer Reinigung machten, im Gegenteil, wie das nachfolgende Beispiel beweist.

Da war allen anderen voran das kleine Mädchen, das ständig an Theas Hängematte geklammert stand. Als meine Frau nach einer Bananenmahlzeit ihr Taschentuch herauszog und sich über den Mund wischte, sah die Kleine aufmerksam zu. Kurze Zeit später bettelte sie sich eine Banane bei mir, aß sie vor Theas Augen und griff, nachdem der letzte Rest in dem total verschmierten Mäulchen verschwunden war, wie selbstverständlich in Theas Tasche, holte das Tuch hervor und wischte sich ebenfalls damit das Gesicht ab. Sie fand sogar Nachahmer. Nach drei Tagen kamen schon 20 bis 30 Personen bei Thea vorbei, holten ihr ohne Umstände das Taschentuch aus der Bluse und steckten es nach getätigter Säuberung wieder ordentlich an seinen Platz. — Es war immer dasselbe Taschentuch, aber Thea wischte sich in Zukunft mit dem Ärmel über den Mund, wenn es ihr nötig erschien. Das Taschentuch blieb für den alleinigen Gebrauch der Gastgeber.

Die Kinder bettelten sich bei uns Bananen. Ausgerechnet bei uns, die wir selbst auf die Gnade der Häuptlingsfamilie angewiesen waren. Denn ihr oblag unsere Ernährung.

Kinder haben immer Hunger — besonders zwischen den Mahlzeiten —, aber die kleinen Araraibos brachen in dieser Hinsicht jede Norm. Wir merkten auch bald den Grund. Sie wurden von ihren Eltern sehr knapp gehalten. Die Fische zum Beispiel, die sie abends in ihren Blätterpaketchen anbrachten, gaben sie zu Hause ab, und wenn auch die Eltern an diesem Tag nicht genügend Eßbares erbeutet hatten, dann mußten sie froh sein, wenn ein kleines Fischlein für sie übrigblieb. Das klingt rücksichtslos und unnormal, aber diese harte Erziehung hat ihre Berechtigung. Auf diese

Weise lernen sie von klein an, daß das Leben kein Honigtopf ist. Im Urwald kann nur der bestehen, der sich zu helfen weiß. Geschenkt wird niemandem etwas. Kein Bäcker bringt die Brötchen ins Haus, und den Metzgerladen muß die sichere Hand ersetzen, die den Pfeil von der Sehne schnellen läßt. Wer das nicht begreift, für den ist kein Platz im Stamm.

Auch uns servierte man keine regelmäßigen Mahlzeiten. Diese Sitte war bei ihnen völlig unbekannt — wohl dadurch bedingt, daß man nicht immer etwas Eßbares zur Hand hat.

Es gab sehr magere Tage, an denen wir uns mit drei Bananen begnügen mußten. Wenn sie aber auf der Jagd erfolgreich gewesen waren, fraßen sie Mengen, die wir glatt für unmöglich gehalten hätten.

Gewöhnlich wurde nicht geteilt — es sei denn unter den Jagdgefährten oder in der Familie. Wir beobachteten sehr oft, daß in einer Hütte ein Festessen stattfand, während die Nachbarn mit langen Hälsen und offenen Mäulern zusahen. Kam jedoch in solch einem Augenblick einer von uns vorbei, so winkte man ihn heran und gab ihm etwas ab. Wir nahmen das als Zeichen, noch gut gelitten zu sein — auch wenn das gebotene Mahl nicht unbedingt unseren Geschmacksnerven zusagte. Denn sie aßen alles, was nur entfernt eine Möglichkeit bot, und zeigten uns damit deutlich, daß auch die unberührte Wildnis ihren Kindern gegenüber nicht allzu freigebig ist.

Eidechsen, kleine Flußkrebse, Ameisen, Engerlinge und andere Larven, Schlangen, selbst die kleinsten Vögel wurden vertilgt. Große Tiere wie Capivaras, Wildschweine, Affen oder Tapire erlegten sie selten, jedenfalls seltener als große Vögel, die sie wohl dann schossen, wenn sie auf dem Ast eines Baumes ihr Schläfchen hielten. Ich schließe das aus der folgenden Beobachtung:

Wenn ein Schwarm Papageien laut schnatternd über den Dorfplatz zog, stürzten Männer, Frauen und Kinder aus den Hütten, und in Sekundenschnelle zischten eine Unzahl Pfeile nach oben. Dann rannten alle weg, um nicht von den zurückfallenden Geschossen selbst getroffen zu werden. Es war ein toller Anblick. Allerdings war das auch alles, denn Erfolg war ihnen bei diesen Unternehmungen nicht ein einziges Mal beschieden. Und da der Geschoßhagel außerdem von lautem Geschrei begleitet wurde, nehme ich an, daß dieses Schießen auf fliegende Ziele mehr der Übung diente als der Hoffnung auf einen gebratenen Papagei.

Nachdem wir etwas tiefer in das Dorfleben eingedrungen waren, stellten wir fest, daß ständig drei bis vier Männer als Kundschafter unterwegs waren. Sie suchten systematisch die weite Region nach jagdbaren Tieren und vielleicht auch nach ungebetenen Eindringlingen ab. Trafen sie auf lohnende Objekte, etwa eine Wildschweinherde, so rannte einer ins Dorf zurück, einer hielt Fühlung mit den Tieren, und der dritte und gegebenen-

falls vierte mußte die nachkommenden Jäger einweisen, da diese je nach Entfernung vom Dorf mitunter erst am nächsten Tag eintrafen.

Einmal während unserer Anwesenheit wurde Jagdalarm gegeben. Wir sahen den schwitzenden und laut schreienden Indio ankommen und begriffen erst so recht, was los war, nachdem die anwesenden Männer — unter ihnen auch Martinho — schon weggerannt waren. Der Häuptling hatte auf uns eingeredet, und als von allen Hütten die Kerle mit Pfeil und Bogen auf den Ausgang zustürmten, hatten wir den Eindruck, sie zögen in den Krieg.

Selbst teilzunehmen, waren wir ja gar nicht in der Lage. Der Pater, der die Einladung des Häuptlings natürlich verstanden hatte, rettete die Situation, indem er Martinho die kleine Winchester mitgab. Dieser bildete somit das Rückgrat der Streitmacht und erweckte in uns die Hoffnung auf Wildschweinbraten, den wir der mageren Tageskost wegen dringend herbeisehnten.

Martinho erzählte dann später den Hergang. Sie waren einen halben Tag gelaufen, bis sie das Rudel trafen. Mit dem Gelächter des Jacamin, das sie meisterhaft imitierten, hatten sie sich verständigt und auf ein gemeinsames Signal hin die umstellten Wildschweine angegriffen.

Martinho erwähnte diese für ihn selbstverständlichen Dinge natürlich nur am Rande. Das, was er herausstrich, war sein Eingreifen mit dem Gewehr.

»Nace nace tetehea«, sagte Pater Antonio zu ihm, was soviel wie »Oberlügner« bedeutet. Aber Martinho zählte immer wieder die Patronen vor und rief einen anderen Indio zum Zeugen, der die beiden leeren Hülsen schon als Schmuck in die Ohren gesteckt hatte.

Sie waren um die Mittagsstunde etwa aufgebrochen, hatten bei Einbruch der Nacht das Rudel erreicht und waren um 4 Uhr früh schon wieder im Dorf aufgetaucht.

Da wir ja bereits ihre Pfade genügend kannten und auch wußten, daß sie nicht die geringste Beleuchtungsmöglichkeit besaßen, fragten wir uns mit Recht, wie sie sich bei diesem Nachtmarsch orientiert hatten.

Auch das erklärte Martinho, wenn auch in einer Form, die wir verstandesmäßig nicht akzeptieren konnten. Er sagte: »Araraibo riecht den Weg. Araraibo braucht im Wald nicht zu sehen.« Wir schauten wohl etwas ungläubig, denn Martinho legte beide Hände auf die Brust und fuhr fort: »Martinho nace nace broké! (Martinho lügt nicht!) Wir werden in der Nacht von hier zum Boot gehen. Martinho führt und beweist!«

Aber da stieß er auf intensive Abwehr. Uns langte der Waldmarsch schon bei Tage. Wir dachten an die tief eingeschnittenen Igarapés, die es zu überwinden galt, und die schlüpfrigen Felsen der Serra und verspürten nicht die geringste Lust, uns auf Martinhos Nase zu verlassen — heile Knochen waren uns lieber.

TAFEL 23
Bananen so groß wie Kinderbeine.

Mit Sorgfalt wird der Gürtel bemalt.

TAFEL 24
Tereza und der kleine Max.

Die Anfänge einer Hängematte sind Baumwollfäden.

Aber die Tatsache blieb bestehen, daß sie nachts zurückgekommen waren. Ob das nun wirklich auf den Geruchssinn zurückzuführen war oder besser als Instinkt bezeichnet würde, lasse ich offen. Jedenfalls hielten sie von ihrer Nase ziemlich viel.

Der kleine Bruno, ein Junge von vielleicht neun Jahren, der uns später auf dem Rückweg begleitete und auch mit bis zu Pater Antonios Hütte fuhr, roch an allen Speisen, die er von uns bekam, bevor er sie aß. Hätten wir diese Geste bei einem Ästheten beobachtet, dem man aus einer verstaubten Flasche Cognac reicht, so wäre es mit einer Genußsteigerung zu erklären gewesen. Nach alledem jedoch, was wir auf der Araraibo-Speisekarte vorgefunden hatten, halte ich das Vorhandensein einer höheren Form von Eßkultur für ausgeschlossen. Sie hatten vier Wildschweine erlegt, und als sie mit lauten »Huuuu«-Rufen ins Dorf einzogen, schreckten die Schläfer hoch, und sofort loderten die Hüttenfeuer hell auf.

Martinho durfte all das Fleisch behalten, das er durch die Nacht ins Dorf getragen hatte. Es war die hintere Hälfte eines Wildschweins, in der man zu seinem größten Kummer leider keinen Schußkanal feststellen konnte. Wer den vorderen Teil abgeschleppt hatte, wußte er nicht und fand es trotz eifrigen Herumfragens im Dorf auch nicht heraus. Das war ganz natürlich, denn jeder Besitzer eines Stückes Wildschwein behauptete mit Siegermiene, er sei es gewesen, der ihm den Fangschuß verpaßt habe.

Etwa 20 Mann waren zur Jagd gewesen, und ich zählte am Morgen im ganzen 16 Beine, die zum Teil auf dem Räuchergestell, zum Teil aus den von Pater Antonio verteilten Aluminiumtöpfen herausragten. Daher meine Behauptung von den vier Wildschweinen. Unseren Braten bereitete Elisio vor den Augen des staunenden Volkes.

Mit des Paters Hilfe hatte er einen Topf geliehen, in den er die Fleischstücke hineinschnitt. Sie brutzelten bald in ihrem eigenen Fett und sandten liebliche Düfte in den blauen Himmel. Die Araraibos, besonders die Frauen, diskutierten heftig den Vorgang, der ihnen so fremd war. Denn bei ihnen steckte der ganze Batzen mit Haut und Haaren im Topf oder lag — ebenfalls ungesäubert — im Rauch. Elisio würzte kräftig. Er wollte wohl wieder einmal etwas Herzhaftes schmecken nach der ständigen Bananenesserei. Da die Menge Fleisch selbst für zwei Mahlzeiten zu groß war, legten wir kleine Stücke als Kostproben in die neugierig ausgestreckten Hände. Aber einmal begonnen, nahm das Verteilen erst ein Ende, als auch der letzte Brocken verschwunden war. Es schmeckte ihnen ausgezeichnet, und wie groß die Zahl der ehelichen Szenen war, die daraus entstanden, weiß ich leider nicht. Vielleicht gab es keine, aber genauso gut ist es möglich, daß ein Familienoberhaupt sein Eheweib anfuhr: »Schon wieder der alte Fraß! Warum hast du es nicht so gemacht wie die komischen Leute, die damals hier waren . . . «

Ich erzählte schon, wie der einzelne Indio sich aufplustert, wenn er

morgens zur Jagd geht. Es darf aber keineswegs unterlassen werden, auch sein Benehmen bei der Heimkehr zu schildern. Nehmen wir zuerst den Glücksfall. Er hat einen Gavião, ein Mutun oder Jacamin, um die am häufigsten vorkommenden Vögel zu nennen, getroffen. Dann kommt er am Hauptportal des Dorfes herein, schreitet im großen Bogen zu seiner Hütte, wo er sich betont lässig in die Hängematte fallen läßt. Alle Familienmitglieder stehen um ihn herum, rufen »Huuuu«, schnalzen mit der Zunge, bringen ihm einen Schluck Wasser, fragen, ob er etwas zu essen wünsche, die Frau reicht ihm eine neue Tabakwurst — er wird gehätschelt und umhegt, als sei er der Erbonkel. Und er, der Held des Tages, genießt mit vollen Zügen die Ehrungen.

Das war der erste Fall.

Der gute Indio kann aber auch einmal Pech haben. Da hat er nun mit prahlerischer Pose, mit weitausladenden Schritten und heftigen Armschwenkungen morgens das Dorf verlassen, und noch nicht einmal eine lächerliche Ameise ist ihm über den Weg gelaufen. Sein Stolz verbietet ihm, seinen Einzug durch das Hauptportal zu halten, ausgesetzt dem Spott der ganzen Gemeinde. Heimlich schleicht er sich durch den Zaun hinter seiner Hütte, verkriecht sich in seiner Hängematte und tut so, als sei er gar nicht weg gewesen. Die Seinen halten eiserne Disziplin, keiner verrät den Pechvogel. Nur später blicken sie neidisch hinüber zu den Nachbarhütten, wo die Fleischtöpfe voll sind.

Sie essen alles ohne Salz. Sie haben keins, und deshalb fehlt es ihnen auch nicht. Dabei sind sie groß und kräftig und liefern somit den Beweis, daß es auch »ohne« geht im Leben.

Als Ersatz dienen Pfefferfrüchte, die der Urwald in den verschiedensten Qualitäten hervorbringt und die nicht identisch sind mit dem Produkt, das wir in gemahlener Form kaufen. Es sind grüne oder gelbe dicke, rotfleischige Schoten, in die sie hineinbeißen wie wir in einen Apfel.

Obwohl uns Manoel doch schon mit diesen heimtückischen Früchten hineingelegt hatte, probierten wir sie bei den Indios auf deren Drängen hin erneut. — Als Gewürz brauchten wir sie nämlich wirklich nicht, weil wir einen Teil unseres Salzvorrates mitgenommen hatten. Wie vorausgesehen, war der Effekt, den sie in unseren Gaumen auslösten, genauso »brennend«. Die Indios freuten sich mächtig darüber und boten uns dann bei jeder Gelegenheit lachend Pfefferschoten an. Ihr Sinn für Humor war überhaupt sehr entwickelt. Man sah entschieden mehr lächelnde Gesichter als bei unseren zivilisierten Zeitgenossen. Mag sein, das ihr Leben sie nicht allzusehr belastete — obwohl ihr Daseinskampf bedeutend härter sein dürfte als der unsere.

Aber sie haben uns etwas voraus — ohne es zu wissen: Ihnen fehlt die Hetze, die unserem Leben den Stempel aufgedrückt hat.

Den Wert unseres Geldes beurteilten sie viel vernünftiger als wir. Ich merkte das, als es einem gelungen war, meine Geldtasche zu erwischen. Er öffnete sie und beschaute neugierig den Inhalt. Da kam mir ein Gedanke. Ich zeigte ihm die schmutzigen Hundert- und Tausend-Cruzeiro-Scheine und auch die kleinen Scheidemünzen von 20 und 50 Centavos und hielt ihm beides hin. Er befühlte und beschnupperte alles eingehend, gab dann die Scheine zurück und sagte mit den Münzen in der Hand: »Iba!«

Da kam mir der eigentliche Unterschied zwischen unseren beiden Welten zum Bewußtsein: Unser ganzes Leben, unsere so hoch geschätzte Zivilisation beginnt dort, wo Glück und Unglück von bedrucktem Papier abhängen. —

Die kleinen Scheidemünzen aus glänzendem Metall also erregten sofort ihr Interesse. Leider hatten wir nicht genügend mit, um alle zu erfreuen. Auf der anderen Seite erhöhte gerade dieses Fehlen des Artikels seinen Wert als Tauschobjekt.

Auf Anraten des Paters hatte ich am Nachmittag nach der Ankunft unseres Gepäcks dem Häuptling die Medaillen gegeben. Sie waren sehr begehrte Schmuckartikel — wenn auch die eingeprägten Heiligen störten. Von denen hielten sie nämlich nicht viel. Sie wollten glatte, glänzende Metallplättchen. Das war die große Mode am Cauaburi.

Und so glätteten sie die Prägungen durch mühsames Schleifen auf kleinen Steinen.

Auch die Münzen wurden dem gleichen Veredlungsprozeß unterworfen. Achtlos schliffen sie die Embleme Brasiliens ab — genauso wie den Kopf des Präsidenten auf der Vorderseite. Wie sollten sie auch wissen, was sie da taten? Der Präsident hatte bei ihnen keine Wahlrede gehalten, und für »Ordnung und Fortschritt«, dem Spruch in Brasiliens Wappen, sorgte ihres Wissens der Häuptling — und der schliff auch ab.

Die Medaillenverteilung war eine Zeremonie. Wir hatten 200 mitgebracht, aber in mindestens fünf verschiedenen Größen und Formen. Der Häuptling breitete sie alle auf dem Boden aus, sortierte, prüfte und ließ die Sonne darin blitzen. Für sich nahm er von jeder Form zwei weg und rief dann seine Frau und seine übrige Verwandtschaft. Auch sie erhielten je zwei Stücke. Währenddessen stand jung und alt vollzählig im Kreis um ihn herum, die hinteren Reihen schubsten die vorderen, die sich dann setzten und hockten, bis jeder sehen konnte, was Joaquim tat. Keiner sprach, als sein Blick über die Versammelten glitt und er nacheinander Namen aufrief. Der Betreffende zwängte sich in den Kreis, erhielt je nach Gutdünken oder Verdienst ein oder zwei der schimmernden Plättchen, die vom Häuptling jeweils sorgfältig ausgesucht wurden. Er machte das

sehr spannend. Mitunter nahm er zwei- oder dreimal eine andere Medaille in die Hand, ehe er die richtige gefunden hatte. Keiner murrte, jeder nahm das an, was ihm der Chef überreichte. Ob sie wirklich damit zufrieden waren, weiß ich nicht. Ich beobachtete sie jedenfalls aufmerksam und konnte kein Anzeichen des Mißfallens feststellen. Der Häuptling lächelte. Der Empfänger lächelte ebenfalls — und ging.

Interessant wurde es, als die Plättchen vor ihm immer weniger wurden, die Leute um ihn jedoch nicht. Denn auch die schon Beschenkten warteten weiter in der Hoffnung, vielleicht nochmals aufgerufen zu werden.

Joaquim sah zu mir hin, erst verstohlen, dann mißtrauisch, um festzustellen, ob ich dieses disziplinlose Verhalten seiner Untertanen etwa bemerkte. Aber ich lächelte ihn an und sah dann in meine Kamera. Er schien zufrieden und beruhigt und wandte sich an einige der Umstehenden mit kurz hervorgestoßenen Worten. Sie erwiderten etwas und trollten sich von dannen. Aber er wurde trotzdem mit der Situation nicht fertig. Das Mißverhältnis zwischen Plättchen und Indios bestand weiter.

Da erhob ich mich und ging zu Pater Antonio hinüber, um Joaquim mit seinen Häuptlingsproblemen allein zu lassen. Ich dachte an die Lage, in der wir uns befanden, und hielt es für besser, keinen Ärger über unsere Anwesenheit aufkommen zu lassen. Denn mit Joaquim durften wir es unter keinen Umständen verderben. Von ihm ganz allein hing unser Wohlbefinden ab.

Als der Pater uns bei der Abreise aus Tapuruquara Martinho vorgestellt hatte, war uns dieser Name eigentlich nicht aufgefallen, obwohl er, wie wir später erfuhren, auch in der Mission noch nicht getauft worden war. Die Patres vertraten den sehr vernünftigen Standpunkt, daß man diese so primitiven Eingeborenen nicht bekehren könne, solange kein Verständnis für die einfachsten Begriffe unserer Sittenlehre möglich und vorhanden war.

Als wir aber im Dorf die Begrüßung des Paters miterlebten und auch, als Joaquim die Medaillenempfänger aufrief, fiel mir doch auf, daß sie alle uns geläufige Namen trugen. Da gab es einen Sebastião, einen Friderico, einen Jorge und auf der weiblichen Seite eine Maria, eine Isabella und eine Inez — die letzte war die Häuptlingsfrau. Ich bat Pater Antonio um Aufklärung.

»Ich habe sie nach ihren Namen gefragt, aber sie sagen sie mir nicht. Wahrscheinlich hängt das mit einem Aberglauben zusammen. Und da ich sie ja auf irgendeine Art auseinanderhalten muß, habe ich eben jedem einen Namen gegeben. Sie waren so zufrieden damit, daß sie von mir nur noch so gerufen werden wollen und sich auch untereinander so

nennen. Wollen Sie eine Probe aufs Exempel machen? Da drüben der Kleine, der bei Donna Thea an der Hängematte steht, heißt Bruno.«

Ich rief, und Bruno kam. Und nicht nur das! Er tat sogar seinen Mund auf. »Tschicke, tschicke«, sagte er.

»Und wie heißt der Kerl hier neben mir?« fragte ich Pater Antonio.

Er war hochgewachsen, hatte ein sympathisches Gesicht und zeichnete sich durch seine Anhänglichkeit aus. Seit dem frühen Morgen war er immer in meiner Nähe, und im Verlauf unseres Aufenthalts nahm er die Stellung eines Adjutanten ein. Er begleitete mich überallhin, sogar zu jenen Orten, die der Mensch normalerweise alleine aufsucht. Er hielt den Photoapparat, wenn ich filmte, und holte mir Trinkwasser, wenn ich ihn darum bat.

»Wie der heißt, weiß ich im Moment nicht mehr«, sagte der Pater.

»Das ist ja auch kein Wunder bei der willkürlichen Namensverleihung! Wie kann ich alle behalten? Ich habe mit vielen dieser Leute noch gar keinen näheren Kontakt. Aber das ist nicht schlimm. Er weiß seinen Namen bestimmt noch.«

Der Pater wandte sich um und fragte ihn.

»Roberto«, sagte der mit tadelloser Aussprache und kam näher.

»Sehen Sie!« Pater Antonio blickte mich triumphierend an. »Wie gut die Knaben bei mir lernen!« Dabei klopfte er dem Indio freundschaftlich auf den Rücken und sprach leise auf ihn ein, zeigte auf mich und sagte dann: »Jorge, tuschaua Jorge!«

Damit war ich zum Häuptling befördert worden.

»Tuschaua Jorge«, echote Roberto, und der Pater sagte zu mir: »Ich habe ihm gerade erklärt, welch ein berühmter Mann Sie sind und daß Sie ihn zu Ihrem Schutz ausgewählt hätten. Er scheint Sie sowieso ins Herz geschlossen zu haben. Los werden Sie ihn jetzt bestimmt nicht so leicht.«

Ich gab also meinem Beschützer eine Zigarette und sagte zu dem Pater: »Ich möchte mit ihm in seine Hütte gehen. Machen Sie ihm das bitte klar!«

Und dann gingen wir los. Er wohnte ziemlich weit von der Häuptlingshütte entfernt, fast neben dem Ausgang. In seinem Domizil angekommen, löste er eine Hängematte vom Dach als Sitzgelegenheit für mich. Er selbst blieb an einen Pfosten gelehnt stehen. Anwesend waren außer uns zwei Frauen und zwei Kinder.

»Kurumi?« fragte ich und zeigte zuerst auf die beiden Damen und dann auf ihn.

»Kurumi«, antwortete er und zeigte auf die eine. »Kurumi«, sagte er noch mal und zeigte auf die andere. Damit endete unsere erste Unterhaltung wie so viele internationale Konferenzen — nämlich ergebnislos.

Wir hatten wunderbar aneinander vorbeigedacht — denn bei den drei Worten, die insgesamt gefallen waren, konnte man ja nicht von »vorbeireden« sprechen. Ich wollte wissen, ob es seine Ehefrauen wären, und er hatte mir gesagt, daß es sich um Wesen weiblichen Geschlechts handele. Den Witz begriff ich aber erst später, nachdem der Pater mir erklärt hatte, Kurumi bedeute ganz allgemein »Frau« und nicht — wie ich geglaubt hatte — lediglich »Ehefrau«. Im Augenblick merkte ich nur, daß die drei lächelten. Und das war ja auch kein Wunder, wenn da einer auf die nackten Mädchen zeigte und dabei so saudumm nach dem Geschlecht fragte.

Also nahm ich einen neuen Anlauf: »Schulimã«, sagte ich, indem ich mich erhob und ihre Schultern betatschte. »Schulimã«, antworteten sie und fuhren mit tiefer Stimme fort: »Pata pata — tuschaua Jorge.« Dann setzten wir uns alle wieder, und sie sahen erwartungsvoll zu mir hin. Ich zog ein paar Bonbons aus der Tasche und verteilte sie. Alt und jung waren versessen auf Zucker, den sie ja selbst nicht kannten. Aber auch, als sie laut schmatzend lutschten, verschwand die Erwartung nicht aus ihren Augen.

Ich sah sie der Reihe nach an, und wenn mein Blick auf einem Gesicht etwas länger verweilte, dann machte der betreffende Kopf eine kleine, ruckartige Bewegung nach oben, etwa so, wie wir es unwillkürlich tun, wenn wir die Gegenfrage stellen: Wie bitte? So ein leichtes Anheben des Kopfes meine ich.

Da sie aber nicht gefragt worden waren, konnte es nur eine animierende Geste sein. Was wollen sie nur von mir? Noch mal »Schulimã« zu machen, kam mir zu blöd vor — da fiel mir ein, sie nach ihren Namen zu fragen. Ich deutete also auf mich, sagte »Jorge«, deutete auf meinen Adjutanten, sagte »Roberto«, deutete auf die jüngere der beiden Frauen und sah sie fragend an.

»Nilza«, sagte sie, und siehe da, das Mädchen war gar nicht dumm. Sie zeigte auf die zweite Frau und sagte: »Tereza«. Dann zeigte sie auf die beiden Kinder und ließ einen enormen Wortschwall auf mich los. Jeder Satz endete mit dem Wort »Broca?«

»Broca?« — das klang fragend. Ich begriff nicht so schnell. Da schaltete sich Roberto ein. Er zeigte der Reihe nach auf alle anwesenden Erwachsenen und nannte die Namen. Dann zeigte er auf die beiden Kinder und schwieg.

Aha! Die hatten noch keine Namen. Dem Manne kann geholfen werden, dachte ich und sagte, auf den Kleineren deutend, »Max« und dann zu dem Größeren »Moritz«.

Es war einfach phantastisch, wie sie reagierten!

Noch dreimal sprach ich die beiden Namen aus, und jedesmal wiederholten sie im Chor das Wort. »Max«, sagte ich und gab dem Kleinen ein

Bonbon, damit auch er es besser behielt. »Maksch«, sagten Roberto, Nilza und Tereza. — Dann kam Moritz dran. Der redete sogar selbst schon mit. »Moritt«, sagte der Verein im Chor, und ich dachte bei mir: »Wenn ich denen jetzt das Englandlied beibringe, und in 20 Jahren kommt mal ein großer Forscher hierher, dann hält er die Sippe für die Nachkommen einer deutschen U-Boot-Besatzung.«

Die Frauen nahmen ihre Beschäftigung wieder auf. Die Jüngere zupfte Kapok aus einem Korb und verwandelte mit einer primitiven Spindel, die sie durch schnelle Bewegungen an ihrem Oberschenkel entlang zum Rotieren brachte, die weißen Flocken in Fäden. Sie handhabte das Holzstäbchen mit großem Geschick, wie die Gleichmäßigkeit der Baumwollfäden bezeugte.

Die andere Dame präparierte Tabak. Sie nahm eine Anzahl der grünen, nicht ausgereiften Blätter von der Decke, wo sie zum Trocknen hingen, feuchtete sie mit Wasser an und stapelte sie sorgfältig aufeinander. Als Unterlage diente der blanke Fußboden.

Nachdem sie etwa 15 Blätter beisammen hatte, ging sie mit ihnen an das niedergebrannte Feuer. Gespannt sah ich zu. Blatt für Blatt legte sie in die weiße Holzasche, wendete es und stapelte dann die solchermaßen »panierten« Blätter wieder auf. Zum Schluß rollte sie das Ganze zu einer festen Wurst zusammen.

Mit diesem etwa daumendicken, gut zehn Zentimeter langen Ding kam sie auf mich zu und bot es mir mit freundlichstem Lächeln an. Jetzt hatte ich mein Fett. Man läßt sich eben nicht ungestraft mit Wilden ein.

Protestieren durfte ich nicht — das hätte sie beleidigen können. Ich nahm also dankbar an und drehte die Wurst in meinen Fingern. »Ein Königreich für eine gute Idee!« Das war der einzige Gedanke, mit dem ich mich beschäftigte, während ich das grau-grüne Kunstwerk mit geheucheltem Interesse betrachtete.

Roberto, der anscheinend aus meinem Verhalten schloß, ich wüßte nichts damit anzufangen, stieß mich an, nahm seine eigene Tabakrolle aus dem Mund und zeigte mir, wie man sie dort unterbringt. Wirklich — sie waren rührend aufmerksam. Ich aber hatte immer noch keinen Ausweg gefunden.

Da kam ein alter Herr vorbei, der nebenan wohnte und mich schon morgens angebettelt hatte. Er war mir aufgefallen, weil er einige kümmerliche Barthaare am Kinn besaß, die er alle Augenblicke liebevoll strich. Er schien dieses Geschenk der Natur als Auszeichnung anzusehen, das ständiger Pflege bedurfte.

Ich sandte ein Stoßgebet zum Himmel, und wirklich: Er schwenkte auf mich zu, hockte sich vor mich hin. Die zehn Haare seines Kinnbartes bewegten sich in einer schwachen Brise, die über den Dorfplatz strich.

Und da sagte er »Iba«. Roberto und die Seinen redeten daraufhin erregt durcheinander. Sie machten ihm wohl klar, daß es sich nicht gehöre, ein Gastgeschenk zu erbetteln. Ich jedenfalls war herzlich froh und hatte ihm, noch bevor sein »Iba« verklungen war, den Tabak schon in die Finger gedrückt.

Zur Beruhigung der Gemüter verteilte ich daraufhin mit gönnerhafter Miene meine Zigaretten. Dieser Tabak war mir lieber.

Ich fragte an diesem Nachmittag noch weiter und entwickelte eine Technik, die die Unterhaltung nicht ins Stocken kommen ließ. Das Schmiermittel waren die Bonbons. Sie lösten die Zungen wie hierzulande der Alkohol. So erfuhr ich, daß die Hängematte aus Baumwollfäden »Njekaka« heißt und ihre Herstellung sich über . . zig Sonnenauf- und Untergänge erstreckt.

Sie erklärten es, indem sie große Bogen durch die Luft beschrieben und dabei jeweils an einen Finger tippten. Wie lange es genau dauert, kann ich jedoch beim besten Willen nicht sagen. Ich habe nicht mitgezählt. Was ich zählte, das waren die Fäden einer Hängematte. Es waren 490 zu zwei Metern, und da sie vierfach gedreht sind, ergibt sich ein Gesamtbedarf von gut 4 000 Metern Faden. Die müssen gesponnen und dann geknüpft werden — und ich glaubte ihnen gerne die unzähligen Tage, die sie als Arbeitszeit angaben.

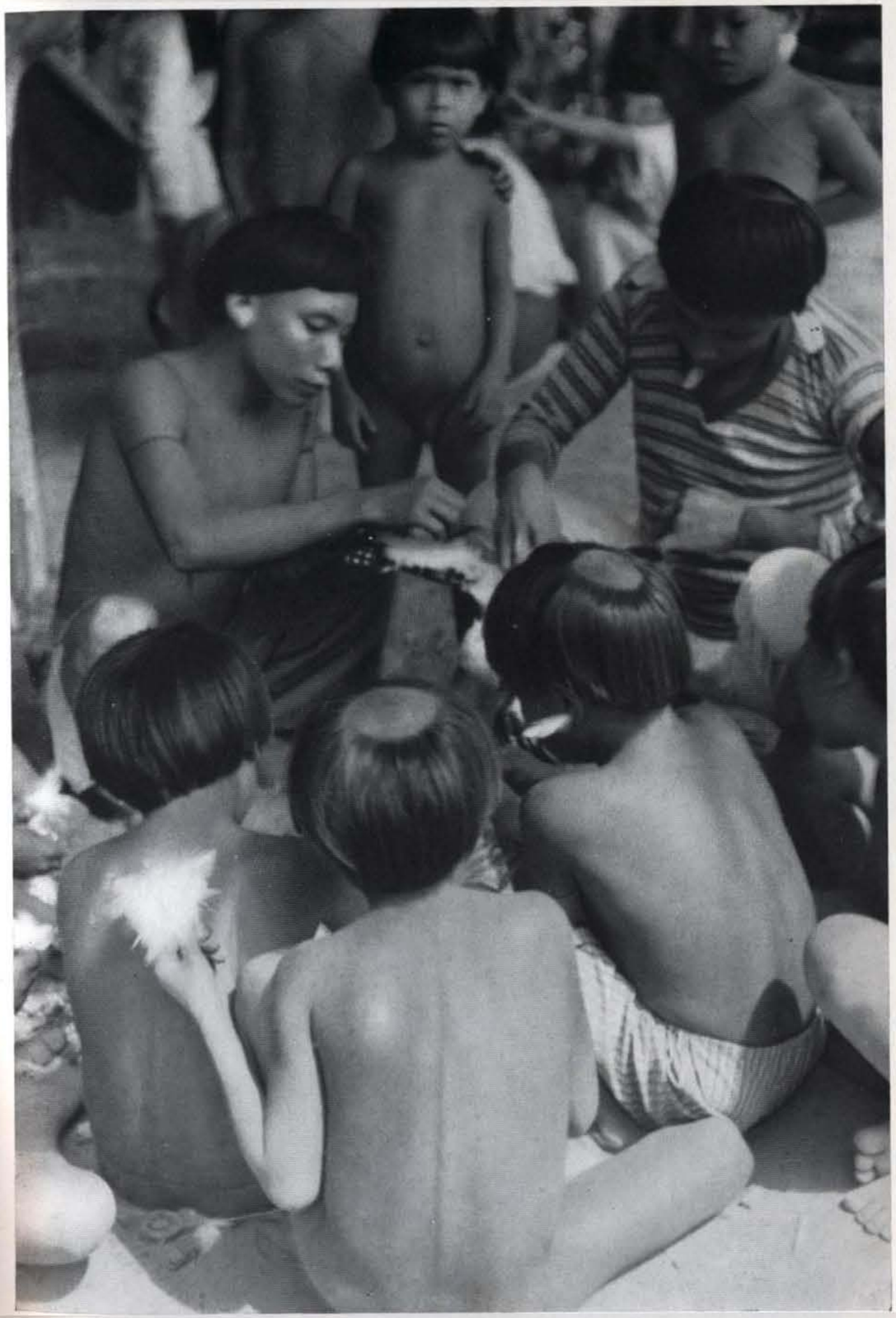
Eine solche Hängematte gibt es aber auch nur einmal im Leben des Indios. Ihre Herstellung gehört nach der Hochzeit mit zu den Hauptaufgaben der jungen Ehefrau, und sie wird dabei von ihrem Herrn und Gebieter obendrein noch angetrieben, denn er besitzt aus seiner Junggesellenzeit nur eine Basthängematte, ein primitives, kurzes Ding ohne Verknüpfungen und Querverbindungen, die kaum bequem sein dürfte, von weich gar nicht zu reden.

Sie heißt »jaritana cike«. Roberto zeigte sie mir. Er hatte sie an seinen Sohn Moritz weitervererbt. Der kleine Max hatte noch kein eigenes Bett. Er schlief nachts bei Muttern.

Am Abend des Tages, an dem wir Thea die dritte Injektion verabreicht hatten, kam der Wolkenbruch.

Die Dämmerung legte sich noch schneller als sonst über das Hochplateau. Eine grauschwarze Wand stand vor dem Gebirge. Die hohen Sapopema-Bäume, die den Dorfplatz umstanden, bogen sich unter den Windstößen, die über die Hochfläche fuhren. Wolken jagten am Himmel entlang, und in das fahle Licht vor der einbrechenden Nacht zuckten die Blitze schwefelgelb.

Die Indios hockten um ihre kleinen Feuer, und der Häuptling nahm uns mit in den Kreis. Auch Thea war aufgestanden und saß dabei.



Die Flaumfedern des Gavião sind sehr geschätzt.

TAFEL 26 Der alte Häuptling in der Hängematte. Durch seine schlauen Prophezeiungen sichert er sich einen angenehmen Lebensabend.

Der kleine Bruno.

TAFEL 27 Tanz unter der Wirkung des Narkotikums! Es war die einzige Aufnahme, die uns gelang.

TAFEL 28 Die Kleiderverteilung an die Damen. — Der Pater sprach eingehend mit Jorge.

Joaquim steckte seine roten Ararafedern in die Schnur, die er um den Oberarm trug. Dabei murmelte er leise vor sich hin.

»Warum so feierlich?« fragte ich den Pater.

An seiner Stelle antwortete Joaquim. Man konnte es jedenfalls als Antwort bezeichnen, denn er sprach zu uns gewandt.

»Was sagt er?« fragte ich.

»Poré, der Waldgeist, geht um.«

Dann brach das Unwetter los. Es entlud sich genau über uns. Es war furchtbar. Die auf der Flußfahrt erlebten Gewitter waren Wetterleuchten im Vergleich zu dem, was die Natur hier am Fuß des Gebirges veranstaltete.

Gleich zu Beginn fuhr ein Blitz in einen der Urwaldriesen in der Nähe. Wie eine Fackel loderte er auf, und sein flackerndes Licht zuckte durch die Nacht. Man vermeinte das Knistern der Elektrizität in der Luft zu spüren.

Der Wind fuhr unter die Dächer der Hütten, riß an den dort hängenden Gegenständen und peitschte den Regen waagerecht über uns und das niedrige Feuer in unserer Mitte hinweg. Seine Flammen zuckten und leckten flach an den Holzscheiten entlang, als schämten sie sich vor der gewaltigen Konkurrenz, die draußen lohte und brannte. »Poré, der Waldgeist, geht um«, hatte Joaquim gesagt. Das Strohhütchen trug er nicht. Glaubte er, daß Poré ihn damit nicht erkennen würde oder es als Festgewand nicht anerkannte?

Ich sah über den Platz, den die niederzuckenden Blitze beleuchteten und der vom Widerschein des brennenden Baumes rot übergossen war. Keiner der Indios sprach. Alle saßen stumm, und die kleinen Kinder drückten sich ängstlich zwischen die Schenkel der Mütter.

So blieb es, bis das Gewitter sich ausgetobt hatte.

Der lohende Stamm war erloschen und glomm nur noch schwach in den böigen Windstößen, als wollte er zeigen, daß man ihn, den Riesen, wohl zerbrechen, aber nicht vernichten könnte.

Wir banden unsere Hängematten wieder an, die wir des Regens wegen eingerollt hatten, und legten uns hinein.

»Na«, sagte ich zu Thea, »wie geht's?« Sie fühlte sich nach den Penicillin-Dosen schon etwas besser. Die Schmerzen hatten nachgelassen, aber Arme und Beine waren immer noch geschwollen.

Sie war verzweifelt. »Ich komme hier nicht mehr 'raus«, sagte sie. »Ich schaffe den Rückweg nicht. Wie lange können wir denn noch hier bleiben? Die lassen uns doch nicht ewig hier herumlungern.« Ich verstand ihre Sorgen gut. Auch ich hatte mir schon Gedanken darüber gemacht, wie lange wir unseren Aufenthalt ausdehnen konnten, und mit dem Pater darüber gesprochen.

»Solange wir noch was zu verschenken haben«, hatte er lakonisch seine Ansicht wiederholt, dann aber hinzugefügt: »Sobald ich kann, werde ich jagen gehen und damit Joaquim in der Beschaffung unserer Verpflegung entlasten. Dann fallen wir schon nicht lästig.«

Aber das war es nicht allein. Thea hatte nicht die Ruhe, die nötig gewesen wäre. Den ganzen Tag über war sie von Frauen belagert, die mit ihren Urucu-beschmierten Händen an ihr herumtasteten, -suchten und -zupften. Wir anderen taten alles, um das Interesse der Dorfbewohner auf uns zu lenken, aber die Frauen hatten so ihre eigenen Ideen. Nach wie vor beschäftigte sie die in Kleider gehüllte Geschlechtsgenossin, und sie versuchten mit einer Impertinenz sondergleichen immer wieder, ihre Neugier zu befriedigen.

Ein alter Spruch sagt: Wo alle nackt gehen, muß man sich des Hemdes schämen! — Wenn der Verfasser dieser Lebensweisheit die Araraibo-Frauen gekannt hätte, würde er wohl eine andere Formulierung gewählt haben. Etwa: Wo alle nackt gehen, wird das Hemd zum Fluch!

Aber kann man ihnen einen Vorwurf machen aus ihrer Entdeckungswut? Für sie ist das Adamskostüm das Normale — und Scham ist eine Erfindung der Leute, die darin eine Einnahmequelle witterten — und fanden. Zur Ehre meiner Geschlechtsgenossen muß ich sagen: Die Männer waren in diesem Punkt bedeutend angenehmer. Zwar kramten auch sie noch wie am ersten Tag bei jeder sich bietenden Gelegenheit meine Taschen aus und wurden nicht müde, immer wieder »Iba« zu sagen. Wahrscheinlich hofften sie nach dem »Steter-Tropfen-höhlt-den-Stein«-Prinzip, daß ich einmal die Geduld verlieren und vergessen würde, etwas zurückzufordern. Sie knöpften mir auch das Hemd auf und stelzten in meinen Stiefeln umher. Aber sie blieben im Rahmen!

Ich beruhigte meine Frau und holte ihr aus der Apotheke unsere eiserne Ration, eine Tafel Schokolade. Jetzt, im Schutze der Nacht, konnte sie wenigstens ungestört essen.

Am nächsten Morgen kam der Pater zu uns herüber. Seine Füße sahen schon etwas besser aus. Durch die Einwirkung des Medikaments war der gräßliche Ausschlag im Schwinden. Die Schwellungen hatten abgenommen. Allerdings sahen die Füße immer noch krebsrot aus.

Wir sprachen über Poré, den Waldgeist.

»Ist er identisch mit Yurupari, dem alten Gott der Tupí?« fragte ich.

»Ja«, sagte er. »Soweit ich herausgebracht habe, hat Poré die gleichen Angewohnheiten: Er warnt die Tiere des Waldes vor dem Jäger und lenkt seine Pfeile vorbei. Wer ihm im Wald begegnet, muß mit Unglück rechnen, und wer gar das Pech hat, in sein bärtiges Angesicht zu schauen, der stirbt.«

»Und da sind Sie das erste Mal nicht für den bösen Poré gehalten worden? Bärtiger als Sie kann der doch auch nicht sein.«

Der Pater lachte: »Sie hätten in mir vielleicht den Waldgeist erblickt, wenn ich alleine gewesen wäre. Aber ich hatte damals ja auch zwei Ruderer mit. Poré ist immer allein. Die anderen Geister haben ihn verstoßen, weil er so herrschsüchtig war. So erzählte es mir jedenfalls Martinho.

Fällt Ihnen die Ähnlichkeit dieses Poré mit Luzifer in der christlichen Lehre auf? Es ist allerdings auch die einzige Ähnlichkeit, soweit mir bis jetzt bekannt ist. Von anderen Göttern oder Geistern weiß ich nichts. Eine Religion mit festumrissenen Begriffen scheinen sie nicht zu besitzen. Es gibt keinen guten Geist als Gegengewicht, sondern nur den Poré, der ruhelos Tag und Nacht durch den Wald streift und mitunter die Gestalt eines Affen annimmt, wenn er die Menschen unerkannt beobachten will.

Joaquim erzählte mir gestern abend, daß er ihn vor einiger Zeit im Wald gesehen habe. Ahnungslos war er den Pfad zur Pupunha-Pflanzung entlanggegangen, da habe er am Rand eines Igarapé gesessen und getrunken. Er beschrieb ausführlich das zottige, rotbraune Fell. Als er ihn so habe sitzen sehen, fuhr er fort, sei er so leise wie möglich zurückgeschlichen und dann eine große Strecke gerannt, um aus seiner Nähe zu kommen. Der alte Häuptling, Joaquims Vater, erzählte mir eine andere Geschichte. Er sei einmal einen Tag lang verfolgt worden. Ob er langsam gegangen oder aus Leibeskräften gelaufen sei — immer wären schwere, tapsende Schritte hinter ihm gewesen. Aber er hat sich natürlich nicht umgedreht.

So schilderten sie Poré, den Waldgeist. Es mögen Halluzinationen sein, die ihr Aberglauben ihnen vorgegaukelt hat, denn eine reelle Basis fehlt ja, wenn, ja wenn es nicht in dieser Gebirgsregion noch Tiere gibt, die bis heute unbekannt sind!

Wie lange stiefelte der weiße Mann schon durch Afrika, bis er endlich das erste Okapi, das Fabeltier, sah? Wäre es da ein Wunder, wenn hier in dem Gebiet, das noch kein weißer Mann durchforscht hat, zum Beispiel Menschenaffen vorkämen? Sie wären am ehesten mit den Berichten über Poré in Einklang zu bringen.«

Das war alles, was wir über ihre Religion herausbrachten.

»Und kennen sie Opfer? — Gibt es religiöse Feiern, zum Beispiel anläßlich der Geburt, der Hochzeit oder des Todes?«

Der Pater kratzte sich seinen Vollbart.

»Glaubt mir, daß ich sehr froh wäre, wenn ich das genau wüßte. Aber ich weiß nur sehr wenig davon. Erstens kann auch ich mich nur sehr unvollkommen mit ihnen unterhalten, zweitens sagen sie mir noch lange

nicht alles, und drittens war ich bisher noch viel zuwenig mit ihnen zusammen, um aus eigenen Beobachtungen ein annähernd vollständiges Bild bekommen zu haben. Das, was ich herausgefunden habe, ist folgendes:

Von Opfern, die sie dem Poré bringen, weiß ich nichts. Gesehen habe ich keine, und auf meine Fragen bekam ich keine Antwort. Feiern irgendwelcher Art anläßlich der Geburt gibt es nicht. Das weiß ich sicher, denn ich habe es an der Hütte schon miterlebt. Weder legte sich der glückliche Vater ins Wochenbett wie bei anderen Stämmen, noch fanden irgendwelche Beschwörungen statt.

Sie haben ja auch keinen Pagé, keinen Zauberer. Ihr seht es ja selbst. Es gibt keine einzige Maske und kein einziges Musikinstrument, die absolut notwendigen Utensilien dieser Scharlatane.

Der kleine Erdenbürger kommt zur Welt — er hat übrigens den Mongolenfleck auf seiner Rückseite —, und die Mutter ist am zweiten Tag schon wieder bei der Arbeit.

Was die Hochzeit anbelangt, so gibt es da auch keine Feier. Die Braut wird jedoch grundsätzlich aus einem anderen Dorf geholt. Eins liegt — wie sie sagen — drei Tagemärsche weiter nach Osten. Umgekehrt werden die ledigen Mädchen auch nach außerhalb verheiratet. Dadurch weiß ich erst, daß es noch weitere Indiosiedlungen hier im Gebirge gibt. Aber bis dorthin werde ich nicht so bald vorstoßen. Ich bin froh, erst mal bis hier gekommen zu sein.

Ich weiß auch nicht, wie viele Indios dort leben. Danach zu fragen, wäre zwecklos. Die Burschen können doch nicht zählen. Aber den Namen eines Dorfes haben sie mir genannt: Vaunaedeve!

Eine Zeremonie ist mit der Eheschließung auch nicht verbunden, ebensowenig wie ein Kaufpreis für die Braut. Man geht hin, sucht aus und nimmt das Mädchen mit. Ob die Damen auch was dazu sagen dürfen oder gar nicht gefragt werden, weiß ich nicht.

Die Braut lädt ihr persönliches Besitztum auf den Rücken. Sie braucht sich dabei bestimmt nicht zu überanstrengen, denn es sind höchstens ein paar geflochtene Körbe und die Hängematte — und schon ist die Trauung vollzogen.

Der Schwiegervater hat es auch einfach. Er braucht keine Auskunftei zu bemühen, um sich über die finanziellen Verhältnisse unterrichten zu lassen oder festzustellen, ob in der Familie des Schwiegersohnes Fälle von Säuferwahn vorgekommen sind, denn Geld gibt es keins — und Alkohol auch nicht. Sie können übrigens mehrere Frauen haben, wie beispielsweise der alte Häuptling. Alle drei, die da in seiner Hütte sitzen, sind Gattinnen von ihm. Von welchen Umständen es abhängt, ob sich jemand einen Harem zulegt oder mit einer Frau zufrieden ist, weiß ich

nicht. Wahrscheinlich ist es ein Ernährungsproblem. Je mehr Frauen, um so größer die Kinderschar und die Anzahl der hungrigen Mäuler, die gestopft werden wollen.

Und nun der Tod. Unten an meiner Hütte ist im vergangenen Jahr ein Indio gestorben. Sie haben einen Scheiterhaufen errichtet und ihn verbrannt. Dieser Art der Bestattung brauchen keine religiösen Motive zugrunde zu liegen. Sie ist bedingt durch das Fehlen jeglicher Grabwerkzeuge und die einzige Lösung, wenn sie den Toten nicht im Walde liegen lassen wollen.

Aber da ich ihnen damals gerade Äxte und auch einige Spaten mitgebracht hatte, sprach ich mit Joaquim und erklärte ihm, wie wir die Toten bestatten. Er hörte aufmerksam zu, aber als ich ihn aufforderte, auch ein Grab auszuheben, sagte er nur: ›Antonio, du bist der Freund der Araraibos — aber ihr Häuptling bin ich!‹«

DIE »WILDEN«

Am Morgen nach dieser Gewitternacht waren die Araraibos erkältet. Es hatte stark abgekühlt, und sie machten »hatschi!«, als schwebe Niespulver in der Luft. Soweit ging es ja noch, aber dann bekamen sie den Schnupfen, und damit wurde es lustig.

Wir mußten uns höllisch in acht nehmen, daß uns keiner zu nahe kam, denn sie hatten doch kein Taschentuch und waren ständig auf der Suche nach etwas Brauchbarem, um sich die Finger abzuwischen.

Obwohl es nicht zu den Themen gehört, über die man spricht, muß es der Vollständigkeit wegen doch erwähnt werden. Sie schneuzten sich nicht, noch nicht einmal nach Fuhrmannsart — jeweils ein Nasenloch zuhaltend —, nein, sie hielten Zeige- und Mittelfinger gleichzeitig an die Unterseite der Nase, schoben dann das Riechorgan hoch — und dann suchten sie, wie ich schon sagte, etwas, um die Finger abzuwischen.

Meistens waren es die Stützpfosten der Hütten, seltener — glücklicherweise — unsere Hängematten, und im übrigen ihre eigenen Haare. Wie Pomade glänzte das dann!

Es war — offen gesagt — eine elende Schweinerei, aber sie empfanden das nicht.

Wir gaben unseren ganzen Vorrat an »Cafeaspirina« her und machten die Feststellung, daß die Tabletten bei ihnen geradezu Wunder wirkten. Schon am Tage darauf waren die Pfosten der Hütten weniger glitschig.

Mittags brachte Martinho 18 Carangueijos an, jene kleinen, handtellergroßen Flußkrebse, die man aus mir unverständlichen Gründen zur

Kategorie der eßbaren Tiere zählt. Sie bestehen aus 98 Prozent Schalen und 2 Prozent Inhalt, der zudem nur dem Kenner zugänglich ist.

Aber Martinho war stolz auf seinen Fang, und wir ließen ihm seine Freude. Er bereitete sie für uns nach Araraibo-Art zu, indem er sie Stück für Stück in Blätter wickelte und diese Päckchen dann in die Glut legte. Als die Blätter trockneten und sich in der Hitze gelbbraun verfärbten, nahm er sie heraus und verteilte sie.

Wir befreiten mit gemischten Gefühlen die Schalentiere von ihrer Umhüllung und begannen die an ein Geduldspiel erinnernde Vertilgung, während er gespannt jede unserer Bewegungen verfolgte.

Obwohl wir mit Vorurteilen aßen, mußten wir gestehen, daß die Fleischstückchen, die wir ausgruben, nicht nur gar waren, sondern auch angenehm schmeckten, und Martinho hatte weder Salz noch ein anderes Gewürz hinzugegeben.

Wir hielten mit unserer Anerkennung auch nicht hinter dem Berge, was Martinho sichtlich beeindruckte.

Auch der Adjutant hatte einen Carangueijo bekommen und war damit zu seiner Hütte gegangen.

Nun kam er zurück mit dem braungelben Blätterpäckchen und gab es mir.

»Der mag das nicht«, sagte ich zu dem Pater und wickelte aus. Doch dann kam das Erwachen! Das, was ich da in dem aufgeklappten, verdorrten Blatt sah, verschlug mir einen Moment die Sprache. Das war gar kein Carangueijo, sondern eine kleine, handgroße Eidechse, geschmort mit Haut und Kopf und Schwanz in ihrem eigenen Saft!

Strahlend über das ganze Gesicht hockte Roberto vor mir.

Auch er erhoffte Anerkennung für die treffliche Speise, die seine Familie bereitet hatte.

Ich warf ihm einen überlangen Blick zu und sagte auf deutsch: »Oh, Roberto, die Gaben deiner Familie bringen mich noch ins Grab!« Die anderen aber feixten.

Da packte mich die Wut. Ich zupfte die Eidechse auseinander — sie war zart und hatte schönes, weißes Fleisch — nahm mir ein Stück und gab dann das Paket weiter an Elisio, der am dreckigsten grinste: »So, nun ziert euch nicht, ihr Brüder! Roberto« — dabei sah ich ihn freundlichst an — »hat uns allen diese Kostprobe gegeben. Nehmt also und eßt!«

Was wollten sie machen! Sie nahmen alle, und mit einem herzhaften Biß in eine Pfefferfrucht, der mir die Tränen in die Augen trieb, schluckte ich das Eidechsenfilet hinunter.

»Agua!« sagte ich zu Roberto, und der rannte gleich mit dem Becher los zum Wassertopf in der Häuptlingshütte.

»Hast du noch ein Bonbon zum Neutralisieren?« fragte ich Thea. Sie

war von der Kostprobe verschont geblieben, weil sie noch an ihren Carangueijos nagte — mit Assistenz der Weiber natürlich, die munter plappernd ihre Hängematte umstanden.

Meine Füße hatten sich erfreulich gebessert. In halb zerrissenen Tennisschuhen, die Pater Antonio irgendwie in seinem Sack gefunden hatte, machte ich am Nachmittag einen Ausflug in den Wald, begleitet von Roberto und Moritz. Ich wollte ausprobieren, ob ich in diesen Schuhen den Rückmarsch zum Boot aushalten würde. Denn die Stiefel waren, wie ein kurzer Versuch bewiesen hatte, für meine Füße nicht mehr zu gebrauchen — im Augenblick jedenfalls. Die Indios hatten beim ständigen Anprobieren — rechter Stiefel am linken Fuß, linker Stiefel am rechten Fuß — die Hinterkappen vollständig heruntergetreten, und meine malträtierten Füße reagierten schon bei der ersten Berührung mit dem verbogenen Leder derart, daß ich jede Hoffnung auf baldige Wiederverwendung aufgab.

Wir wollten Orchideen suchen, das heißt, zu suchen brauchte man sie eigentlich nicht, denn es gab kaum einen Baum, auf dem diese uneigennützigen und zu Unrecht als Schmarotzer angesprochenen Pflanzen fehlten. Aber man kam nicht dran. Wie alles im Urwald, so strebten auch die Orchideen nach oben zum Licht. Die Dämmerung unten taugt nur zum Sterben und Vermodern.

Wir mußten also doch suchen — nach Orchideen, die in greifbarer Nähe wuchsen, auf umgestürzten Bäumen oder Stämmen, die zu erklettern waren.

Roberto hatte von dem Pater eine entsprechende Erklärung erhalten und schritt voran. Dahinter folgte Moritz, der von mir ab und zu ein Bonbon bekam, und ich bildete mit beiden Fotoapparaten den Schluß.

Wir stiegen zum Igarapé hinab und wandten uns dann nach Norden auf die Felsmauer zu. Balata-Bäume von 60 bis 80 Zentimeter Durchmesser standen hier. Noch nie hatte das Messer eines Gummisammlers die Rinde dieser Riesen angeschnitten, um den kostbaren Saft zu gewinnen. Dickbauchige Paxiuba-Palmen hingen über den Igarapé. Sie sind das »Rettungsboot« der Wildnis. Ihr Holz ist derart weich, daß man in weniger als zwei Stunden ein brauchbares Boot aus ihnen herausschneiden kann. Das bauchige Mittelstück des Stammes wird abgeschlagen, grob ausgehöhlt, und fertig ist das Fahrzeug. Allerdings ist dieses weiche Holz sehr saugfähig und hat sich nach sechs bis acht Stunden so voll Wasser gesogen, daß es nicht mehr schwimmt. Aber sechs bis acht Stunden können in Notfällen sehr viel bedeuten. Darum ist die Bezeichnung »Rettungsboot« schon berechtigt.

Wir hatten keine Eile und folgten langsam einem gewundenen Pfad,

Biblioteca Digital Curt Nimuendajú - Coleção Nicolai
www.etnolinguistica.org

immer wieder nach oben schauend, ob sich etwas Brauchbares in erreichbarer Nähe zeigte. Ich machte dabei die Feststellung, daß sich die schönsten Orchideen immer in Gesellschaft der großblättrigen Uambé-Pflanzen befanden, die aus der luftigen Höhe Telephondrähten gleich ihre Wurzelschnüre in den feuchten Boden schickten.

Mehrere morsche Baumstämme suchten wir ab und lösten sorgfältig drei Orchideen von der bröckeligen Rinde. Es waren Cattleyas, ungewöhnlich kräftige Pflanzen. Leider blühten sie nicht.

Wir kamen an einer weiteren Gruppe von Gummibäumen vorbei, und da oben, in einem von ihnen, leuchtete es hellrot. Eine wunderbare Blüte hing dort in dem grünen Gewirr. Ich blieb stehen und rief Roberto, um sie ihm zu zeigen.

Er sah hinauf und taxierte den Stamm auf seine Ersteigbarkeit. Dann schaute er zu mir, zeigte auf sich und nach oben auf die Orchidee, stellte seine Pfeile an die Seite und kletterte hoch. Das Buschmesser hing dabei an einer Schlinge um seinen Hals. Geschmeidig arbeitete sich die braune, sehnige Gestalt den Stamm hinauf. Er kletterte nicht mit Beinschluß, sondern mit Hilfe einer Schlingpflanze, die er um den Baum legte und ruckweise mit den Händen hochschob. Dabei stemmte er sich mit den Füßen vom Stamm ab.

Nach ein paar kurzen Hieben mit dem Messer rief er etwas und ließ die Pflanze fallen. Zwei Minuten später stand er wieder neben mir. Ich hatte die Blüte in der Hand und sah in den handtellergroßen Kelch, aus dessen giftgrüner Tiefe weiße Tupfen aufstiegen, die sich zu flammenden Streifen zusammenfügten und, mit zartestem Rosa beginnend, am Rande der Blütenblätter in ein brennendes Lachsrot ausliefen. Es war eine Orchidee von einmaliger Schönheit.

Roberto sah auf mich und das Farbenwunder in meiner Hand und begriff offenbar nicht, wieso man sich für solch ein Ding begeistern konnte. Sie war nicht eßbar, sie gab keine Früchte — für ihn rangierte sie in der Kategorie: Wertlos.

Für Schönheit hatte er keinen Sinn. Zu gerne hätte ich ihn gefragt, als er so vor mir stand, warum sich seiner Meinung nach solche Blüten wohl entfalteten. —

Es war schon 17 Uhr, und wir begaben uns auf den Heimweg. Die Vogelwelt wurde munter. Ein Jacamin lachte ganz in der Nähe. Im gleichen Augenblick stand Roberto wie angewachsen. Unwillkürlich blieben Klein-Moritz und ich ebenfalls stehen.

Wieder lachte es die Tonleiter herunter — aber diesmal war es Roberto, der den Vogel heranlocken wollte.

Der Pfeil mit dem Widerhaken lag schon auf der Sehne.

Nichts antwortete. Wir standen reglos, stumm.

Da — wieder das Lachen und ein schwaches, klatschendes Flügelschlagen. Ich sah nach oben, konnte aber beim besten Willen nicht die Richtung bestimmen, aus der die Vogelrufe kamen.

Da hob Roberto langsam den Bogen. Ganz ruhig und gleichmäßig war die Bewegung. Als die zitternde Pfeilspitze verhielt, folgte ich mit den Augen ihrer Richtung. Da sah ich den Jacamin auf einem Ast sitzen. Er erhob sich, stolzierte graziösen Schrittes mit wippendem Kopf noch ein Stück höher.

»Jetzt wird er die Schwingen öffnen und fortfliegen«, war mein Gedanke, aber noch bevor ich ihn zu Ende gedacht hatte, hörte ich ein schwaches Reiben, ein Gleiten und gleich darauf den tiefen Ton der schwirrenden Sehne.

Der Pfeil hatte seinen Weg angetreten. Ich sah nur undeutlich, was sich dann abspielte: Schemenhaft glitt das helle Rohr durch das Gewirr über mir, und schon stürzte der Vogel herab, schlug an die Äste und plumpste mit dumpfem Aufschlag auf den Boden. Dabei brach die Pfeilspitze ab.

Der erste, der an Ort und Stelle eintraf, war Klein-Moritz. Sein Interesse aber galt nur dem Pfeil, den er nach Hause tragen durfte. Roberto, der mir stolz den Vogel mit ausgebreiteten Schwingen präsentierte, erhielt auf der Stelle eine Zigarette für seinen Meisterschuß.

Während wir weiterschritten, dachte ich mit gelindem Gruseln an die nächste Delikatesse, die mir Roberto möglicherweise zukommen ließ. Immerhin, der Jacamin war ein Vogel, dessen Fleisch vortrefflich schmeckte, aber wer konnte voraussehen, auf welche Art die stramme Nilza oder Tereza ihn zubereiten würden.

Kurz vor dem Dorf, wo der Wald sich lichtete, schwirrten buntschillernde Kolibris an den blauen Blüten einer Schlingpflanze. Sie verhielten flatternd vor den Blumenkelchen und schoben dann langsam und vorsichtig den spitzen Schnabel in den duftenden Trichter.

Ich lief die paar Meter bis zum Dorf, um die Filmkamera zu holen, aber zu einer Aufnahme kam es nicht mehr.

Im Dorf ging alles drunter und drüber. Aufgeregt drängten sich die Bewohner vor und in der Hütte des alten Häuptlings. Sogar Thea lag nicht mehr in der Hängematte, wie ich mit einem Blick feststellte. Da sah ich in der Mitte des Menschenauflaufs die große Gestalt des Paters aufragen.

»Was ist los?« — Ich drängte mich durch.

In einer Hängematte lag die jüngste der drei Ehefrauen, die Augen rot unterlaufen, und zitterte am ganzen Körper.

Pater Antonio packte gerade die Injektionsnadel weg.

Schlangenbiß!

Am Unterschenkel, inmitten einer starken Schwellung, waren zwei feine, bläulich schimmernde Punkte zu sehen. Der Pater nahm sein Messer, das er mit der Spritze zusammen ausgekocht hatte, und öffnete sie ein wenig. Dann quetschte er Blut heraus, rieb die Stelle mit der Chrom-Quecksilber-Lösung ab und klebte ein Pflaster darüber.

Und dann erzählte er: Auf dem Rückweg von der Bananenpflanzung hatte sie eine Schlange erwischt. Art unbekannt. Den Symptomen nach war es wohl eine Jararaca gewesen. Die Frau hatte sofort ihren Tragkorb abgeworfen und war zum Dorf gelaufen, wo der Pater ihr gleich zehn Kubikzentimeter Serum injiziert hatte.

Nun mußte man warten. Die Krisis setzt nach 48 Stunden ein. Würde sie die überleben, dann war nichts mehr zu befürchten.

Wir gingen zu unseren Hängematten, und der Pater sagte: »Ich werde ihr morgen noch eine Injektion geben. Besser ist besser! Zumal ich ja nicht sicher weiß, ob es wirklich eine Jararaca war. Und dann — ihr wißt ja — unser Nimbus steht bei solchen Sachen immer auf des Messers Schneide. Es war gut, daß sie in den letzten Tagen schon zugesehen haben, wie ich Dona Thea die Einspritzungen gab. So haben sie wenigstens nicht gleich zu Beginn ein Vorurteil.«

Der alte Häuptling kam herüber zu uns und sprach mit Pater Antonio. Dabei deutete er immer wieder zurück zur Hütte, in der sich noch die Araraibos drängten.

Der Pater verneinte mehrmals heftig. Dann stand er auf und ging mit dem Alten weg. »Ich komme gleich zurück«, sagte er zu uns.

Unterdessen gab ich Thea meine Orchideen. Wir banden die Pflanzen an einen Ast, um sie aufzuhängen und später besser transportieren zu können.

»Man hat es nicht leicht«, sagte Pater Antonio, als er wieder bei uns saß. »Da wollte der Alte doch unbedingt das Pflaster abmachen und Blätter auf die Wunde binden. Ich habe es aber strikt verboten. Ich will den Burschen beweisen, daß meine Medizin besser ist als ihre — besonders jetzt, nachdem schon Stunden seit dem Biß vergangen sind.

Die Caboclos hier an den Flüssen legen ein aufgeschlagenes, hart gekochtes Ei — so heiß wie möglich — auf die Bißstelle, um das Gift herauszuziehen. Das hilft etwas, ohne Zweifel, aber nur, wenn sehr günstige Umstände mitwirken. Der Dotter färbt sich sofort schwarz bei dieser Methode, und die Hitze zieht natürlich das Blut hin — aber wenn die Giftdrüsen der Schlange voll waren, dann gibt es nur eins: Serum!

Ihr glaubt ja nicht, wie gleichgültig — ich möchte fast sagen: fatalistisch in diesem Punkt gehandelt und wie sehr die schreckliche Wirkung der Gifte auch bei den Menschen hier unterschätzt wird, die doch eigentlich besser Bescheid wissen müßten. Was ich da auf meinen Fahrten

schon mitangesehen habe, ist unglaublich. Gerade am Rio Negro, wo der Einfluß der Içana-Zauberer noch stark ist, wird geradezu verbrecherisch leichtsinnig gehandelt. Die Leute verlassen sich blind auf diese Kurpfuscher, und das Ende vom Lied ist, daß sie dann in letzter Minute zu den Krankenhäusern der Missionen kommen. Die sollen dann Wunder vollbringen. Einmal habe ich eine Frau nach Uaupés transportiert. Der Biß lag nach ihrer Angabe schon sieben Tage zurück. Sie brüllte vor Schmerzen. Das Bein war bis zum Knie schon abgestorben und schwarz. Es stank wie die Pest. Sie wurde dann ohne Narkose amputiert. Eine Betäubung hätte sie gar nicht mehr ausgehalten. Und zum Schluß starb sie doch. Der Giftstoff fraß weiter in ihrem Körper — sie war nicht mehr zu retten. Und da flehen die Leute: ›Nein! Bring mich nicht in das Krankenhaus! Da müssen wir sterben.‹ Ja, da sterben sie dann — aber nur, weil sie zu lange gewartet haben, weil sie selbst schuld sind. Aber das geht nicht in die Schädel dieser Indios hinein.

Darum will ich diese gleich anders erziehen. Wenn sie einmal gesehen haben, daß es gut abgeht, besser, schneller und sicherer als mit ihren Mitteln, dann haben sie auch Vertrauen.

Genau wie bei unserer Tabletten-Kur. Ich bin überzeugt, daß Joaquim mich beim Abschied daraufhin ansprechen wird. Aber ich gebe ihm keine. Erstens hat er keinen trockenen Aufbewahrungsort, und zweitens bin ich nicht davon überzeugt, daß sie die Tabletten nachher so nehmen, wie ich es ihnen angebe.« — — —

Am nächsten Morgen wurde ich wach, weil mich fröstelte. Wieder einmal war meine Uhr stehengeblieben. Es konnte jedoch höchstens 5 Uhr sein.

Ich rollte mich aus der Hängematte und ging über den Dorfplatz.

Noch hingen die Schatten der Nacht in den Bäumen, und das Glitzern der Sterne begann gerade zu verblassen.

Der Sand knirschte unter meinen Füßen. Ein Hund fuhr mit einem kurzen Bellen hoch — langsam schritt ich weiter auf den gegenüberliegenden Eingang zu . . .

Ja, sie hatten Hunde. Sie hatten auch zahme Jacamins und Mutuns, die oben auf den Hütten schliefen und mit ihrem komischen Geschrei rechtzeitig den Sonnenaufgang anzeigten. Die Hunde stammten wohl von früheren Raubzügen oder waren bereits die Söhne oder Enkel der damals erbeuteten. Zur Jagd wurden sie nicht verwendet, sondern dienten einzig und allein den Kindern als willige Spielzeuge. Außerdem bellten sie mit Vorliebe des Nachts, wenn sie wohl draußen außerhalb des Zaunes irgendwelche Geräusche hörten.

Es waren armselige, bedauernswerte Geschöpfe, an denen der Urwald

seine ganze Bosheit ausließ. Als sich einmal einer dieser mageren Köter zitternd und winselnd zu mir heranschob, fuhr ich über sein struppiges Fell, spürte etwas unter den Fingern und untersuchte ihn daraufhin genauer. In weniger als einer halben Stunde drückte ich ihm dann 26 Berne aus, dicke, bis zu zwei Zentimeter lange Maden, die wahre Höhlen unter der Haut des Tieres gebildet hatten. In ganzen Nestern saßen sie zusammen, und es war kein Wunder, daß der Hund vor Schmerzen schrie. Die Indios, die mir zusahen, zeigten keinerlei Verständnis für meine Bemühungen. Daß das Tier litt, berührte sie nicht.

Ich war am Ausgang — oder Eingang — des Dorfes angekommen. Links lag die Hütte von Robertos Familie. Das kleine Feuer zwischen den Hängematten glühte noch und warf einen schwachen Schein in das fade Grau des beginnenden Tages.

Natürliche, wenn auch kaum gesellschaftsfähige Geräusche drangen von den Liegenden herüber. Doch was heißt hier gesellschaftsfähig? Die Zeiten haben sich geändert und damit auch die Sitten.

Der Eingang in dem Palmblattzaun war verschlossen. Jeden Abend machten sie die Pforte dicht. Welche Beweggründe mochte das haben? Einen Schutz bot der Zaun nicht. Jedes Kind konnte hindurchschlüpfen — also erst recht jedes Tier. Ob der Zaun vielleicht Geister abhalten sollte — den bösen Poré zum Beispiel?

Fragen, auf die es keine Antworten gab — und deren waren noch viele. Ihr freundschaftliches Verhalten gegenüber dem Pater war wirklich nur rein geschäftlicher Natur. Er half ihnen, und sie waren nett zu ihm. Aber in ihr Inneres ließen sie ihn nicht schauen. Sie hatten ihm Kinder anvertraut wie Martinho, aber war das Motiv zu dieser Handlungsweise wirklich Vertrauen? War es nicht nur die materielle Überlegung gewesen: »Wenn sie weg sind, brauchen sie bei uns nicht mehr zu essen?«

Der Pater hatte einmal gesagt: »Der Verstand sitzt bei ihnen im Magen«, und dieser knappe Satz charakterisierte sehr gut, was wir nun selbst seit Tagen beobachteten und feststellten: Ihr Dasein stand bestenfalls mit tierischem Leben auf einer Stufe. Das war die Wahrheit! Wir sahen es zu jeder Stunde, und trotzdem sträubten wir uns gegen diese Erkenntnis. Sie waren Menschen mit Händen und Füßen. Sie lachten und weinten, schwiegen mit ernsten Gesichtern und hielten stundenlange Reden . . . Und doch waren sie so ganz, ganz anders. — — —

Die Nacht wich von dannen. Ein schwaches Leuchten kam über die Gebirgszacken rechts von mir und fuhr über den Himmel wie eine Puderquaste. Unten lagen die weißen Nebel — noch halbverborgen im Dunkel der Täler.

Die ersten Vogelstimmen erhoben sich. »Bem ti vi«, sang ein kleiner

Kerl hoch oben auf dem höchsten Ästchen eines Sapopema-Baumes. Ein anderer rief energisch: »Johann! Johann!«, und ich erwartete unbewußt die devote Antwort. »Herr Graf haben befohlen.«

Eine Schar Perequitos, jene grünen Spatzen der Tropen, kam mit munterem Gezwitscher über den Wald und zog den rosa Strahlen entgegen, die von Minute zu Minute kräftiger über das Gebirge in den Himmel griffen. Dann wurden die Mutuns und Jacamins munter, und die ersten Gestalten traten aus den Hütten.

Ein neuer Tag brach an . . .

An diesem Tag sahen wir den Pater zum erstenmal wieder in Stiefeln. Er stapfte hinüber zur Hütte des alten Häuptlings und injizierte der Frau nochmals zehn Kubikzentimeter Serum.

Dann ging er mit Elisio und Martinho auf die Jagd.

Als sie aufbrachen und auf den Ausgang zusteuerten, rief ich hinter ihnen her: »Wo bleibt die ›Pose‹, Pater Antonio?«

Er winkte ab: »Pose oder keine Pose — haltet uns lieber die Daumen, daß wir heute abend einen anständigen Braten im Topf haben.« Dann verschwanden sie hintereinander im Wald.

Ich saß mit Thea allein, und das Gedränge um uns war zahlreicher als an den anderen Tagen.

Der Pater hatte gestern abend verkündet, daß wir heute etwas ganz »Spezielles« verteilen würden — und so war das Gedränge verständlich. Das »Spezielle« waren die Buntstifte, die wir mitgebracht hatten und von deren Wirkung wir noch nicht überzeugt waren. Man mußte diplomatisch vorgehen.

Ich zog zunächst ein Bilderbuch aus dem Sack, so eins mit steifen Kartonblättern, wie man es kleinen Kindern schenkt und das der Verkäufer mit dem Attribut »unzerreißbar« anzupreisen pflegt. Das Bilderbuch enthielt in prächtigem Buntdruck unsere Haustiere. Ich schlug es auf, hielt es hoch und sagte: »Kuh!«

Die Araraibos schauten und — schwiegen. Kein Laut, weder des Beifalls noch mißfälliger Natur kam über ihre Lippen.

Ich nahm das Buch herunter und blätterte weiter. Schön, dachte ich bei mir, eine Kuh kennen sie nicht! Wollen wir mal ein bekanntes Tier zeigen. — Auf der dritten Seite lag Pollux, der Wachhund, vor seiner Hütte. Das werden sie erkennen. Mit dieser Hoffnung hob ich das Buch wieder in die Höhe. »Hund!« sagte ich. »Huuuuuu!« machten die Zuschauer und streckten mir — wie nicht anders zu erwarten — die Hände entgegen. Aus dem »Huuuuuu« wurde »Iba«. — Ich gab ihnen das Buch, und es war wirklich gut, daß es die Bezeichnung »unzerreißbar« trug. Denn als die Araraibos entdeckten, daß dieses komische Ding in ihren

Händen zehn Blätter hatte und jedes Blatt zwei Bilder, da wußten sie gar nicht mehr, wo sie was zuerst anschauen sollten.

Ich bat Joaquim, der als regierender Herrscher neben mir saß, das Buch zurückzufordern, ehe es zum offenen Streit kam – denn einige rauften sich schon, weil sie nicht genug sahen.

Dann begann ich wieder mit der Kuh. Jetzt hatten sie begriffen, um was es sich handelte, und jedes Bild wurde gebührend begrüßt – und im Chor wiederholten sie den Namen.

»Kuh«, sagte ich. »Kuh«, wiederholten sie und schnalzten mit den Zungen. – »Esel.« – »Esel«, sagten sie und die Zungen knallten wie ein fernes Feuerwerk.

»Hund.« – Auf »Hund« folgte »Huuuuuu«.

Bekannte Tiere wurden mit »Huuu« geehrt, unbekannte mit Zungenschnalzen.

Leider beschränkte sich das Erkennen auf weniger als die Hälfte meiner Haustiere. Das Pferd, das Schaf, die Ziege, die Gans – bei ihnen allen knallten die Zungen.

Das Kaninchen, der Hase und die Taube wurden mit »Huuu« bedacht. Den großen Erfolg aber erzielte die Katze. Auf dem Bild hing sie an einen Baum gekrallt und fauchte zu einem Hund herab – obendrein war sie noch braunweiß.

In ihr erkannten sie zweifellos einen Jaguar. Der Beifall nahm kein Ende, und wieder rissen sie mir das schöne Bilderbuch fast aus den Händen. Aber nun ließ ich es ihnen, weil der zweite Akt auf dem Weg zu den Buntstiften fällig war.

Ich nahm ein Malbuch vor, in dem etwa die gleichen Tiere abgebildet waren, und begann sie mit den Buntstiften zu färben.

Weißes Papier färbte sich unter meinen Händen grün und blau und braun – das war ein Wunder! Sie stießen sich gegenseitig mit den Köpfen – so dicht umdrängten sie mich, und nur Joaquim war es zu danken, daß nicht sofort alle zwölf Farbstifte gleichzeitig auf meinem weißen Bogen malten.

Als das Pferd braun, das Gras grün und der Himmel blau waren, gab ich dem Häuptling das Heft, schlug die Seite mit der Katze auf und bedeutete ihm: Nun bist du dran!

Es war rührend, ihm zuzusehen.

Zuerst probierte er, der noch nie einen Bleistift in der Hand gehabt hatte, vorsichtig die einzelnen Farben aus. Und dann begann er. Aber, obwohl das Tier vorgedruckt war und er es auch erkannte, kam er nicht mit ihm zu Rande. Er strichelte mit allen Farben darin herum. Ein moderner Maler hätte es nicht mehr verunstalten können. Offenbar machten die Farben ihm so viel Freude, daß er darob das Bild vergaß.

Er gab das Heft an seinen Vater – und der zog alle Buntstifte einmal quer über das Blatt, auf dem die Enten in einem Dorfteich schwammen, zeigte mit strahlendem Gesicht sein Werk und gab das Heft an Joaquim zurück.

Noch sah ich mein Vorhaben nicht als gescheitert an, schlug den Hund auf, der auch auf dieser Zeichnung vor seiner Hütte lag, und begann von neuem.

Ich malte ihn zur Hälfte aus – Joaquim sollte weitermachen. Aber da, wo ich mit Braun aufgehört hatte, setzte er, nachdem er alle Stifte genau betrachtet hatte, mit Grün an und beendete ihn zebragestreift in Rot, Gelb, Blau und Orange.

Es waren zweifellos die Farben, die ihn verwirrten. Er kannte Rot vom Urucu und Blauschwarz vom Genipapo, aber mit allen übrigen Farbtönen hatte er noch nie malen können – und jetzt nutzte er die Gelegenheit aus.

Ich ließ ihm das Etui mit den Stiften und das Malbuch.

Wie ein Rausch kam es über ihn, und er bekritzelte Seite um Seite in allen Farben kreuz und quer, rund und eckig ...

Das alles geschah unter der lebhaften Anteilnahme seiner Untertanen, die ihn umstanden und anscheinend vom gleichen Enthusiasmus geleitet wurden.

Ich nahm Roberto zur Seite und ging mit ihm in seine Hütte. Hier zog ich einen Schreibblock aus der Tasche und schrieb in Druckbuchstaben seinen Namen. »Nachmachen!« – Ich gab ihm den Block. Er rollte den Bleistift in seinen Fingern und begann dann mit Schlangenlinien, wie sie auch seinen Gürtel zierten.

Ich führte seine Hand. Gemeinsam machten wir das R, das O, das B, dann ließ ich los. Das E gedieh noch so eben, obwohl seine Schenkel beachtlich auseinanderstrebten. Das R aber war der letzte Buchstabe, den er auf das Blatt zauberte. Sein abwärts führender Endstrich begann zu tanzen und wurde ganz automatisch zur Schlangenlinie.

Ich glaube, Roberto konnte gar nichts dafür, seine zeichnerische Veranlagung forderte eben die gekurvte Linie – und nichts weiter. Ich zeichnete mit einfachen Strichen ein Haus, einen Fisch und einen Hund. Willig setzte er an, um das Bildchen zu kopieren, aber – es gelang nicht. Am Anfang stand der Versuch – aber das Ende war immer die sich windende Linie.

Ich gab auch Nilza und Tereza ein Blatt Papier. Aber wie das nun mal so ist: Auf jedes millimeterlange Strichchen folgte eine Minute Gekicher. Sie hatten, wie man in Köln sagt, Spaß an der Freude!

Eins wurde mir an diesem Vormittag klar: Bevor einer der Araraibos in den Stand der Schriftgelehrten aufsteigen würde, hatte Pater Antonio bestimmt schon einen weißen Haarschopf.

Ich ging zurück zu Thea, die noch immer in der Mitte des Pulks saß und auch ihrerseits Männchen malte.

Jedes Blatt Papier, das sie mit einem Bleistift verschenkte, versah sie zuerst mit einem Strichmännchen. Und jedem Empfänger machte sie klar, daß er das Männchen abzeichnen solle.

Wir brauchten uns nicht zu sorgen, daß die Araraibos sich vor dieser Aufgabe drückten. Im Gegenteil – sobald ein Zettel vollgekritzelt war, kamen sie herbei, um ihn gegen einen neuen, leeren zu tauschen.

Sie saßen auf dem Boden und in den Hängematten, standen und lagen, und als Schreibtisch diente die gute Mutter Erde oder der urucugefärbte Rücken des Kollegen. Sie entwickelten einen nie gekannten Eifer – aber was sie nicht entwickelten, waren die Männchen, die sie nachzeichnen sollten.

Striche, Kreise, aber zu 98 Prozent Schlangenlinien – das war es, was die vollgemalten Zettel zeigten, die sich in unseren Hängematten türmten.

Es ging so lange, bis der dritte Block sein letztes Blatt verloren hatte. In einer knappen Stunde hatten sie 300 Zettel bekritzelt, ohne sich überanstrengt zu haben.

Ich schrieb in mein Tagebuch, das ich von dieser Stunde an sorgfältig hüten mußte: »Buntstiftaktion war voller Erfolg!« – –

Da sagte Thea: »Wir haben ja noch die Bälle.« Sie sah wieder normal aus. Die Schwellungen waren verschwunden. Gestern hatten wir ihr die fünfte Penicillin-Injektion gegeben, und sie schien über den Berg zu sein.

Wir kamen so langsam wieder in die körperliche Verfassung, die für den Marsch zum Boot nötig war. Daß Thea an die Bälle dachte, war ein gutes Zeichen. Ich beschloß, abends nochmals mit dem Pater über unseren Aufenthalt zu sprechen. Er hatte zwar mit Überzeugung betont, es bestände kein Grund zur Besorgnis, solange wir noch etwas zu verschenken hätten, aber ich traute ihm nicht ganz. Diese Äußerung konnte von der Tatsache beeinflußt gewesen sein, daß wir ja gar keine andere Möglichkeit gehabt hatten, als zu bleiben.

Jetzt, nachdem wir wieder alle so einigermaßen obenauf waren, konnte er seine wirkliche Meinung äußern – und außerdem wurden die Säcke des Weihnachtsmannes immer leerer!

Thea kramte die Bälle aus und warf sie auf den weiten Dorfplatz. Sofort waren die Kinder hinterher und zerrten Thea in die Gluthitze des Mittags – sie sollte mitspielen.

Zum Glück kamen bald darauf Pater Antonio und die beiden anderen von der Jagd zurück. Sie hatten zwei prächtige Mutuns geschossen und einen Gavião, der sogleich das besondere Wohlgefallen Joaquims erregte. Und das war begründet. Die weißen Flaumfedern des Gavião sind

nämlich begehrte Schmuckartikel. Man streut sie in die Haare, wie es die dunkelhaarigen Damen Roms einst mit Goldstaub getan haben sollen, um blond zu erscheinen.

Die Araraibos allerdings wollten damit nichts vortäuschen, wenngleich sie sich auch – wörtlich genommen – mit fremden Federn schmückten. Sie taten es aus reiner Freude, aus spielerischem Wohlgefallen, genauso wie sie Urucu und Genipapo benützten. Und wenn es bei ihnen auch noch keine Masken und Maskentänze gab, so waren sie doch auf dem Wege; ihr Schmuck- und Schminkbedürfnis war der Beweis, daß auch in ihrem Innern der uralte, menschliche Wunsch lebte, den Fesseln des eigenen Ich zu entfliehen.

Den Gavião erhielt also Joaquim – gewissermaßen als Repräsentationsgabe. Aber der rebhuhngroße Vogel war nicht ausreichend für all die Köpfe, die er zu versorgen hatte. Darum bekam er auch noch ein Mutun. Der andere aber sollte eine gute Suppe mit Einlage geben.

Der Mutun, das Hokkohuhn, ein schwarzer Vogel mit leuchtend rotem Schnabel, ist dem Truthahn sehr verwandt. Man könnte sagen, es sei der in der Wildnis lebende Bruder, etwas kleiner als der zivilisierte, aber nicht weniger schmackhaft.

Elisio machte sich wieder ans Werk. Thea und Martinho halfen rupfen, während der Pater nach einem freien Kochtopf ausschaute.

Um 14 Uhr hingen Kessel und Mutun über einem flackernden Feuer. Ich betone absichtlich die Zeit – sie wurde noch bedeutsam.

Draußen auf dem Dorfplatz hatte die Jugend einen neuen Sport entdeckt, dem sie mit viel Geschrei nachging.

Sie warfen die Gummibälle in die Luft und schossen ihre Pfeile nach dem fliegenden Ziel. Auch Moritz war dabei. Roberto hatte ihm einen kleinen Bogen gemacht – der aber immerhin so groß war wie Moritz selbst –, und damit schoß er die abgebrochenen Pfeile seines Vaters in den Himmel.

Auch Bruno war dabei und ein anderer kleiner Junge, der in der Häuptlingshütte wohnte.

»Ju e tikea?« fragte ich ihn, denn mein Wortschatz der Araraibosprache gedieh mit der Hilfe des Adjutanten bestens.

Er antwortete »Carlos«. Mithin war meine Aussprache auch den Kindern verständlich. Da es ohne Zweifel den Bemühungen Robertos zu verdanken war, gab ich ihm ein Bonbon – denn die Bonbons wiederum waren letztlich der Schlüssel zu meinen linguistischen Fortschritten.

Und das kam so: Roberto hatte gemerkt, daß er immer eine der süßen Kugeln bekam, wenn ich zufrieden mit ihm war, und bemühte sich deshalb nach Kräften, diesen Zustand herbeizuführen. Es war herrlich, wie er sich anpaßte. »Bom?« fragte er. Er hatte dieses portugiesische Wort

aufgeschnappt, denn ich sagte es aus reiner Gewohnheit, wenn er mir einen Dienst erwiesen hatte. Es hieß soviel wie danke schön. Und wenn ich das sagte, dann wußte er: Jetzt gibt's eine Belohnung.

In der Praxis sah das so aus: Ich wollte in einer Hütte filmen und gab ihm den Photoapparat zum Halten. Dann, wenn die Szenen aufgenommen waren und wir weitergingen zur nächsten Hütte, sagte ich selbstzufrieden mit meinem Schnappschuß: »Estava bom« — und gab ihm etwas zum Lutschen. So war es im Anfang gewesen. Jetzt brauchte ich schon gar nichts mehr zu sagen. Er selbst fragte »Bom?« — und dabei hielt er bereits die Hand auf, um sein süßes Trinkgeld in Empfang zu nehmen.

Bruno warf den Ball in die Luft, Klein-Moritz riß den Bogen hoch, spannte und schoß. Er traf den Ball nicht, aber er gab auch nicht auf. Wieder und wieder stieg der Ball und flog der Pfeil — aber Klein-Moritz besaß noch nicht die Gabe, die Kurve des fallenden Balles zu berechnen.

Es ist also kein Instinkt, sondern Übung, genau wie bei uns im Schützenverein. König wird, wer am besten trifft (und das nötige Kleingeld hat, die mit der Würde verbundenen Spesen zu tragen).

Ich beobachtete Roberto von der Seite und sah, daß es ihm in den Fingern zuckte, hier zu zeigen, wie man den Ball trifft.

Plötzlich rannte er in die Hütte und kam gleich darauf mit seinem Bogen zurück. Er nahm die Pfeile seines Sohnes, wog einen nach dem anderen in der Hand, bog sie leicht und glättete die etwas struppigen Federn am hinteren Ende. Dann sagte er ein paar Worte zu Bruno, der zu einem mächtigen Wurf ausholte.

Der Ball stieg, Roberto riß den Bogen hoch, der Pfeil schwirrte ab. Und dort, wo der Ball seine Geschwindigkeit verminderte, um dann zurückzufallen, dort traf ihn der Pfeil und gab ihm einen Stoß, daß er weit drüben am anderen Ende des Platzes herunterkam.

Die Kinder hatten ihr eigenes Übungsschießen eingestellt, als Roberto mit dem Bogen kam, und zugesehen — und rannten nun schreiend zu der Stelle hin. Roberto blickte mich mit stolzem Lächeln an: »Bom?« fragte er.

Diesmal erhielt er eine Handvoll Bonbons.

Wir gingen hinüber zu der Hütte des alten Häuptlings. Die Frau lag apathisch in der Hängematte. Sie hatte Fieber. Man sah es ihr an. Die gesunde Bräune war von der Haut gewichen. Grau lag sie in der rotbraunen Liegestatt, und die Urucustreifen leuchteten wie Blut.

Ich fühlte ihren Puls. Er schlug schnell und unregelmäßig. Der Alte kam sofort herbei und hielt mir eine lange Rede, von der ich nichts verstand. Ich versuchte es mit dem bewährten Trick. Ich zeigte auf die Frau

und sagte: »Kurumi schulimã.« Die Frau wird wieder gut, sollte das heißen, und er verstand mich . . .

Es wurde so langsam Abend, und vor Elisio kochte der Mutun. »Na?« fragte ich. »Wie steht's mit der Hühnersuppe? Wann können wir essen?«

Elisio machte ein griesgrämiges Gesicht. »Wird nicht weich«, antwortete er lakonisch.

»Nicht so schlimm! Der Abend ist ja noch lang. Dann essen wir eben später!«

Wir gingen weiter zu Pater Antonio, der in der Hängematte saß und auf seine Füße schaute. Thea war immer noch umringt von Frauen, die sich die bekritzelten Zettel geholt hatten, um auch das letzte weiße Eckchen noch auszufüllen.

»Was machen die Füße?«

Der Pater sah auf. »Für diesmal ist es vorbei, glaube ich. Aber es war bedeutend schlimmer als damals am Marauiá. Außerdem muß es auch vorbei sein, denn meine Tinktur ist alle. Wenn es doch ein anderes Mittel gäbe! Dieses Zeug ist ja hervorragend, aber es brennt einem den Verstand aus dem Leib. Und was macht Dona Thea?«

»Ich glaube, sie ist auch über den Berg. Sie hat ja heute schon mit den Knaben Ball gespielt, wie Sie gesehen haben. Sie sagt, sie spüre nichts mehr — auch wenn sie sich bewege.«

»Dann hätten wir es also noch mal geschafft und können an die Rückreise denken. Was meinen Sie?«

Nun warf der Pater also selbst das Thema auf, über das ich mit ihm sprechen wollte. Um so besser!

»Ja, wenn Sie schon davon anfangen, jetzt, nachdem es keine zwingenden Gründe mehr gibt für unseren Aufenthalt. Wie lange können wir denn noch bleiben? Haben Sie schon etwas festgestellt, daß sie froh wären, wenn wir abzögen? Sie kennen sich da ja selbstverständlich besser aus als ich . . .«

Der Pater hatte einen Stock in der Hand und malte Figuren in die helle braune Erde. Es vergingen Minuten, bis er zu reden begann. Er sah nicht auf, sondern kratzte weiter an seinen geometrischen Motiven.

»Sie trauen uns nicht«, sagte er langsam. »Sie haben wohl auch beobachtet, daß sie — und besonders die Frauen — immer energischer an den Säcken herumzerren, in denen die Bekleidungsstücke sind. Ich fürchte, daß sie uns ausplündern bis aufs Hemd — oder vielleicht auch noch weiter, wenn wir nicht endlich den Rest verteilen.«

Er warf den Stock ärgerlich weg und sah auf: »Ich traue ihnen auch nicht. Vertrauen ist bei Indios — besonders bei solch primitiven — Glückssache. Hier zählt nur der Profit. Wenn ich ihnen auch im allgemeinen den Verstand abspreche — ich sagte ja schon einmal, der sitzt bei ihnen

im Magen —, so gibt es doch eine Ausnahme: Joaquim! Ohne ihn oder ohne sein Einverständnis wird uns kein Haar ausgerissen. Und solange er nicht ungeduldig wird ... Außerdem weiß Joaquim sehr gut, daß außer mir niemand herkommt. Wenn es also um den Profit geht — dann nur mit mir. Eigentlich brauchen wir also keine Bedenken zu haben über die Dauer unseres Aufenthaltes ...«

Ich hatte mir eine Zigarette angezündet und sagte: »Eigentlich brauchen wir keine Bedenken zu haben! Sehr diplomatisch! Wir müssen also doch auf der Hut sein?«

»Ja«, sagte der Pater. »Denn all meine Überlegungen entspringen natürlich meiner Logik — oder der Logik des zivilisierten Menschen. Ob sich Joaquim an diese verstandesmäßigen Regeln hält, das ist die Frage. Bis jetzt hat er sich immer sehr vernünftig gezeigt. Ich konnte nie klagen bei unseren bisherigen Begegnungen. Ich habe wirklich nur den allerbesten Eindruck von ihm. Aber ob er nicht doch durch irgendeinen Zufall in seine tierischen Reaktionen zurückfällt? Es ist zwar nicht wahrscheinlich, aber immerhin möglich.«

»Schön! Was werden wir also machen? Verteilen wir den ganzen Zauber und hauen morgen ab. Oder was meinen Sie? Ich habe nämlich kein Interesse daran, mich mit den Kerlen auf ein Wettrennen zum Boot einzulassen, weil da der Sieger schon vorher feststeht. Und wenn es ernst werden sollte? Wir sind doch hoffnungslos unterlegen!«

Pater Antonio lächelte gezwungen: »So schlimm ist es noch nicht. Ich habe Joaquim jeden Abend etwas Besonderes zugesteckt. Der kann bis heute dick zufrieden sein. Aber wir wollen mal sachlich überlegen: Ich muß mindestens noch einen Tag bleiben, bis ich Gewißheit über den Schlangenbiß habe. Das ist zunächst einmal das Wichtigste. Dann zu Ihnen. Wie weit sind sie mit der Filmerei? Haben sie alles aufgenommen, oder fehlt noch etwas Wesentliches?«

»Wenn sie keine besonderen Spezialitäten mehr auf Lager haben, dann fehlt eigentlich nichts. Wir können ja nicht warten, bis jemand stirbt, um den Scheiterhaufen zu filmen. Das wäre zwar *die* Sensation des Jahrhunderts, aber die Kerle sind ja alle kerngesund. Und alte Leute gibt es kaum. — — — Ja, warum eigentlich? Warum sieht man nur junge Leute und Kinder — mit Ausnahme des alten Häuptlings und einer alten Frau?«

Die Abendsonne ließ das Gebirge im Hintergrund aufleuchten. Blank lag es unter dem blauen Himmel. Keine Wolke beeinträchtigte das unerhörte Bild.

»Warum gibt es fast keine alten Leute, Pater Antonio?!«

Über dem Dorfplatz und den Hütten lagen bereits die blauen Schatten der Nacht. Das warme Licht der untergehenden Sonne berührte eben

noch die höchsten Wipfel der Bäume, um sich dann ganz allein auf den Koloß aus Quarz und Granit zu konzentrieren.

Der Pater antwortete: »Ich weiß es nicht. Ich weiß so vieles noch nicht. Ich vermute nur. — Das Klima und die Lebensbedingungen werden die Araraibos früh verbrauchen. Der Mann von 25 Jahren sieht schon so aus wie ein Städter mit 45 Jahren. Und die Frau, die Sie alt nennen, ist vielleicht erst 40 Jahre, vielleicht sogar jünger — und sie steht schon dicht vor dem Ende ihres Lebens.

Der Urwald frißt sie auf der Höhe ihrer körperlichen Entwicklung, weil das Schwache in der freien Natur nicht bestehen kann. Wie sie sterben? Wer weiß ...

Tiere werden, wenn sie den Gefahren und dem harten Daseinskampf nicht mehr gewachsen sind, unerbittlich vernichtet. Entweder tötet sie der kräftigere Feind — oder sie verhungern. Vielleicht unterstehen die Menschen, die gleich Tieren leben, denselben Gesetzen, es sei denn, daß sie ihres Ansehens wegen unter dem Schutze des Stammes ihren Lebensabend verbringen können. Wie gesagt, ich weiß es nicht. Der Tote, den sie damals an meiner Hütte verbrannt haben, war von einem Jaguar angefallen worden, der ihm den halben Rücken herausgerissen hatte. Sie brachten ihn schon halbtot an, und er starb, obwohl auch ich noch alles mögliche versuchte, am gleichen Tag. Er hatte zuviel Blut verloren, und außerdem war die Lunge verletzt.«

Er schwieg wieder, und wir sahen hinauf zu der Serra, die von Purpur ins Violett hinüberschimmerte. In der klaren Luft schien sie greifbar nahe, und die steilen Abstürze glitzerten lockend aus einer unirdischen Höhe herab.

»Vielleicht ist der Tod infolge Jagdunfalls für sie der beste ...«, sagte der Pater leise, und es klang wie ein Echo aus den noch nie betretenen Schluchten des Gebirges ...

Er stand brüsk auf.

»Kommen Sie!« sagte er. »Das Leben geht weiter. Wir wollen mal in den Kochtopf schauen. Ich habe Hunger.«

»Ja, gehen wir. Und — um nochmals auf die Filmerei zu kommen: Ich glaube nicht, daß noch was fehlt ...«

Wie sehr ich mich in diesem Punkte irrte und welch turbulente Einflüsse die Kamera noch auf unseren Aufenthalt haben sollte, das ahnten weder der Pater noch ich, als wir die Nasen über den Kochtopf hielten und genießerisch die lieblichen Düfte beschnupperten, die daraus hervorquollen.

Aber es gab vorerst nur die Düfte — der Mutun war noch nicht weich.

Wir hatten uns resigniert von Elisio und seinem Kessel abgewendet, saßen in unseren Hängematten und warteten.

Es war bereits Nacht. Rings um den Platz flackerten die kleinen Feuer in den Hütten — es war romantisch. Doch was nützte uns dieser Anblick! Wir hatten Hunger — und den konnte auch die schönste Romantik nicht verdrängen. Und der Mutun kümmerte sich nicht darum. Er wurde nicht weich, so sehr wir auch zu dem Kochtopf hinüberschielten.

Bei Joaquim lag der Gavião neben dem Mutun auf dem Räuchergestell. Die ganze Familie schaukelte sich lässig nebendran und lutschte an den riesigen Bananen, die sie im Feuer heiß gemacht hatten. Sie warteten nicht wie wir auf den Festbraten.

Da stand Elisio auf. Aber die Hoffnung, die sich damit verband, wurde sofort wieder zerstört, als ich ihn zu dem Pater sagen hörte: »Noch nicht!«

Ich erhob mich und ging zu den beiden.

»Kein Wunder!« sagte ich. »Das Tier muß sich ja fürchten, gar zu werden, wenn wir es die ganze Zeit über so anstarren. Oder aber, ihr habt den Vogel nur erwischt, weil er schon zu alt war, um fliehen zu können. Ein normaler Mutun wäre längst weich. Er kocht doch schon sechs Stunden.«

Pater Antonio grinste: »Den Vogel hat Martinho geschossen. Halten Sie dem den Vortrag! Aber Sie haben recht. Wir müssen was Eßbares heranbekommen.«

Wie aus dem Boden gewachsen stand da plötzlich Roberto neben uns. Seine Augen leuchteten vor Freude, als er mir ein Blätterpaket gab. »Bom!« sagte er, und dann hatte ihn die Nacht wieder verschluckt.

Der Pater lachte laut heraus. »Ihr Adjutant bringt frische Eidechsen. Guten Appetit! Feine Geschenke bekommen Sie von Ihren Freunden.« Ich packte aus. Daß es keine Eidechsen waren, fühlte ich. Dafür war das Päckchen auch zu schwer. Und außerdem: Woher sollte er sie haben? Er war den ganzen Tag über bei mir gewesen. Wenn seine Frauen sie nicht so im Vorübergehen gefangen hatten . . .

Ich schlug das Deckblatt zurück.

»Das Jacamin von gestern«, rief ich. »Sagen Sie nichts gegen Roberto! Der ist goldrichtig.«

Was da in dem grünen Blatt lag, war in der Tat ein Teil des Vogels, den Roberto gestern geschossen hatte, aber es gehörten schon in den Amazonasdschungeln geschulte Augen dazu, um die schwarzen, verkrusteten Stücke zu identifizieren. Ein normaler Mensch hätte bei wohlwollender Betrachtung in der mir überreichten Gabe wahrscheinlich verkohlte Baumrinde erkannt. Und die im Rauch hartgetrockneten Fasern waren ebenfalls dazu angetan, diese Feststellung zu bestätigen. Nur wer wußte, daß es sich um geräucherte Vogelbeine handelte, konnte dies bei entsprechender Vorstellungskraft herausschmecken.

Wir teilten Robertos Geschenk und waren die nächste Stunde beschäftigt; zuerst mit intensivem Kauen, um die Fasern zu erweichen, und dann damit, die ganz widerspenstigen Späne aus den Zähnen herauszulösen, wo sie sich verankert hatten, als besäßen sie Widerhaken. Immerhin hatten wir gegessen.

Inez brachte uns später noch zwei Bananen. Anscheinend hatte sie unseren stillen Kampf mitangesehen und Mitleid empfunden. Mit müden Kiefern, aber nicht ganz zufriedenem Magen legten wir uns zum Schlafen nieder — auch Elisio, denn Martinho hockte nun vor dem Feuer — und dem Mutun.

Pater Antonio hatte dem Indio meine anzüglichen Äußerungen übersetzt, und der wollte nun beweisen, daß auch der von ihm erlegte Mutun noch eine gute Hühnersuppe abgäbe.

Sie hatten übrigens schon dreimal Wasser aufgefüllt.

Nachts fuhren wir aus dem Schlaf, weil in der Serra wieder die Panzerkanone schoß. Wir waren hier bedeutend näher, und der Knall war lauter als damals an der Hütte.

Trotzdem trug das nicht zur Aufklärung dieser Erscheinung bei. Sie blieb nach wie vor rätselhaft.

Die Hunde heulten für einige Minuten auf, aber die Indios benützten das unfreiwillige Aufwachen nur, um ihr Feuer nachzuschüren, drehten sich dann auf die andere Seite und schliefen weiter.

Der unmotivierte Knall beschäftigte ihren Geist nicht. Wahrscheinlich waren sie schon daran gewöhnt, oder sie maßen ihm keine Bedeutung bei, weil sie noch nie nachteilige Folgen festgestellt hatten. Den Dingen auf den Grund zu gehen, die Natur, die sie umgab, zu erforschen, lag ihnen fern. Warum sollten sie sich auch um Erkenntnisse bemühen, deren Ergründung für sie keinen Wert hatte. Ihr Leben war unkompliziert. Sie trachteten nicht nach Erfindungen, weil es so ebenfalls ging — außerdem fehlte ihnen wohl auch die Kapazität dazu . . .

Genauso war es mit ihren sportlichen Leistungen.

Mit Hilfe des Paters hatten wir Roberto gefragt, ob er oder ein anderer schon einmal auf die Serra gestiegen sei. Sie streiften doch tagelang durch die Gegend — also bestand zumindest theoretisch die Möglichkeit für einen solchen Ausflug. Aber er hatte nur geantwortet: »Nein! — Warum?« und uns dabei so verständnislos angesehen, als hätten wir ihn nach der Nationalhymne gefragt. Und hatte er nicht recht, wenn es ihm in jeder Weise sinnwidrig vorkam, daß man auf einen Berg steigt, nur um oben gewesen zu sein? In ihrer realistischen Lebensauffassung war kein Platz für sportlichen Ehrgeiz, wenn nicht etwas Eßbares dabei herausschaute.

Morgens veranstaltete der Pater ein »Halleluja«. Wer die Bezeichnung und auch die eigentliche Handlung eingeführt hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber ich weiß, daß es im ganzen Innern Brasiliens bekannt und äußerst beliebt ist. Pater Antonio, der Brasilianer, hatte es auch den Araraibos schon beigebracht.

Er nahm eine der Fünfkilobüchsen mit Bonbons — die letzte übrigens, die noch voll war —, stellte sich mitten auf den Dorfplatz und warf den süßen Inhalt nach allen Seiten.

Groß und klein beteiligte sich an dem Tumult, braune Arme und Beine quirlten durcheinander, Mütter ließen achtlos ihre Säuglinge in der Hütte zurück, und die ganz Raffinierten brachten gleich einen Tragkorb mit. Die Säuglinge schrien, aber der Jubel um Antonio übertönte das Leid der Verlassenen.

Es war ein grandioses Halleluja, an dem jeder teilnahm: Pater Antonio als Veranstalter, die Araraibos als Nutznießer, Thea mit dem Photoapparat, ich mit der Filmkamera und Elisio und Martinho . . .

Nein, die beiden standen als einzige außerhalb der Freude. Sie hatten Pflichten, die sich in einem Wort zusammenfassen ließen — Mutun!

Er kochte seit gestern nachmittag ununterbrochen — wenigstens in der Darstellung Martinhos, der behauptete, er habe das Feuer in der vergangenen Nacht nicht verlöschen lassen. Wahrscheinlich war das nicht, aber auch so überstieg die Kochzeit schon bei weitem die Norm. Es war 8 Uhr am Morgen — und gestern nachmittag um 14 Uhr hatten wir begonnen. Es war eine Schande!

Wir trauten uns schon gar nicht mehr hinzusehen, und als so gegen 10 Uhr Elisio angerannt kam — ich befand mich gerade mit Thea in Robertos Hütte — und meldete, das Essen sei fertig, da war diese Nachricht ein wirkliches Geschenk. Hatten wir innerlich doch bereits jede Hoffnung auf die ersehnte Hühnersuppe aufgegeben und uns damit abgefunden, daß wahrscheinlich eher der Topf durchbrennen würde. — —

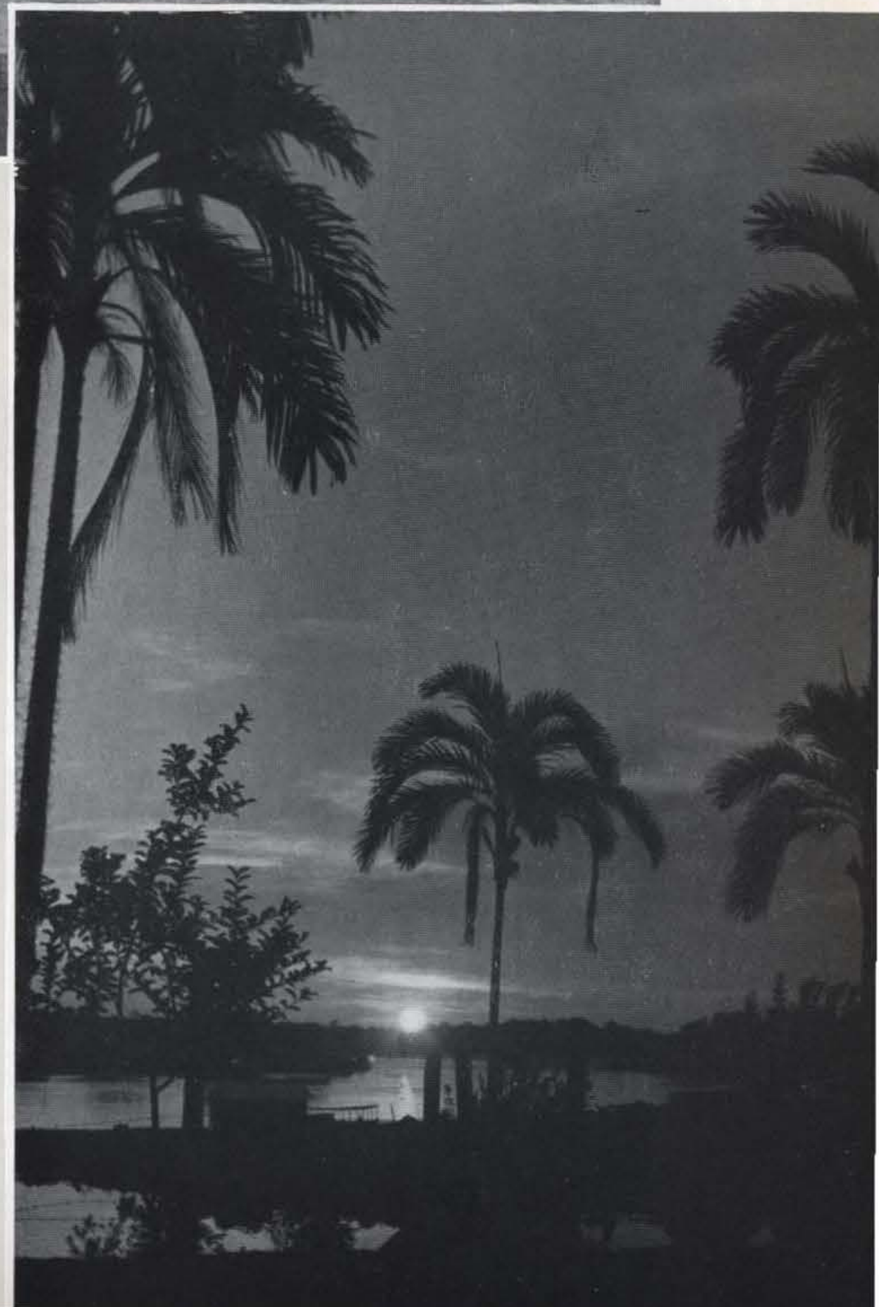
Aber der 18-Stunden-Mutun war doch gut.

Unsere Ausdauer war noch zäher gewesen als dieser rotschnäbelige Großvater. Wir rächten uns an ihm, indem wir nichts weiter übrigließen als einen Berg bleicher Knöchlein.

Wohlgestärkt begaben wir uns dann zu der Frau des alten Häuptlings. Der Pater hatte diesen Besuch hinausgeschoben, weil er an dem Ergebnis seiner Bemühungen zweifelte. Die Frau hatte gestern zu schlecht ausgesehen. — Aber erst nach 48 Stunden konnte man mit Sicherheit von Erfolg oder Mißerfolg sprechen. Diese 48 Stunden waren nun bald um.

Die Frau lag noch immer in der gleichen Stellung wie gestern abend. Der alte Häuptling saß neben ihr und sprach leise vor sich hin.

TAFEL 29
Die Mission in Tapuruquara.



Sonnenuntergang über dem großen Fluß (in Tapuruquara).

TAFEL 30
Ein Piranha, dick, häßlich, aber trotz seines üblen Leumunds ganz schmackhaft.

Nebelschwaden lagen über dem Fluß und der kleinen Praia, auf der wir übernachtet hatten.

Pater Antonio riß das Pflaster ab und betrachtete die Bißstelle.

Es war keine Schwellung zu sehen und auch keine dunkle Verfärbung. Es sah gut aus.

»In Ordnung!« sagte er. »Scheint gut zu gehen. Wenn keine Lähmungserscheinungen auftreten, haben wir die Schlacht gewonnen.«

Der alte Mann neben der Hängematte nahm überhaupt keine Notiz von uns. Es war, als sähe er nichts von dem, was um ihn herum vorging. Der Pater fragte die Frau etwas, erhielt aber keine Antwort. Er fragte ein zweites Mal, lauter, energischer. — Es blieb alles, wie es war: Die Frau lag stumm und reglos, und der Häuptling an ihrer Seite murmelte vor sich hin.

Pater Antonio ergriff den Puls. »Schwach«, sagte er, und als er den Arm losließ, fiel er wie leblos herab.

»Was ist denn los mit der Frau? Schläft sie?«

»Weiß der Kuckuck!« erwiderte er. »Irgend etwas stimmt hier nicht.«

Wir hatten das Pflaster von der Wade gerissen — dadurch wird doch normalerweise ein Mensch wach.

»Ohnmächtig?« fragte ich.

Der Pater hatte ein Augenlid von ihr hochgeschoben. »Nein«, sagte er. »Ich tippe auf Rauschgift. Aber wieso? Woher haben sie das?«

Ich war um die Hängematte herumgegangen zu dem Alten hin.

»Kommen Sie mal her, Pater Antonio! — Sehen Sie sich mal an, was der hier in der Hand hält.«

Es war ein Bambusrohr von vielleicht 60 Zentimeter Länge. Auf das eine Ende war ein konischer Pfropfen aufgesetzt.

»Was ist das?«

»Das habe ich noch nie bei ihnen gesehen!« Er wandte sich um: »Moment! Ich will mal eben Martinho fragen.« Damit ging er zur Häuptlingshütte hin, wo Martinho auf den Geschenksäcken saß. Ich sah ihm nach und merkte an seinen Handbewegungen, daß er dem Indio das Rohr erklärte. Dann kam er zurück.

»Es ist wie verhext! Kommen Sie, gehen wir zu unseren Hängematten.« Bei meiner Frau blieben wir stehen. Er rief auch Elisio, der gerade mit dem Topf vom Igarapé zurückkam, wo er ihn saubergemacht hatte.

»Also«, begann der Pater, »wir wollen vor allem kein Aufsehen erregen. Hier ist etwas im Gange, was ich noch nicht durchschaue. Wir dürfen uns jetzt nichts anmerken lassen, aber paßt gut auf, was da beim alten Häuptling geschieht. Martinho will auch nicht mit der Sprache heraus. Anscheinend handelt es sich um eine Kulthandlung. Als ich ihn nach dem Rohr fragte, gab er mir zur Antwort, es sei ein Blasrohr. ›Ein Blasrohr? Wofür?‹ fragte ich. Martinho überzeugte sich erst, daß auch niemand zuhörte, und sagte dann: ›Für Staub.‹ ›Ein Blasrohr für Staub?

Das ist doch Unsinn! Erkläre mir das genauer! Ich muß das wissen, damit die Frau vom alten Häuptling nicht stirbt. Du weißt, daß sie von einer Schlange gebissen wurde . . .‹ So versuchte ich, eine Erklärung aus ihm herauszubekommen. Aber er antwortete nur, er wisse nicht mehr — der Staub sei jedoch gut für Krankheit. Ob Martinho wirklich so ahnungslos ist, wie er tut, bezweifele ich. Das ist im Augenblick aber unwichtig. Wichtig ist die Tatsache, daß sie irgendein Narkotikum besitzen und daß diese beiden da drüben das Zeug eingenommen haben — vielleicht geschnupft —, weil er von Staub sprach.

Das ist ganz neu für mich. Ich bin nur gespannt, wie die Sache ausgeht. Auf jeden Fall wollen wir uns erst wieder zur Hütte begeben, wenn die beiden bei Besinnung sind. Wir wollen nur beobachten. Und vor allem — ich wiederhole —: Laßt euch nichts anmerken! Vielleicht hat der Alte da etwas getan, was wir nicht erfahren sollten, denn ich betone nochmals: Bis heute habe ich weder das Rohr noch einen solchen Trancezustand bei einem von ihnen gesehen. Darum ist es besser, so zu tun, als wüßten wir von nichts.« — — —

Joaquim kam mit Inez von der Bananenpflanzung zurück. Sie schleppten jeder eine mächtige Traube, die gut ihren Zentner haben mochte.

Elisio und Pater Antonio lagen in den Hängematten auf Beobachtungsposten, während Thea und ich in Robertos Hütte saßen. Seine beiden Frauen waren mit den Kindern noch auf der Pflanzung, und er benützte die Ruhe um ihn her, um neue Pfeile mit den als Stabilisierungsflächen dienenden Federn zu versehen.

Mit peinlicher Sorgfalt legte er Windung neben Windung, den Faden jeweils vorsichtig zwischen den Rippen der Federn durchziehend. Verstohlen blickten wir am Hüttendach entlang, suchten, ob nicht dort zwischen den trockenen Wedeln auch ein solches Rohr hervorschaute. Wir hatten genügend Zeit dazu, denn Roberto blickte kaum auf.

Er arbeitete im Liegen. Jeder Rationalisierungsfachmann wäre über diese Arbeitsauffassung empört gewesen. Aber der Indio hielt sich unbewußt an ein großes Vorbild und dachte: Was du im Liegen tun kannst, das tue nicht im Sitzen! Diesem Vorbild — Henry Ford — wird wohl auch vom Rationalisierungsfachmann keine Unproduktivität vorgeworfen werden können.

Roberto kannte nichts von Vorgabezeiten, Verlustzeiten, Hauptzeiten usw. Er hätte es auch nicht verstanden. Für ihn kam es einzig und allein darauf an, daß seine Pfeile trafen. Und das taten sie, wie ich selbst gesehen hatte, obwohl sie im Liegen hergestellt waren und ohne Wissen um die Begriffe »Produktion« und »Leistung«. Es kam nur auf die Präzision an, und die beherrschte Roberto ohne die Gefahr, sich dabei die Managerkrankheit zuzuziehen.

Joaquim war inzwischen mit den Bananen in der Hütte angekommen. Der Pater rief ihn heran — wir sahen die beiden zusammenstehen und dann, daß Joaquim begeistert auf Pater Antonios Schulter klopfte.

Wir hatten kein Pusterohr in Robertos Hütte entdeckt und verabschiedeten uns von ihm. Langsam schlenderten wir über den weiten Platz auf den Pater zu, um das Neueste zu erfahren.

»Ich werde heute noch ein zweites Fest veranstalten und die Hemden und Hosen für die Männer verteilen. Dann sind sie bestimmt bis morgen in Hochstimmung. Joaquim meinte, als ich es ihm mitteilte, bis die Sonne dort über dem Baum stände, wären wohl die meisten Bewohner wieder im Dorf, und es könne losgehen. Das ist also etwa in einer Stunde. Wollen Sie die Verteilung filmen? Ist es dann noch hell genug?«

Ich sah auf die Uhr. »Ja, ist in Ordnung. Übrigens — ich werde Joaquim meine blaugestreifte Schlafanzughose verehren. Das wird ihm erstens gefallen, und zweitens macht es sich gut im Farbfilm.« Wir holten die Säcke herüber, und der Pater sortierte die gestreiften Trikothemden und leinenen Sporthosen. Es lag alles durcheinander und hatte sich durch das häufige Hineinlangen und Herumsuchen mit den Kleidern der Frauen zu einem tollen Knäuel vermischt.

Warum hatten wir den Araraibos Kleider mitgebracht, diesen Wilden, die glücklich und unbekümmert so herumlaufen, wie sie der Herrgott erschaffen hat? Warum sie hineindrängen in eine Pseudozivilisation ohne Basis? Was machen sie mit Kleidern, sie, die keine Nadel und keinen Faden haben, um sie instand zu halten, die sie nicht säubern können und sie zum Lumpenproletariat werden lassen? Wer kennt nicht jene traurigen Bilder eines Eingeborenen, der einen weißen Kragen um seinen nackten Hals trägt, einen ausgefransten Zylinder auf dem Kopf hat und dessen Beine in ein Paar zerfetzte Hosenbeine gehüllt sind — jene Karikatur eines Menschen, der glaubt, mit diesen Attributen versehen, schon zivilisiert zu sein, der den weißen Mann nachäfft, der diesen Fetzen seine alten Stammesbräuche, seine Menschenwürde opfert und nicht weiß, daß er sich selbst zum lächerlichen Clown degradiert!

Ich höre die Stimmen, die mir diese Vorhaltungen machen, und sie haben recht, wenn die Verteilung von Kleidern der falschen Moral entspringt, die da predigt, nackt sei unanständig.

Indem ich das sage, deute ich an, daß es auch andere Motive geben kann. Im Falle der Araraibos waren sie es selbst, die den Wunsch nach Bekleidung bei der letzten Reise Pater Antonios geäußert hatten. Ihnen war aufgefallen, daß er viel weniger unter der Piumplage zu leiden hatte als sie. Das — und nur das — war ihr Motiv. Scham kennen sie nicht, und was ihren Anstand betrifft, so kann ich nur sagen: Wenn alle Zivilisier-

ten eine so hohe Moral wie die nackten Indios hätten, dann könnten sie sich zu einem unerhörten Fortschritt beglückwünschen. —

Soweit ich die Lebensweise der Piums ergründen konnte, bin ich zu folgenden Ergebnissen gekommen:

1. Sie treten gebietsweise auf — in diesen Gebieten jedoch ständig, aber nicht gleich zahlreich. Was ihr Auftreten begünstigt oder verursacht, weiß ich nicht.
2. In den piumverseuchten Gebieten sind sie nur an freien Stellen, im wesentlichen über den Wasserläufen, also nicht im geschlossenen Wald anzutreffen.

   Schlägt man jedoch eine Lichtung — selbst weit vom Fluß weg —, so sind sie auch bald dort vorhanden — allerdings in bedeutend geringerer Zahl.

   Fließendes Wasser scheint also mit ihrem Auftreten eng verkoppelt — jedoch nicht Voraussetzung zu sein. Außerdem beweist das völlige Fehlen der Piums an zahlreichen Flüssen der gleichen Gegend — wie dem Rio Negro, in den der Cauaburi ja mündet —, daß noch andere Faktoren mitwirken. Ob sie in der Flora oder vielleicht der Zusammensetzung des Wassers zu suchen sind, habe ich — wie schon erwähnt — nicht in Erfahrung bringen können.

Die Indios hatten von Pater Antonio Äxte bekommen und die Lichtung, auf der sie wohnten, immer mehr vergrößert und gesäubert. So hatten sie sich wohl ein schöneres Dorf geschaffen, aber gleichzeitig die Piums herangelockt.

Und nun baten sie um Kleider oder besser: um Gegenstände, die die freien Körperstellen reduzierten, um damit den Piums weniger Angriffsflächen zu bieten. Wir stellten fest, daß sie nach der Verteilung die Hemden und Kleider nur während des Tages und nur im Dorf trugen. Gingen sie zur Pflanzung oder in den Wald, entledigten sie sich ihrer sofort — wahrscheinlich empfanden sie die Umhüllung als lästig. Ebenfalls sah ich niemand nach Einbruch der Dunkelheit bekleidet, noch nicht einmal in den sehr kühlen Morgenstunden. Daß Kleidung auch wärmen kann, hatten sie noch nicht entdeckt — und der Pater verteilte die Dinge ohne Gebrauchsanweisung.

Die große Stunde kam heran. Wie ein Lauffeuer sprach es sich sofort herum, jedem neu Ankommenden wurde es mitgeteilt, und so wuchs die Versammlung um die bunten Stapel vor Pater Antonios Hängematte von Minute zu Minute. Neugierige Hände zupften einmal hier, einmal dort — es nahm jedoch keiner ein Stück weg.

Da sie alle im Sitzen auf den Beginn warteten, war es für uns nicht schwer, die Beobachtung des alten Häuptlings und seiner Frau fortzusetzen.

Joaquim war gleich, als er sich von dem Pater getrennt hatte, zu seinem Vater hinübergegangen. Da wir aber in diesem Augenblick vermieden hatten, dorthin zu schauen, kann ich nicht sagen, wie er reagierte. Jedenfalls kam er gleich darauf wieder zu uns zurück und half die Bekleidungsstücke sortieren. Pater Antonio beriet sich mit ihm, wem man dieses oder jenes geben sollte, und ich hatte meine Schlafanzughose überreicht. Er probierte — und behielt sie gleich an. Alle paar Minuten griff er unter den Bund, zog ihn nach vorn und ließ ihn dann lächelnd gegen seinen Bauch klatschen. Das Gummiband, das dieses Wunder bewirkte, imponierte ihm ungeheuer.

Endlich war es soweit.

Der Häuptling erhob sich, ließ seinen Herrscherblick über die Versammelten schweifen und meinte dann, man könne beginnen. Zuerst kamen die Hemden dran. Da sie einen runden Halsausschnitt hatten, ergaben sich keine Probleme. Bei den Hosen war es schon schwieriger, denn wir hatten nicht nur Sporthosen, sondern auch richtig geschneiderte mit langen Beinen mitgebracht. Hier ergab sich die Frage des »Vorne« und »Hinten«. Es ist nämlich nicht selbstverständlich, wie wir meinen, daß man die Hosen vorne zuknöpft. Die Araraibos bewiesen, daß man es auch hinten tun konnte. Hier sprang dann Martinho, der Stammes-»Gebildete«, ein und stellte richtig.

Der Pater nahm die Stücke auf, gab sie einzeln an Joaquim. »Für Roberto«, sagte er dabei zum Beispiel, und Joaquim überreichte dann die Gabe. Das war natürlich Taktik. Einmal entzog er sich damit dem möglichen Vorwurf der ungerechten Verteilung, und zum anderen wurde der Häuptling in den Vordergrund geschoben. Er war es ja, aus dessen Hand die Hose oder das Hemd kam.

Wir verteilten, wie schon erwähnt, an diesem Nachmittag nur die Herrenartikel. Die Damen, die in weitem Rund hinter den Männern standen, sollten erst am nächsten Tag drankommen. Sie wußten das sogar schon, aber nichtsdestoweniger waren sie vollzählig dabei. Kritische Äußerungen ertönten von der Galerie, wenn die eine oder andere Frau glaubte, ihr Mann sei nicht entsprechend seinen Verdiensten bedacht worden. Das tat sie dort hinten, gewissermaßen im Schutz der Anonymität, kund. Diese Begutachtung war um so leichter, als die Beschenkten gleich an Ort und Stelle anprobierten. Andererseits fehlte es aber auch nicht an zustimmendem Zungenschnalzen oder gar an Gelächter, wenn der Dorftrottel, den es wohl auch hier gab, eine knallrote Hose anzog.

Unsere Mitbringsel reichten nicht zur völligen Ausstattung aller. Wer ein Hemd erhalten hatte und es natürlich auch am Körper trug, schied zunächst bei der Hosenverteilung aus. Von diesen Kleidungsstücken blieben jedoch einige übrig, und diesen Rest verteilte Joaquim

ohne Assistenz des Paters unter die besonders verdienten Hemdträger. Hätte man abschließend den ganzen Männerverein antreten lassen, so wäre das ein phantastischer Anblick gewesen: mit Hemd ohne Hose, mit Hose ohne Hemd und mit beidem.

Alles in allem hatte die Verteilung fast zwei Stunden gedauert, so daß die Dämmerung schon kobaltblau über den Himmel zog, als das Volk sich langsam verlief.

Da stand plötzlich der alte Häuptling vor uns. Er sah völlig normal aus, man merkte ihm nicht das geringste an.

Wir gingen mit ihm zu der Frau hinüber, die uns schon freundlich entgegenlächelte. Der Pater fragte sie etwas, ließ sie Kopf, Arme und Beine bewegen und mit den Augen rollen. Alle Reaktionen waren normal, und ihre Haut hatte auch schon wieder eine natürliche Farbe angenommen.

Der alte Häuptling hielt uns eine lange Rede, machte mit jedem so an die zehnmal »Schulimã«. Er floß über vor Dankbarkeit, als Pater Antonio ihm erklärte, die Kurumi sei wieder gesund. Allerdings solle sie noch zwei Tage liegenbleiben und sich erholen. Dieser Nachsatz umwölkte zwar die Stirn des Alten etwas, er hätte wohl lieber gesehen, wenn sie morgen schon wieder gearbeitet hätte, aber seine Freude über ihre Wiederherstellung war unverkennbar.

Als wir zurück zur Hängematte gingen, sagte der Pater: »Wenn wir nicht gesehen hätten, was mit den beiden vor ein paar Stunden los war, müßte man doch glauben, geträumt zu haben. Ich möchte nur wissen, was sie sich da einverleiben! Ob es Cocablätter sind? Oder ein Präparat mit ihrem Zusatz?«

»Sollen wir mal Roberto fragen? Ich habe ihm ein Messer versprochen«, sagte ich, »wenn ich ihm das jetzt gebe, könnten wir vielleicht mit einer Erklärung rechnen.«

Aber es kam an diesem Abend nicht mehr dazu. Joaquim kam und brachte uns heiße Bananen. Er war natürlich schon wieder in seiner stofflosen Alltagsuniform. Die Schlafanzughose von mir sowie die Bekleidungsstücke, die er bei der Verteilung für sich reserviert hatte, hingen sauber gefaltet über einer Dachlatte. Etwas später kam auch der alte Häuptling und brachte uns ein paar Carangueijos. Ihm folgten noch einige andere Indios, die sich ebenfalls verpflichtet fühlten, ihren Dank zu zeigen, so daß wir an diesem Abend nicht so hungrig in der Hängematte lagen wie gestern.

Es wurde Nacht. Ein leichter Wind strich über die Hügel und raschelte in den trockenen Palmwedeln am Rande des Daches.

Ich zog die Mundharmonika aus dem Sack, die letzte, die uns geblieben war, und begann zu spielen: »Am Brunnen vor dem Tore«, »Die

Lorelei« und dann die Lieder von Hermann Löns. Ich hatte die Augen geschlossen, und Thea sang leise mit.

Es mochten vielleicht 20 Minuten vergangen sein, als ich mein Spiel unterbrach. Ich wollte mir eine Zigarette anzünden. Doch als ich die Augen öffnete, sah ich eine Mauer von Menschen um uns herum. Dicht gedrängt, Kopf an Kopf, standen die Araraibos und hörten andächtig zu. Keiner sprach, keiner bettelte — sie lauschten nur diesen ungewohnten Melodien.

Für einen Moment überwältigte mich der Anblick. Doch da erhob sich ein Volksgemurmel in der Dunkelheit. Sie merkten, daß das Konzert irgendwie abgebrochen werden sollte, und einige Hände drückten mir die Harmonika wieder an den Mund. Sie wollten mehr hören.

So spielte ich dann weiter. Es war eine bunte Folge von Rheinliedern, Märschen und Weihnachtsmelodien — wie es mir gerade in den Sinn kam, und die Mauer um uns wich und wankte nicht.

Zwischen den Palmwedeln des Daches und den Köpfen der Indios hindurch war noch ein Stückchen Himmel zu sehen. Die Sterne funkelten und sandten ihr zitterndes Licht auf die Urwaldsiedlung herab.

Als wir sangen: »Weißt du, wieviel Sternlein stehen . . .«, da sah es so aus, als blinzelten sie uns zu . . .

Pater Antonio hatte es zuerst gesehen, und nun starrten wir alle auf die beiden Männer in der Hütte.

Sie saßen sich gegenüber, keine 30 Meter von uns entfernt, und hielten das Bambusrohr in den Händen — genau solch ein Bambusrohr, wie es der alte Häuptling gestern gehabt hatte. Jetzt schienen sie sich geeinigt zu haben, denn einer der beiden ließ das Rohr los, nahm einen ausgehöhlten, kleinen Kürbis, hielt ihn an die obere Öffnung und ließ eine pulverige Substanz in den hohlen Schaft hinabgleiten. Dabei klopfte er mit dem Finger an die harte, trockene Schale.

Die Farbe des Pulvers konnten wir auf die Entfernung nur undeutlich erkennen. Sie schien graugrün zu sein.

Und nun geschah etwas Seltsames: Der Mann, der das Rohr hielt, setzte es mit dem konischen Pfropfen an die Nase, beugte sich zurück, und der zweite blies in das andere Ende des Rohrs hinein. Es war anscheinend ein heftiges, kurzes Pusten.

Dann wechselten sie das Nasenloch. Erneutes Pusten.

Der Mann richtete sich wieder auf, und nun tauschten sie die Rollen. Neues Pulver wurde aufgefüllt, und genau wie vorhin erhielt nun der andere die Ladung in die beiden Nasenlöcher.

Der Vorgang war noch nicht beendet, als Joaquim an uns vorbeilief, richtig lief! Er riß den beiden das Rohr aus den Händen, sprach erregt

auf sie ein, sah dabei aber nicht zu uns herüber. Doch sein Eingreifen kam zu spät. Das Pulver begann zu wirken. Joaquim kam mit dem Rohr zurück, ging an uns vorbei, ohne aufzublicken, und setzte sich in seine Hängematte.

Ich machte die Kamera klar.

Die beiden Gestalten in der Hütte waren aufgestanden, sie schwankten etwas, wie betrunken, ergriffen jeder einen Pfeil und torkelten auf den sonnenüberfluteten Platz hinaus.

Da wurden ihre Bewegungen plötzlich sicherer. In weitausgreifenden Schritten marschierten sie nebeneinander her und schwangen in den Händen die Pfeile.

Diese Wandlung vollzog sich in knapp einer Minute.

Sie waren nun fast an der gegenüberliegenden Hüttenreihe angekommen. Dort hielten sie an und wandten sich einander zu.

Und dann war die Luft plötzlich von seltsamen, kehligen Lauten erfüllt.

Sie sangen.

Eine einfache, aus vier oder fünf benachbarten Tönen bestehende Melodie erklang, ohne Rhythmus und sich monoton wiederholend. Sie stapften aufeinander zu und wieder weg, drehten sich und beschrieben kleine Kreise — und dabei wiederholten sie immer die gleiche Tonfolge. Einmal höher, einmal tiefer klang es in die Stille ringsum. Rauh und gespenstig waren ihre Stimmen und tönten schleppend über den Platz und die Hütten, in denen sich nichts regte. Gleichmäßig stapften ihre Füße auf dem Boden.

Ich stand auf.

»Das muß ich unbedingt filmen«, sagte ich zu dem Pater — und schon war ich draußen.

Von allen Seiten schauten die Araraibos zu. Mit wenigen Ausnahmen waren sie im Dorf geblieben wegen der bevorstehenden Verteilung der restlichen Kleider.

Noch im Gehen machte ich die Kamera aufnahmebereit.

Dann war ich bei ihnen. Sie nahmen keine Notiz von mir. Ihre Augen waren starr in die Ferne gerichtet. Ihre rotbemalten Körper glänzten vom Schweiß.

Ich suchte mir die geeignete Position. Da brach der Gesang plötzlich ab. Beide sackten fast gleichzeitig zu Boden. Münder und Augen waren weit geöffnet.

Ich ärgerte mich schon, weil ich nicht gleich drauflos gefilmt hatte — aber da war die Pause schon zu Ende. Oder war es keine Pause gewesen? Gehörte dieses Zusammensinken zum Ritual dessen, was hier geschah?

Wie von Federn hochgeschnellt, standen sie wieder. Ein schriller, lang-

anhaltender Schrei, der dann wie sterbend verebbte, jagte mir eine Gänsehaut über den Rücken, aber ich dachte nur an eins: Filmen! Mit Verklingen des Tones nahmen sie ihren Tanz wieder auf. Das Tempo war nun schneller, die Pfeile wirbelten pfeifend durch die Luft, ihre Ponyfrisuren flogen, als sie sich drehten ... Da begann die Kamera zu surren.

Aber sie surrte nur für Sekunden. Denn plötzlich stand Joaquim zwischen mir und den Tanzenden. Ich setzte die Kamera ab, winkte ihm, doch auf die Seite zu gehen ... Da sah ich sein Gesicht. Es war ernst. Das lustige Zwinkern, das immer um seine Augen spielte, war verschwunden. Aber ich war noch so von meiner Filmerei erfüllt, daß ich die Lage gar nicht erfaßte.

Er reagierte nicht auf meine Geste, blieb stur stehen. Da trat ich zur Seite und hob wieder die Kamera. Aber noch ehe ich den Auslöser betätigen konnte, war er mit einem gewaltigen Satz bei mir und drückte den Apparat hinab. Er tat es nicht mit brutaler Gewalt, aber immerhin mit so energischer Bewegung, daß ich im selben Augenblick begriff: Jetzt ist es ernst!

Und nun ging es blitzschnell.

Joaquim rief laut über den Platz hin. Ich versuchte, die irgendwie kritische Situation zu überwinden, sah ihn mit unschuldigem Lächeln an und richtete die Kamera auf ihn, aber diesmal veranlaßte es ihn nicht, wie sonst immer, freundlich zu grinsen, nein, er wandte sich ab. Dabei rief er wieder die gleichen Worte. In seinem Gesicht war keine Freundlichkeit mehr, es glich einer Fratze, einer Maske.

Da kam Pater Antonio gerannt. »Kommen Sie«, sagte er, »kommen Sie rüber! Und hören Sie um Gottes willen mit der Kamera auf!«

Er zog mich mit sich fort.

Aus allen Hütten kamen die Araraibos hervor, Pfeile und Bogen in den Händen, und sammelten sich bei ihrem Häuptling.

Wir erreichten die Hängematten etwa um die gleiche Zeit, als sich der Haufen in Bewegung setzte. Sie kamen geradewegs auf uns zu. Martinho stand unschlüssig neben dem Pater. Sein Gesicht war ein großes Fragezeichen. Thea saß mit weitaufgerissenen Augen und brachte keinen Ton heraus.

Über allem aber schwebte der grölende Gesang der beiden Tanzenden in der glühenden Sonne.

Pater Antonio zischte mir zu: »Bleiben Sie hier!« Dann ging er den Männern entgegen. Er ging direkt auf Joaquim zu und sprach auf ihn ein. Er redete mit lebhaften Gesten, aber das Gesicht des Häuptlings blieb unbeweglich. Ich konnte es genau sehen, da er zu mir gewandt stehengeblieben war. Pater Antonio drehte sich um und rief: »Holt die

Kleider für die Frauen raus!« Dann beschäftigte er sich wieder mit Joaquim. Im Hintergrund aber stapften die Füße, flogen die Haare und kreisten die Pfeile in tollem Wirbel.

Es war unheimlich.

Der Pater kam mit Joaquim nicht zu Rande. Anscheinend hatte er — um zunächst die Gemüter zu besänftigen — vorgeschlagen, die Reste zu verteilen. Wenn es ihm nicht gelang ... Ich wußte wirklich nicht, was werden sollte.

Und warum das Ganze? Weil sich da zwei Mann in aller Öffentlichkeit in einen Rauschzustand versetzt hatten und Theater aufführten? Warum war Joaquim so empört darüber, daß wir das nun wußten? Das Filmen konnte doch kaum den Ausschlag gegeben haben. Ich hatte sie bei allen nur möglichen Beschäftigungen photographiert, und sie hatten dazu gelächelt. Und nun auf einmal diese Empörung!

Dahinter mußte mehr stecken.

Wir packten eilig die Kleider aus, breiteten sie auf den Boden, um möglichst große Aufmerksamkeit zu erregen.

Da trat der alte Häuptling aus seiner Hütte. Er hatte wie damals beim Empfang die roten Ararafedern in den Oberarmschnüren stecken und das Affenfell auf dem Kopf. Er ging zu seinem Sohn und zog ihn auf die Seite.

Der Pater und auch die Araraibos, die ihm gegenüberstanden, sahen zu den beiden hin. Der Alte redete nicht viel. Er deutete zweimal zurück auf seine Hütte und dann auf uns. Der Junge antwortete, gestikulierte heftig, aber den Alten berührte das nicht. Er sprach ruhig und bestimmt, nahm seinen Sohn dann beim Arm und schritt mit ihm zurück zu den schweigend verharrenden Männern.

Und hier redete wieder Joaquim. Er legte dem Pater die Hand auf die Schulter, und dann kamen alle drei zu uns herüber. Ihnen folgten die Männer, und aus allen Hütten strömten auch die Frauen herbei, die an dem ganzen bisherigen Geschehen nur als Zuschauer teilgenommen hatten. Anscheinend hatte sich die Lage geklärt.

Joaquim unterzog zunächst mit seinem Vater die ausgebreiteten Kleider einer Prüfung. Sein anfangs unbewegliches Gesicht wurde beim Betrachten der Schätze freundlicher, und der Alte, der offenbar fest zu uns hielt, äußerte mit lebhaftem Zungenschnalzen seine Begeisterung.

Pater Antonio, der wieder neben mir stand, sagte: »Ich lasse die beiden jetzt erst mal die Kleider für ihre Frauen aussuchen. Dona Thea soll dann dem Alten auch noch ein Kleid geben für die mit dem Schlangenbiß. Die ist es wert! Denn nur ihrer Heilung haben wir das Eingreifen des Alten zu verdanken.

Ich habe bruchstückweise vernommen, was die beiden redeten, als sie

abseits standen. Der Alte, der sich gestern selbst berauscht hatte, konnte ja nicht gut mit Steinen werfen — aber er hätte sich drausgehalten, wenn seine Kurumi nicht zufällig gebissen und dann nur mit Hilfe unserer Medikamente so schnell wieder hochgekommen wäre.

Joaquims Einwände habe ich leider nicht richtig mitbekommen. Es muß sich aber um einen religiösen Brauch handeln, denn das Wort ›Poré‹ fiel mehrere Male. Er befürchtet wohl, daß der Zauber nicht funktioniert, wenn er vor unseren Augen durchgeführt wird — so reime ich mir die Sache zusammen.

Jedenfalls sagte der Alte abschließend etwa, ungeschehen ließe sich der Vorfall ja nun nicht mehr machen, und wir hätten seine Kurumi geheilt — das sei nicht zu vergessen.«

»Und was sagte Joaquim dann zu den Männern?«

»Sein Vater wünsche, daß die Kleider verteilt würden. Sonst nichts.«

»Also gibt er seinen Groll noch nicht auf?«

Der Pater lächelte wieder. »Er wird ihn schon aufgeben. Aber so schnell kann er das ja vor den Augen der anderen nicht. — Ich werde auch etwas nachhelfen. Aber trotz alledem müssen wir heute nachmittag zum Boot zurück. Für den Augenblick ist das gute Einvernehmen etwas gestört — das läßt sich nun mal nicht übersehen. Und außerdem haben wir nach der Kleiderverteilung praktisch nichts mehr zu verschenken.

Darum veranstalten wir jetzt ein großes Finale — und verschwinden. Und bis ich wiederkomme, ist das Vorkommnis längst vergessen ...«

Dicht umdrängt standen wir mit den restlichen Gaben bei den Hängematten. Die Araraibos warteten still, bis Joaquim und der Alte ihre Wahl getroffen hatten.

Wenn wir auch über die Köpfe hinweg nichts mehr sahen, so hörten wir doch, daß draußen in der Sonnenglut der rätselhafte Tanz der beiden weiterging, der Tanz, der unseren Aufenthalt, schneller als beabsichtigt, beendete.

Die Verteilung der Damenkleider verlief entschieden bewegter als die der Hemden und Hosen am Vortag. Sie versuchten von oben hineinzusteigen und brachten den Halsausschnitt trotz aufgeknöpftem Oberteil nicht über ihre hinteren Kurven. Thea half die Kleider über die Köpfe ziehen und kämpfte mit ihren Armen. Trotzdem kam es immer wieder vor, daß der eine draußen blieb oder in einer nicht für ihn vorgesehenen Öffnung erschien und der andere überhaupt nicht auftauchte. Es war einfach herrlich!

Wir waren ja heilfroh, daß die guten Leutchen sich so leicht ablenken ließen. Sie schnatterten und jauchzten — die Handlung verlief bei weitem nicht so seriös wie gestern. Dazwischen quietschten die Kinder, die wäh-

rend des Anprobierens auf den Boden gesetzt wurden. Und nachher, als sie wieder auf den Arm oder auf die Hüfte placiert worden waren, suchten sie vergeblich nach der nie versiegenden Quelle. Sie kamen nicht zum Ziel – der Stoff lag dazwischen. Das gab neues Geschrei. Die Mütter halfen nach, aber einige Kleider widerstanden erfolgreich den Bemühungen. Ein anderer Nackedei sandte ein Bächlein in vollendetem Bogen auf die neue Robe der Nachbarin. Ergebnis: Die Kleider wurden nur als Rock getragen oder – wo das nicht möglich war – einfach wieder ausgezogen. Es stellten sich eben Schwierigkeiten ein, die nicht vorauszusehen gewesen waren, wenigstens bei Müttern mit Kleinkindern.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und langte nach der Kamera. Aber es war nichts mehr zu machen. Keiner sah freundlich zu mir her, sie versuchten auszuweichen und wandten sich ab. Da gab ich es endgültig auf. Wir mußten weg – an dieser Erkenntnis war nicht mehr zu zweifeln.

Pater Antonio verteilte den Rest: duftende Brillantine, kleine Fläschchen mit Haaröl, Spiegel, Kämme, Angelhaken und die letzten halb aufgeweichten Bonbons. All das lud er vor Joaquim ab. Ich gab Roberto die letzte Mundharmonika und ein Messer. Dann waren die Vorräte des Weihnachtsmannes erschöpft – aber die Säcke waren nicht leer. Sie enthielten ja auch noch unser Hab und Gut.

Der Pater wimmelte die Hände, die daran herumzerrten, ohne viel Umstände ab. Er zog die Kette wieder durch die Ösen, das Schloß schnappte ein – aus!

»Das ist mein!« bedeutete er ihnen.

So verlief dieser Augenblick äußerst harmlos. Und ich hatte gefürchtet, daß sie, wo man doch einmal beim Ausverkauf war, auch gleich den Rest liquidieren würden. Aber es kam nicht dazu, weil ihre Aufmerksamkeit noch zu sehr von dem Kleinkram in Anspruch genommen wurde, der sich vor Joaquim türmte. Wir benützten diese Ablenkung dazu, unsere Hängematten abzubinden, zu verstauen und uns abmarschbereit zu machen.

Es fiel gar nicht groß auf. Es geschah so am Rande, halb versteckt, unbeachtet wie eine Vorbereitung zur Flucht.

Und war es nicht auch Flucht?

Wir hatten all unsere Trümpfe aus der Hand gegeben und obendrein noch den Ärger am Vormittag verursacht. Mußten wir nicht froh sein, wenn man uns ungeschoren ziehen ließ?

Thea legte das einzige Kleid, das sie – bereits in der Absicht, es zu verschenken – mitgenommen hatte, beiseite und gab es, nachdem alles verschlossen war, der Frau des alten Häuptlings.

Es war unsere letzte Gabe.

Auch Joaquim hatte inzwischen verteilt, was er verteilen wollte, und den Rest verstaut. Er war aufgestanden, kam die paar Meter zu uns herüber und wechselte einige Sätze mit dem Pater. Sein Gesichtsausdruck war – vorsichtig gesprochen – nicht unfreundlich, aber auf keinen Fall herzlich zu nennen.

Dann wandte er sich an die Araraibos, die sich alle um uns versammelt hatten, und deutete der Reihe nach auf jeden einzelnen von uns. Daraufhin zerstreuten sie sich langsam.

»Was ist jetzt los?«

»Er hat ihnen gesagt, daß wir weggehen, und einige beauftragt, uns zu begleiten.«

Da kam der alte Häuptling aus der Hütte. Er hatte einen Bogen und ein Bündel Pfeile in der Hand. Feierlich überreichte er sie Pater Antonio. Er ging wieder zurück und holte einen zweiten Bogen und ein weiteres Bündel Pfeile. Das gab er mir. Er hielt auch noch eine Rede dazu, die der Pater uns übersetzte. Der Sinn war: Wenn wir noch einen Wunsch hätten, dann würde er ihn uns gerne erfüllen. »Ja«, sagte Thea, »so einige Federbüschel für die Ohren und Lippen und einige geflochtene Körbe.«

Und ich sagte: »Ein Feuerzeug und zwei Messer!«

Pater Antonio teilte es ihm mit. Der Alte ging wieder zurück. In der Hütte sprach er mit seinen drei Frauen.

»Die Körbe gehören zum Hausrat. Er kann sie nicht ohne ihre Genehmigung verschenken. Darum spricht er mit ihnen«, erklärte der Pater.

Die Damen waren guten Willens. Sie brachten etwa zehn der geflochtenen Kunstwerke in allen Größen, von denen wir eine ganz kleine, flache Schale und einen enormen Tragkorb auswählten.

Ob es das Beispiel des alten Häuptlings war oder ob man nur gewartet hatte, daß er den Anfang machte, weiß ich nicht. Jedenfalls kamen sie jetzt von allen Seiten. Die meisten brachten einen oder zwei Pfeile, dann die kleinen Federbüschel – wohl auf Grund der Bitte, die ja von mehreren Leuten gehört worden war.

Joaquim gab mir das Feuerzeug zusammen mit jener Bambusrohr-Jagdtasche. Er öffnete sie sogar und zeigte mir, daß sie komplett war. Pfeilspitzen, Reservebogensehne und drei kleine Messerchen waren darin enthalten. Und er lächelte, als er meine Freude über das Geschenk bemerkte.

Daß ich mich noch mehr über die Geste selbst freute, ahnte er wohl nicht. Denn er bewies mit dieser Gabe doch, daß er mir persönlich nicht gram war.

Dann kam Roberto. Er kam, gefolgt von Nilza, Tereza, Max und Moritz. Feierlich übergab er mir seinen Gürtel, und die Frauen schenkten Thea zwei niedliche Körbchen, die mit Urucu-Kapseln angefüllt waren.

»Ob das ein versteckter Hinweis ist, daß ich ihrem Schönheitsideal nicht entspreche?« meinte Thea lachend.

Es sammelten sich die Pfeile und türmten sich die Körbchen, und in einem lag bereits ein kleiner Berg Federschmuck.

Den Gürtel hatte ich mir — allerdings über der Hose — von Roberto befestigen lassen, und das Feuerzeug nebst Jagdtasche hing um meinen Hals. Da drängte sich der alte Häuptling nochmals durch die versammelten Araraibos, stellte sich vor Thea, nahm mit langsamer Bewegung das Affenfell von seinem Schädel und stülpte es ihr auf. »Schulimã«, sagte er, »Schulimã«, und faßte sie bei den Schultern: »Kurumi — Schulimã!«

Thea erwies ihm die gleiche Ehre.

Dann wandte er sich zu mir. Sein faltiges Indianergesicht verriet keine Regung, als er, ohne den Blick zu senken, die langen, roten Ararafedern aus seiner linken Armschnur zog und sie mir übergab. »Schulimã«, sagte er mit etwas zittriger Stimme. »Schulimã«, und keine Sekunde ließen mich seine dunklen Augen los.

Ich betrachtete das schöne Geschenk, dessen rote Spitzen aus dem feinen, weißen Federquast herauswuchsen, in den sie gefaßt waren. Spontan legte ich ihm die Hände auf die Schultern und sagte: »Schulimã! Ich danke dir, daß du so nett zu uns warst, alter Knabe!«

Er antwortete noch einmal »Schulimã«, dann wandte er sich um und ging mit ruhigen Schritten durch die Gasse, die die Indios für ihn öffneten, zu seiner Hütte zurück. — Das war der Abschied vom alten Häuptling.

Inez brachte ebenfalls ein Körbchen, während Joaquim nun auch Elisio Pfeile und Bogen überreichte.

»Ja — und nun?« fragte ich.

Der Pater, der rechts von Thea stand, sah mich an.

»Müssen wir nun mit allen ›Schulimã‹ machen, oder was schreibt das Zeremoniell vor?« Ich war wieder in bester Stimmung. Wenn sie uns soviel schenkten, dann war nichts mehr zu befürchten. Pater Antonio wandte sich an Joaquim, sprach kurz mit ihm und sagte dann zu mir: »Nein. Brauchen wir nicht. Macht das nach, was ich tue. Damit ist es gut. Den Begriff ›Danke schön‹ kennen sie nicht!«

Der Häuptling rief laut ein paar Namen. Darunter auch Roberto. Die Männer traten vor, nahmen Körbe, Pfeile und unsere jetzt so leichten Säcke auf, der Pater bückte sich zu seinem Rucksack, Martinho ergriff die Apotheke, ich hängte mir die Kamera um, nahm meine Hängematte mit den Filmen und gab Roberto, der sie mir abnehmen wollte, die von Thea — wir waren marschbereit . . .

Zwei Männer drängten sich mit schweren Bananentrauben, die sie um die Schultern trugen, durch die Menge, die jetzt den Weg freigab — und

schon setzten sich unsere Begleiter mit ihren Traglasten in Bewegung . . .

Pater Antonio trat zu Joaquim, dann zu Inez, dann zu Joaquims Bruder, der uns beim Eintreffen empfangen hatte, und verabschiedete sich von ihnen mit Handauflegen und »Schulimã«.

Wir taten dasselbe. Und dann schritten wir zum letzten Mal zwischen den Menschen hindurch, die uns so gastlich aufgenommen hatten . . .

»Schulimã!« tönte es von allen Seiten, und »pata pata« und »Kurumi« . . .

Und immer wieder »Schulimã . . . !«

Wir waren am Ausgang angelangt. Ich wandte mich noch einmal um. Auch Thea, die hinter mir ging, blieb stehen.

Da waren sie versammelt am jenseitigen Ende des Dorfplatzes — die Nackten, die Halbnackten und die Angezogenen — genau wie in der Abendstunde unserer Ankunft.

Roberto ging an uns vorbei und auch die Bananenträger. Wir waren die letzten. Wie auf Kommando hoben wir die Arme und winkten. Wir wollten ihnen noch einen letzten Gruß zurufen, aber es kam kein Laut mehr aus unseren Kehlen . . .

Doch die Araraibos verstanden es auch so. Ihre Arme flogen in die Höhe, und ein gewaltiger Schrei stieg in die Luft und hallte weit über die Wälder.

»Schulimã!«

Fünf Stunden später saßen wir oberhalb der Furt auf ein paar Steinbrocken und machten die letzte Pause.

Wir saßen ohne Bewegung, denn der Pater hatte einen Mutun erspäht. Lautlos folgte er ihm.

Wir sahen genauso aus wie damals, als wir um diese Stunde etwa die letzte Höhe hinaufgestiegen waren zum Dorf.

Genauso? Nein! Viel schlimmer!

Wenn ich mein Gesicht im Spiegel betrachtete, dann sah ich unter den Bartstoppeln die eingefallenen Wangen. Sicher — unsere Kleider waren naß wie damals, als hätten wir gerade in voller Ausrüstung ein Bad genommen. Der Rückweg war uns nicht leichter gefallen als der Hinweg. Wir keuchten und lechzten wieder nach Wasser. Aber unsere Kleidung hatte sich verändert. Sie war zerrissen und ihre Farbe kaum noch zu erkennen. Über allem lag der rote Schimmer des Urucu von den Fingern, die uns betastet und untersucht hatten. Und an den Taschen, dort, wo sich

diese Finger am meisten betätigt hatten, da war es nicht nur roter Schimmer, da war der Stoff intensiv gefärbt.

Kurz hintereinander zwei Schüsse! Der Vogel klatschte durch das Laub auf die Erde. Für morgen war das Mittagessen gesichert. Wir standen auf und stiegen die letzten 500 Meter durch den Wald hinab zum Igarapé. Martinho trug den Mutun, dessen gespreiztes, blauschwarzes Gefieder seinen ganzen Rücken bedeckte.

Dann standen wir vor dem Boot. In wenigen Minuten war es fahrbereit. Alle Anwesenden stiegen ein, und stakend fuhren wir bis zu jener Felsplatte am jenseitigen Ufer des Cauaburi, auf der unsere Küchengeräte und Reserven gestapelt waren.

Mit tiefem Aufatmen stellten wir an den herausragenden Steinblökken fest, daß der Fluß gut einen halben Meter gestiegen sein mußte. Wir konnten also mit Motorkraft zurückfahren.

Unsere Begleiter wurden mit einer Handvoll Keks und mit dem letzten Kilo Bonbons entlohnt, dann war auch für sie die Stunde des Abschieds gekommen.

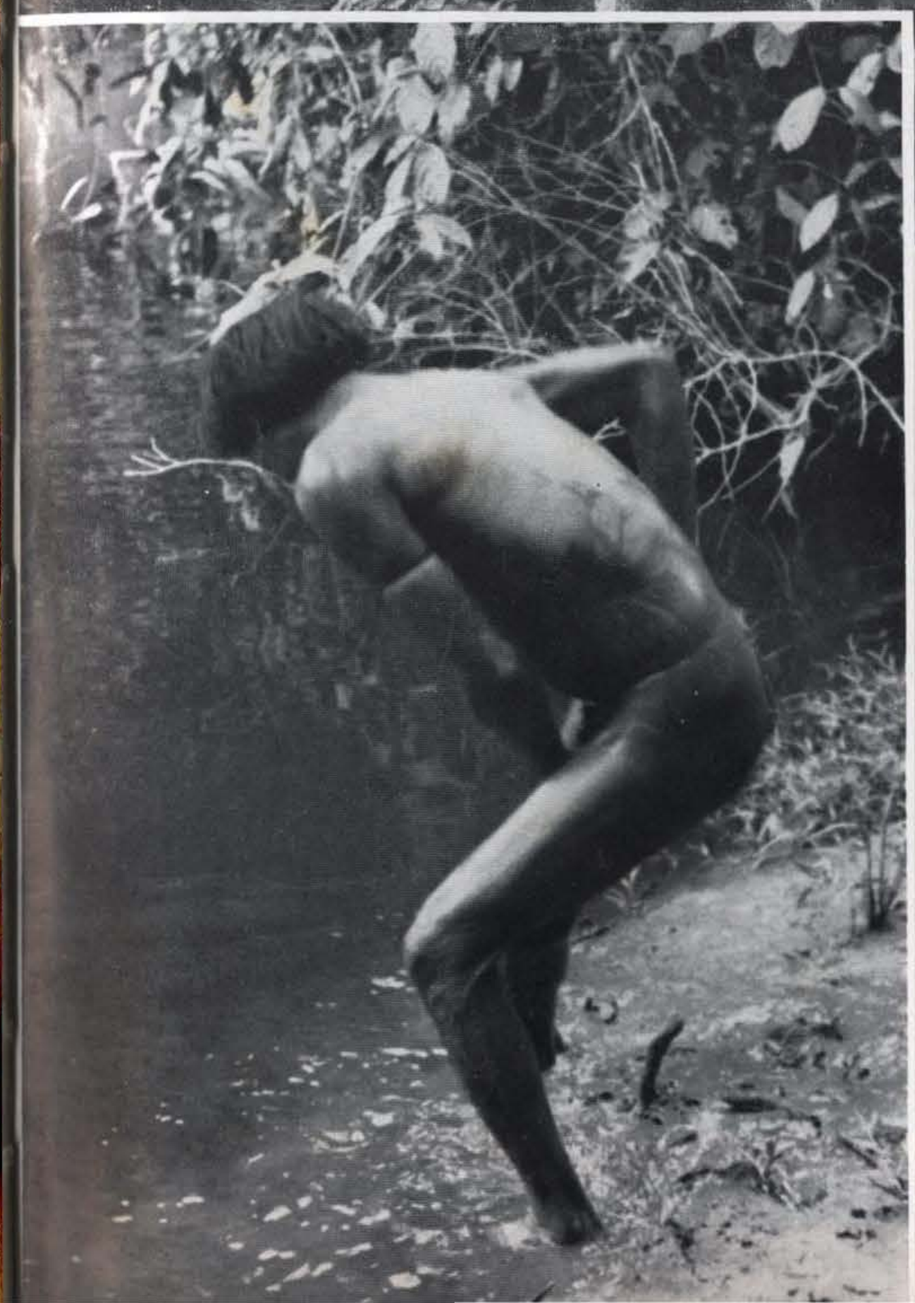
Hier muß ich einschalten, daß zu unserer Begleitmannschaft auch der kleine Bruno gehörte. Er war plötzlich am Ende unserer Kolonne aufgetaucht, als das Dorf schon eine gute halbe Stunde hinter uns gelegen hatte. Später erfuhr ich von Pater Antonio, daß er mit nach Tapuruquara fahren wollte, wohin ja auch Martinho zurückkehrte.

Auch Roberto wollte uns noch nicht verlassen. Es gab ein langes Palaver zwischen ihnen und den übrigen Indios einerseits und mit dem Pater auf der anderen Seite. Endlich einigte man sich darauf, daß wir noch einmal zur Hütte fahren würden — in den Maturacá zum Lazarett Nr. 1 mußten wir ja sowieso — und daß sie von dort den Heimweg zu Fuß antreten sollten.

Die beiden strahlten vor Freude, als sie diese Entscheidung hörten.

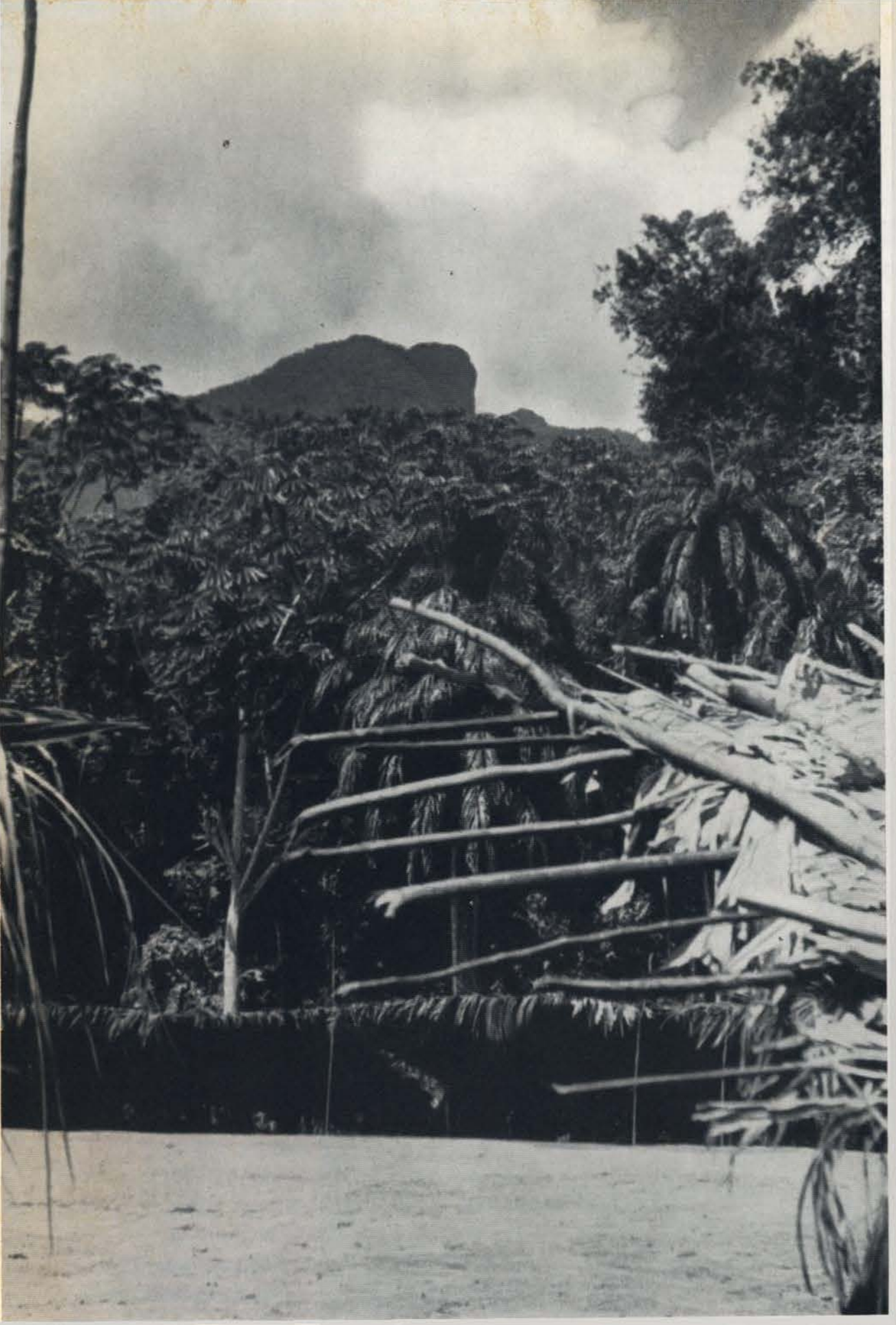
Wir luden alles ins Boot und fuhren los. Ein paar hundert Meter weiter legten wir an einer lichten Stelle des anderen Ufers an, um die übrigen vier Indios, die gleich zum Dorf zurückgehen wollten, aussteigen zu lassen. Von hier konnten sie den Pfad unschwer erreichen. Sie sprangen an Land, kletterten leichtfüßig die sandige Böschung hinauf und blieben dann im Schatten der Bäume stehen.

Wir stießen ab. Pater Antonio warf den Motor an, und als der Bug des Bootes in sachter Kurve auf die Mitte des Flusses einschwenkte, sahen wir sie immer noch dort stehen, lässig auf ihre Pfeile und Bogen gestützt, ihre braunen Körper getupft von ein paar kümmerlichen Sonnenstrahlen, denen der Durchschlupf durch das grüne Dschungeldach geglückt war.



TAFEL 31
Die »Baumsperren« waren die übelsten Hindernisse des oberen Maiá.

. . . er verwusch das erste Stück Seife seines Lebens.



TAFEL 32 Das Dorf der Xamataris. Im Hintergrund der »Berg der Verzweiflung«.

Wir winkten einen letzten Gruß, und sie hoben ebenfalls die Arme mit den Pfeilen . . .

Dann verschwanden sie zwischen den grünen Büschen, tauchten ein in die unendlichen Wälder, die ihr Zuhause waren. — — —

»So, nun macht mal erst einen vernünftigen Kaffee«, sagte Pater Antonio zu meiner Frau und mir, denn Elisio stand im Bug und spähte wie ein Luchs auf das Wasser. Er hatte jetzt keine Zeit.

Die Indios — einschließlich Martinho — saßen in der Mitte, dort, wo einst das Gepäckgebirge gewesen war, und rupften den Mutun.

Der Pater hatte das ausgesprochen, wovon wir alle seit vielen Tagen träumten — von einem anständigen Kaffee!

Thea widmete sich sofort dem Bereiten der Zutaten.

Noch nie habe ich die knochenharten Weißbrotscheiben — genannt Zwieback — so heißhungrig verschlungen wie an diesem Nachmittag. Die Butter hatte sich in der Dose trotz ihres starken Salzgehalts in ein ranziges, gelbliches Öl verwandelt. Die ließen wir weg. Aber unser Käse war noch gut. Am nächsten Tag stellten wir jedoch kleine, gut genährte Maden darin fest — in der Hochstimmung dieses ersten Genusses hatten wir gar nichts davon gemerkt.

Ja, wir waren in Hochstimmung. Und als wir im herrlichsten Abendrot anlegten, um zu übernachten, da zog der Pater die letzte Flasche hervor und sagte: »So, die trinken wir jetzt leer bis zum letzten Tropfen — auf den glücklichen Zufall, der uns noch einmal davonkommen ließ!«

Auf dem Herd kochte Reis. Bohnen dauerten zu lange, darum gab es nur Reis mit Büchsenfleisch an diesem Abend. Im Schein der elenden Petroleumlampe saßen wir im Boot und warteten auf das Essen.

Der Alkohol hatte auch seine Wirkung getan, und wir sangen laut in die warme Nacht hinein — und immer mehr wurde uns die Wahrheit von Pater Antonios Trinkspruch bewußt: Wir waren noch einmal davongekommen.

Im Wirbel der Eindrücke dort oben bei den Hütten hatten wir uns wohl bemüht, klare Gedanken zu fassen, aber nie war uns die wirkliche Fragwürdigkeit unserer Lage zum Bewußtsein gekommen. Wäre es für die Kerle in den ersten Tagen nicht ein leichtes gewesen, uns fertigzumachen? War es nicht ein Wunder, daß in ihren Köpfen so etwas wie Verstand waltete, der sie an das »Nachher« denken ließ? Denn, wie der Pater selbst gesagt hatte, war er noch nie mit so vielen Geschenken bei ihnen gewesen. Und dieses »Viel« wäre mit unserem Hab und Gut zu einem »Noch mehr« geworden. Das war für primitive Geschöpfe eine Verlockung, die zu leicht vergessen lassen konnte, daß danach überhaupt nichts mehr kam.

Hatte das wirklich nur die Persönlichkeit des Paters verhindert? Oder der Verstand des Häuptlings Joaquim? Oder waren wir ihnen etwa so sympathisch gewesen, daß keine Gier in ihnen aufkam? Denn mit reiner Geschäftstüchtigkeit, mit realistischer Lebensauffassung ließ sich nicht alles erklären. Sie kennt keinen solchen Gefühlsausbruch, wie er durch ihr Verhalten beim Abschied deutlich geworden war, und auch keine so große Zuneigung, wie sie Roberto und der kleine Bruno bewiesen hatten.

Je mehr ich darüber nachdachte, um so sicherer glaubte ich zu erkennen, daß diese primitiven Wilden noch etwas besaßen, das leider so vielen ihrer zivilisierten Zeitgenossen abhanden gekommen ist — den Sinn für wirkliche Freundschaft! — — —

Das Essen war fertig. Roberto und Bruno speisten zum erstenmal in ihrem Leben mit dem Löffel. Bevor sie begannen, hoben sie die Aluminiumschüssel, die Elisio ihnen halb mit Reis, halb mit Farinha gefüllt hatte, an die Nasen. Dann schauten sie aufmerksam auf uns, nahmen den Löffel richtig in die Hand und begannen. Doch dann sahen sie Martinho, der sein Eßwerkzeug wie einen Besenstiel umfaßt hielt — und machten es nach. Das war praktischer und ließ ein schnelleres Tempo zu. Auf diese Weise schaufelten sie zwei gehäufte Schüsseln leer. Sie waren unersättlich, denn, als nach beendigtem Essen noch ein Rest im Topf geblieben war, vertilgten sie auch den.

»Banane als Nachtisch?« fragte ich Pater Antonio.

Er sah auf und lachte: »Nein, heute nicht. Ich schlage Kaffee vor«. — —

Nach dem Essen verschwanden wir bald in den Hängematten. Unsere Ausgelassenheit und gute Laune waren Reaktionen des Augenblicks gewesen. Jetzt wichen sie der Erschöpfung. Wir merkten in dieser Nacht nichts von Mutucas, von Maruims und Moskitos — und wir hätten noch gerne weitergeschlafen, als der Pater uns vor Tagesanbruch weckte.

Die beiden Indios, die ja keine Hängematten bei sich hatten, lagen noch zusammengekrümmt im Boot, wo sie die Nacht auf unseren Säcken — zugedeckt mit einer Zeltbahn — verbracht hatten.

Als die Nebelschwaden über dem Fluß im ersten Morgenschimmer sichtbar wurden, stießen wir ab.

Und um acht Uhr fuhren wir in den Maturacá ein.

Nur zweimal war der Sicherungsstift gebrochen, und die Fahrt mit der Strömung hatte uns schnell vorwärtskommen lassen. Am Lazarett Nr. 1 erhob sich ein Freudengeheul, als wir anlegten. Adorval und Luiz hatten die lange Wartezeit gut überstanden. Wir hielten uns auch hier nicht auf, sondern verluden alles, banden das Batelão wieder seitlich an und fuhren weiter zur Hütte.

Hier gab es endlich ein anständiges Mittagessen: Bohnen mit Trockenfleisch, Reis mit Mutun, und für jeden als Zugabe noch einen fetten Piranha aus den Vorräten von Luiz. Danach hielten wir einen ausgiebigen Mittagsschlaf, und dann badeten wir über eine Stunde in dem kühlen, dunklen Wasser des Maturacá. Mit Wonne seiften wir uns ab — wie lange hatten wir uns auch nicht mehr richtig gewaschen! Und dann kam der Höhepunkt des Festtages: Wir zogen reine Wäsche an!

Im Eifer der Säuberung hatten wir auch Roberto und den kleinen Bruno geschrubbt. Sie waren anschließend noch weniger wiederzuerkennen als wir anderen . . .

Dann wuschen wir unsere Kleider. In der prallen Nachmittagssonne trockneten sie schnell — aber der rote Schimmer des Urucu war nicht verschwunden.

Ich gab mein Hemd und die Hose Roberto, und der kleine Bruno erhielt Theas Bluse. Sie reichte ihm sogar bis knapp unter das Hinterteil.

Jetzt fühlten wir uns wieder wohl!

Martinho, Elisio, Adorval und Luiz beschäftigten sich mit dem Käse, den wir der morgens entdeckten Maden wegen nicht mehr sehen konnten. Sie hatten ihn mitsamt der Büchse aufs Feuer gestellt und kochten und rührten ihn durch. Welchen Erfolg dieser Veredlungsprozeß allerdings hatte, kann ich nicht sagen, denn ich bekam die Büchse später nicht mehr zu Gesicht.

Ich untersuchte meine Füße, die an verschiedenen Stellen unverschämt juckten. Mein Verdacht bestätigte sich — es waren Sandflöhe, deren Säcke ich — als letzte Andenken vom Indiodorf — mühsam herausschälen mußte.

Thea war wieder wohlauf, und Pater Antonio pfiff ein munteres Liedchen, während er im Obergeschoß der Hütte die hier verbleibenden Vorräte sortierte.

Und die beiden Indios? Sie aßen.

Von Elisio hatten sie am Morgen die Kunst der Mingalbereitung erlernt, und nun kochten sie an einem kleinen Feuer neben der Hütte diesen Brei. Sie kochten und aßen. Und während sie aßen, kochte bereits die nächste Portion. Ihr Appetit war unfaßlich. Immer wieder kam der kleine Bruno zu Elisio, zu mir oder zu dem Pater, je nachdem, wer sich gerade in der Nähe aufhielt, und sagte: »Pão!« Brot. Dieses Wort hatte er sofort gelernt. Dann zog er mit leuchtenden Augen und einem Zwieback wieder ab. Obwohl die Büchse mitten in der Hütte stand, nahm er nichts heraus, ohne vorher gefragt zu haben.

Nachdem wir alle wieder blank und sauber waren — oder uns zumindest so vorkamen, weil wenig Dreck gegenüber viel Dreck immer reinlich wirkt —, bereiteten wir Kaffee.

Der wievielte Kaffee es an diesem Tage schon war, kann ich beim

besten Willen nicht sagen, aber wir hätten ihn ununterbrochen trinken können, wenn unsere Vorräte das zugelassen hätten.

Auch die Indios holten wir herüber.

So saßen wir in den Hängematten, auf den Blechkanistern und Holzstücken, schlürften behaglich die dunkle, heiße Brühe, als der Pater sich an Roberto wandte: »Was ist das für ein Staub, und was bedeutete der Tanz, den die beiden gestern aufgeführt haben?«

Er stellte die Frage unvermittelt. Wir hatten uns, als wir noch im Maturacá planschten, darüber unterhalten, daß man Roberto doch ruhig einmal fragen könnte. Jetzt gab es keine Zeugen. Er brauchte keine Rücksicht zu nehmen auf die anderen Stammesangehörigen, denn Martinho fuhr mit zurück, und Bruno war noch zu klein, um dem Gespräch zu folgen. Außerdem beschäftigten ihn andere Dinge. Ich hatte ihm noch ein paar Blatt Papier gegeben, die er mit großer Konzentration bekritzelte. Roberto hatte jetzt einen übervollen Bauch, was seine Stimmung im günstigen Sinne beeinflussen mußte.

Zuerst tat er zwar so, als habe er nicht verstanden, gab dann aber mehr oder weniger bereitwillig Auskunft. Der Pater übersetzte uns, was er fragte und zur Antwort erhielt.

Über das Pulver selbst bekamen wir jedoch keine volle Klarheit. Es würde aus der trockenen Rinde eines Strauches gewonnen, sagte er, der nur am Gebirge wachse. Die Beschreibung, die er lieferte, war jedoch so allgemein, daß sich daraus keine Bestimmung der Pflanze ableiten ließ.

»Und warum nehmt ihr das Zeug?«

Keine Antwort.

»War es schon immer im Gebrauch, oder benützt ihr es erst seit kurzem?«

»Die Araraibos haben es schon, solange ich denken kann.«

»Dürfen es nur die Männer nehmen oder auch die Frauen?«

»Alle dürfen es nehmen.«

»Gibt es bestimmte Anlässe, Feste, bei denen es genommen wird?«

»Nein. Kranke dürfen immer, alte Leute dürfen immer. Junge nicht.«

»Warum hat sich Joaquim gestern so aufgeregt?«

»Weil junge Araraibos Staub genommen haben.«

»Warum dürfen junge Männer ihn nicht nehmen?«

»Staub nicht gut für junge, Staub nur gut für alte und kranke Araraibos.«

Hatte das nicht auch Martinho gesagt, als der Pater ihn nach der Bedeutung des Blasrohrs fragte? Ich schaute zu ihm hin. Er hockte in der Hängematte und sah in seinen Becher. Er tat so, als höre er gar nicht, was gesprochen wurde.

»Warum ist der Staub für junge Männer nicht gut?«

Roberto sah erstaunt auf: »Hast du gestern nicht gesehen?«

»Ja, sie haben gesungen und getanzt.«

»Nein, nach dem Singen?«

Nein, nach dem Singen hatten wir die beiden nicht mehr gesehen. Die Kleiderverteilung, der Abschied — das hatte uns so in Anspruch genommen, daß wir an die beiden Tänzer gar nicht mehr gedacht hatten. — Das kam uns jetzt erst zum Bewußtsein . . .

»Was war denn nach dem Singen?«

»Poré hat sie angesehen!«

Verblüfft blickten wir einander an. Da fragte Pater Antonio auch schon, was ich im gleichen Moment, im Hinblick auf ihre Vorstellung von diesem Waldgeist, gedacht hatte.

»Dann müssen sie also sterben?«

»Vielleicht . . .«

»Ja, warum? Was war denn mit ihnen nach dem Singen?«

Roberto antwortete, aber der Pater verstand ihn nicht. Er fragte Martinho. Dessen Erklärungen waren jedoch auch nicht mit seinem Wortschatz zu deuten.

Da legte sich Roberto auf den Boden. Er begann zu zittern, schlug mit Armen und Beinen und rollte sich von einer Seite zur anderen. »So machten sie.« Er erhob sich und setzte sich wieder hin.

»Das sieht ja nach einem epileptischen Anfall aus«, sagte ich.

Der Pater überlegte eine Weile.

»Ich glaube, ich komme dem Rätsel auf die Spur«, meinte er und sagte: »Der alte Häuptling und seine Kurumi haben aber nicht so gemacht« — er fuchtelte auch mit den Armen —, »als sie den Staub genommen hatten.«

Es schien Roberto gar nicht zu wundern, daß wir das wußten. Aber seine Antwort traf uns wie ein Blitzstrahl: »Poré sieht nur die Araraibos an, die zuviel Staub nehmen.«

»Ist noch was in der Kanne?« fragte ich Elisio. »Auf den Schreck muß ich noch einen Schluck Kaffee trinken!«

Wenn wir auch aus dem Stadium der Vermutungen noch nicht heraus waren, wenn uns auch noch die absolute Gewißheit fehlte — so hatten uns doch die Erklärungen Robertos ein großes Stück weitergebracht.

»Das Pulver ist also Gift«, sagte der Pater, »und scheint, wie so viele Narkotika, in kleinen Mengen zu betäuben oder einen angenehmen Rauschzustand hervorzurufen, in größeren Quantitäten aber mitunter tödlich zu wirken. Joaquim hatte die Menge gesehen, die sie nahmen, und fürchtete das Schlimmste. Daher seine Aufregung . . . Das ist aber noch nicht alles«, sinnierte er weiter. »Den Jungen verbietet man den häufigen Genuß, damit sie nicht süchtig werden . . .«

». . . und den alten Leuten und den Kranken verbietet man ihn nicht«, fuhr ich fort. »Vielleicht ist das die Antwort auf die Frage, wie sie sterben.« — — —

Abends saßen wir vor der Hütte. Zwischen uns glimmten die Reste eines kleinen Feuers, über dem der Kaffeekessel hing.

Wir überdachten das, was hinter uns lag.

Wir hatten vergessen, nach Napauma zu fragen, wie Dona Helena von den Indios genannt worden war. Die turbulenten Ereignisse und — in ihrem Gefolge — unser plötzlicher Aufbruch trugen die Schuld daran. Der Pater hatte den alten Häuptling beim Abschied befragen und ihm das Foto zeigen wollen, das sich in seinem Besitz befand. Nun, die Gelegenheit war vertan!

Sie wäre auch höchstwahrscheinlich ergebnislos verlaufen. Auf dem Bild sah Helena sehr zivilisiert aus, sie trug ein Kleid, und ihre Frisur war durchaus nicht mehr indianisch. Außerdem zeigte es das Gesicht einer verhärmten Frau und keines jungen Mädchens, das sie zur Zeit ihres Aufenthaltes bei jenen Indios gewesen war. Immerhin, es wäre interessant gewesen, die Reaktion zu sehen.

Was hatten wir sonst noch vergessen?

Da lagen die Gegenstände, die wir beim Abschied erhalten hatten. Zur vollständigen Kollektion fehlte noch allerlei, die Hängematten zum Beispiel und das Blasrohr, ja — und jener narkotisierende Staub . . .

In uns erwachte die Forscherleidenschaft. Anders war es nicht zu erklären, daß wir nach all den gerade durchgestandenen Strapazen schon neue Pläne wälzten. Durch das ausgiebige Bad und die reine Wäsche waren unsere Lebensgeister wieder rege geworden. Wäre es nicht unverzeihlich, wenn wir die Gelegenheiten nicht nutzten, nachdem wir schon so weit in diese abgeschiedene Welt vorgedrungen waren? Es gab da die Indios im Rio Maiá, die der Pater schon besucht hatte. Ob Roberto sie kannte?

Ferner hatte Dona Helena eine ganze Reihe von Stämmen aufgezählt . . .

Wir riefen Roberto, der mit Bruno etwas abseits sein eigenes Feuer unterhielt und — was sollte er auch anders tun — eine weitere Portion Mingal bereitete.

»Kennst du die Karauatari?«

Der Indio schaute verständnislos. Anscheinend konnte er sich unter dem Wort nichts vorstellen.

Der Pater fragte weiter: ». . . und die Namotari?«

Robertos Gesicht strahlte. Er schlug sich auf die Brust: »Roberto Namotari«, sagte er.

»Wieso?« fragten wir alle gleichzeitig. Und es ergab sich dann folgende interessante Tatsache:

Der Name des Stammes änderte sich mit dem Dorf, in dem er sich gerade aufhielt. Oder in zivilisierten Begriffen: Wenn die »Herren aus Köln« einen Wohnungswechsel nach Bonn machen, dann nennen sie sich einfach »Herren aus Bonn«. Der Name bezeichnet also mehr den Platz der Siedlung als den Stamm. Araraibò und Namotari waren identisch.

»Fragen Sie doch mal nach dem Stamm am Maiá, bei dem Sie Francelinos Bruder gesehen haben.«

Roberto kannte ihn, schien aber nicht entzückt, als er an ihn erinnert wurde. Er sprudelte eine Menge Worte heraus, die ärgerlich klangen.

»Seine Sippe scheint mit ihren Bekannten nicht auf gutem Fuß zu stehen«, sagte ich.

»Die alte Geschichte«, antwortete der Pater lakonisch. »Frauenraub, Mord und Totschlag.«

Nach einer Pause wandte er sich wieder an Roberto. Er fragte nach den Vaunaedeve, dem Stamm, von dem, wie wir wußten, eine Reihe der Araraibofrauen abstammten. »Hat der auch noch einen anderen Namen?«

»Xamatari«, sagte Roberto.

Wir gingen Dona Helenas Bericht durch. Xamatari — ja, sie wurden erwähnt — am Oberlauf des Rio Maiá. Ein guter Pfad führe zum Fluß hinab. Eine alte Hütte stehe dort am Ufer, und Lianenschnüre führten über das Wasser zur anderen Flußseite. Die Indios benützten sie zum Hinüberhangeln, wenn sie den Maiá überqueren wollten. Der Pfad führe über einen Berg . . .

Roberto kannte die Siedlung. Tereza stamme von dort, erklärte er.

»Wenn diese Indios auch am Maiá wohnen, dann fahren wir doch am besten dorthin«, sagte ich. »Sie werden durch die Araraibos von Ihnen wissen und uns sicher gut aufnehmen. Außerdem ist es ein Stamm, den bis heute noch kein Zivilisierter besucht hat. Neuland im wahrsten Sinne des Wortes!«

Wir saßen die halbe Nacht am Feuer, tranken Kaffee und überlegten.

Konnten wir es uns leisten, in den Maiá hineinzufahren, an dessen Mündung wir ja vorbeikamen? Oder mußten wir doch vor weiteren Unternehmungen nach Tapuruquara zurückkehren?

Alles, was für diese Erweiterung unserer Reise in Betracht zu ziehen war, gingen wir durch — und dann entschieden wir uns schweren Herzens für die Rückfahrt zur Mission. Denn: Wir hatten keine Geschenke mehr, wir brauchten neue »zivilistische« Lebensmittel, der Brennstoff war knapp, und auch die Anwesenheit Martinhos konnte unangenehme

Folgen haben, dann nämlich, wenn wir am Maiá — auf dem Wege zu den Xamataris — zufällig jenen Leuten begegneten, die mit den Araraibos in Feindschaft lebten.

Am nächsten Tag brachten wir Ordnung in unsere Habseligkeiten und verluden alles in die Boote.

Als die Schatten des Urwalds schon die Hütte erreicht hatten, winkte ich Thea, mir zu folgen — zu einem letzten gemeinsamen Spaziergang über die Rodung. Denn im ersten Grau des Tages wollten wir aufbrechen.

Schwarz standen der Felsturm der Serra Onorí gegen die Sonne. Zum erstenmal sahen wir sein zackiges Haupt ohne Wolkenschleier in der klaren Luft des Abends.

Wir stiegen über die verkohlten Baumstämme und gingen am Waldrand entlang noch einmal hinunter zur Indiobrücke. Betäubende Düfte entstiegen den blauen Blütenkelchen einer Schlingflanze. In verschwenderischer Fülle hingen sie herab bis zur Erde.

Da raschelte es hinter uns.

Wir drehten uns um, und da stand der kleine Bruno in Theas großkarierter Bluse und lächelte. Wir nahmen ihn in unsere Mitte und schritten weiter, bis unter uns das schwarze Wasser des Maturacá gluckste. In seiner unruhigen Oberfläche zitterte das Spiegelbild eines gelbblühenden Urwaldriesen.

Rechts lagen am Saputilha-Baum die beiden Boote, links die hellgraue Konstruktion der Brücke.

Schweigend gingen wir den Pfad zur Hütte zurück, und dort, am höchsten Punkt, blieben wir stehen.

Majestätisch lag der riesige Felsrücken des Grenzgebirges, übergossen vom Schein der untergehenden Sonne, quer vor dem Horizont. Seine schroffen Wände gleißten und glitzerten, als wollten sie uns zum Abschied noch einmal die ganze, überwältigende Schönheit der unberührten Natur offenbaren.

Zu ihren Füßen krochen schon die Nebelschwaden an die Hügel des Vorgebirges heran, und auf einem dieser Hügel lag das Dorf und wohnte der kleine Bruno, der hier neben uns stand, und Roberto, der schon wieder Mingal kochte ...

Morgen früh mußten wir uns auch von diesen beiden verabschieden, und damit würde sich dann der letzte Rest einer unerhörten Wirklichkeit zu dem verwandeln, was man Erinnerung nennt ...

Meine Frau wandte sich um und trat in die Hütte, und ich ging mit dem kleinen Indio die Affenfalle holen, die noch auf einem Baumstamm lagen. Beinahe hätten wir sie vergessen ...

DRITTER TEIL

Letzte Rätsel

Unsere Rückkehr von den »Wilden« betrachteten die Schwestern der Mission als Anlaß für ein Festessen.

Wie aus den begleitenden Redewendungen hervorging, waren sie in der Vorstellung befangen, daß nur Berufsköche Speisen zubereiten können, die Ergebnisse der Kochkünste Elisios jedoch höchstens in die Kategorie der Magenfüllungen gehörten, die uns zwar vor dem Verhungern bewahrt — einen wirklichen Genuß jedoch nicht hatten verschaffen können.

Sie hatten vielleicht recht. Man darf aber das Milieu nicht unterbewerten. Manche Mahlzeit, die uns herrlich schmeckte, wäre in einem erstklassigen Hotel noch nicht einmal von der Katze des Kochs angeschaut worden.

Am nächsten Morgen starteten wir mit der Catalina nach Manáus. Es fiel uns beiden zu, von dort alles Notwendige für die kommende Reise zu besorgen, während der Pater die Boote und den Motor überholen wollte, damit das »Unternehmen Xamatari«, wie wir es getauft hatten, nach unserer Rückkehr ohne Verzug anlaufen konnte.

Die Liste der Besorgungen, die wir auf der Rückfahrt nach Tapuruquara zusammengestellt hatten, umfaßte folgende Artikel: 1. Geschenke. Da es sich um Indios handelte, die noch keinen Kontakt mit der Zivilisation gehabt hatten, waren das in erster Linie Äxte, Messer und Töpfe. Dann folgten Kämme, Spiegel, Tabak, Angelhaken, Bälle, Haarpomade, möglichst duftend, Seife, Streichhölzer, Bonbons, Luftballons sowie Perlen und Medaillen. Mit den letzten hatte es seine Schwierigkeit, denn wir brauchten sie ja glatt, ohne geprägte Heilige. Wir liefen von einer Fabrik zur anderen. Überall erhielten wir den gleichen Bescheid: Stanzen und Prägen sei ein Arbeitsgang — stanzen allein sei demzufolge komplizierter. Aber wer seine Mitbürger kennt, kennt auch ihre Schmerzen. Und so redeten wir nicht lange vom guten Zweck, sondern gleich von den viel einprägsameren Mehrkosten. So kamen wir dann zu einer Verständigung — und zu glatten Medaillen. 2. Ersatzteile für den Motor —

in erster Linie neue Sicherungsstifte. 3. Unsere neue Ausrüstung. Auf Grund unserer schlechten Erfahrungen fiel es uns nicht schwer, die Mängel an unserer Bekleidung festzustellen. So ersetzten wir die Stiefel durch Baseball-Schuhe und Segeltuchgamaschen, ließen uns in alle Hemdschlitze Reißverschlüsse einnähen, kauften im Hinblick auf unsere von schwarzen Pünktchen übersäten Hände Handschuhe und trieben zu guter Letzt auch noch piumsichere Schleier auf. Gegen den Durst auf Urwaldpfaden erstanden wir eine unzerbrechliche Flasche und für unser sonstiges Wohlbefinden Mückenöl, Zigaretten und Nescafé.

Dann brachten wir die bisher belichteten Filme auf den Weg zur Entwicklungsanstalt, deckten uns mit neuem Aufnahmematerial ein, und in den Wartezeiten zwischen all diesen Besorgungen widmeten wir uns herrlich kühlen Getränken und sonstigen angenehmen Zivilisationserzeugnissen.

So verging die Zeit äußerst schnell, die für unseren Aufenthalt in Manáus vorgesehen war.

UNTERNEHMEN XAMATARI

Wir trafen am vereinbarten Tag wieder in Tapuruquara ein. Auf dem Floß stand der Padre Diretor und begrüßte uns wie ein Hotelbesitzer seine Stammgäste.

»Und Padre Antonio?«

»Heute morgen war das Batelão aus dem Hafen verschwunden. Der Fluß fällt, und wahrscheinlich hat das Wasser es hinausgetragen. Als er den Verlust feststellte, ist er gleich hinterhergefahren.«

»Ja — war es denn nicht angebunden?«

»Sicher! Aber Sie wissen doch, wie die Leute sind. Da wollte vielleicht einer mal eben zur Insel 'rüber, und als er zurückkam, hat er das Wiederanbinden vergessen.« Er zuckte mit den Schultern. »Aber machen Sie sich keine Sorgen deswegen! Kommen Sie, oben in der Mission warten schon alle auf Sie!«

So fing das »Unternehmen Xamatari« an.

Als der Pater abends zurückkam, sah man ihm gleich die Erfolglosigkeit der Suche an. Er berichtete kurz und sagte abschließend: »Dann müssen wir das andere Boot mit dem Innenmotor mitnehmen.« Nach dieser Entscheidung begaben wir uns in die Hängematten.

Beim Frühstück am nächsten Morgen erfuhren wir, daß er schon unten am Hafen sei.

Er arbeitete an dem »anderen« Boot, das neu abgedichtet werden mußte. Ich half, und bei Anbruch der Dämmerung schoben wir es ins Wasser.

»Morgen früh werden wir sehen, ob wir starten können!«

Der Pater, der am Vorabend so niedergeschlagen von der Suche zurückgekommen war, strahlte wieder Zuversicht aus.

Um das abgetriebene Boot machte er sich keine Sorge. Jeder am Fluß kannte seinen Besitzer. Wer es fand, würde es zurückbringen — darüber bestanden keine Zweifel.

Den ganzen Tag über, während wir mit der roten Dichtungsmasse geschmiert hatten, waren unsere Gedanken bei der bevorstehenden Reise zum Maiá gewesen. So waren die Stunden vergangen, und hoffnungsvoll sahen wir dem nächsten Morgen entgegen.

Schon vor dem Kaffee gingen wir nachschauen. Das Boot war dicht! Doch während wir beim Frühstück saßen, kam eine neue Hiobsbotschaft: Der Pater hatte eine kurze Probefahrt gemacht und dabei festgestellt, daß irgend etwas mit der Schraube nicht stimmte. Der Motor arbeitete ungleichmäßig.

»Sicher ist ein Schraubenflügel verbogen. Wir müssen das Boot nochmals aus dem Wasser holen und die Schraube gegebenenfalls auswechseln.«

Wir gingen gleich ans Werk.

Es war wirklich so, wie er angenommen hatte. Aber dann löste sich die Schraube nicht von der Achse. Wir stemmten, zogen, schlugen. Nichts! Sie saß wie angeschweißt.

Nach dem Mittagessen hielten wir Kriegsrat. Auch der Mechaniker der Mission war anwesend und der Händler Macedo, der selbst ein Boot besaß und seinen ganzen Werkzeugvorrat mitgebracht hatte. Aber auch ihm widerstand die hartnäckige Schraube.

»Bleibt nur eine Möglichkeit: den verbogenen Flügel in die richtige Lage klopfen.«

Das war unsere letzte Weisheit.

Mit der größten Vorsicht und umgeben von uns guten Ratgebern, machte sich der Pater selbst ans Werk. Denn die Schraube war — wie wohl alle Schiffsschrauben — Bronzeguß.

»Wenn der Flügel abbricht, dann will ich ihn wenigstens selbst abgebrochen haben.« — Das waren seine Worte.

Es gelang.

Alle Sachverständigen nahmen an der anschließenden Probefahrt teil, horchten auf die Arbeit des Motors und betrachteten die rotierende Welle — denn die hätte ja auch noch verbogen sein können!

In großer Schleife umfuhren wir die Insel vor Tapuruquara und legten befriedigt an.

»Dann werden wir morgen früh alles vorbereiten und verladen, und nach dem Essen geht's los.«

Auf Grund der bisherigen Zwischenfälle waren wir nicht ganz so optimistisch. Wir wußten ja bereits, daß man in Amazonien Zeit haben muß . . .

Eile, Pünktlichkeit und Präzision, die sich in dem amerikanischen Slogan »Time is Money« manifestieren und die in Europa die gleiche Gültigkeit besitzen, werden immer weniger ernst genommen, je weiter man nach Süden kommt — und bis zum Rio Negro ist die Kunde von ihnen noch gar nicht vorgedrungen.

Hier ist die Zeit noch ein Geschenk Gottes und hat weder etwas mit Geld noch mit Bewegung zu tun.

Wer hier keine Zeit hat, macht sich das Leben selbst zur Hölle.

Der Begriff »Warten« im Sinne von »eine unnötige Zeitspanne zwischen zwei notwendigen Tätigkeiten verbringen« ist im amazonensischen Lexikon nicht vorhanden. Nur die Eiligen empfinden das »Warten« als warten. Für den Caboclo am Schwarzen Fluß ist es eine genußvolle Tätigkeit. Je schneller man sich anpaßt, um so besser!

Am nächsten Morgen verluden wir alles: die Verpflegung, den Brennstoff und die Geschenke, deren Vielzahl noch um zwei Hängematten erhöht worden war. Mit ihnen hofften wir, ohne weitere Schwierigkeiten jene von den Indios hergestellten einzutauschen.

Es war eine Menge Zeug, die wir da mit Hilfe der zehn Schuljungen, die dafür abgestellt wurden, zu den Booten hinabtrugen und verstauten. Auch Martinho half — wehmütig, wie es schien, weil er diesmal zurückbleiben mußte.

Infolge des Trubels, der seit unserer Ankunft herrschte, hatte ich noch gar nicht nach der Mannschaft gefragt, denn außer dem Indio sah ich weder Elisio noch Adorval noch Luiz.

»Die drei haben abgemustert«, sagte der Pater beim Essen. »Denen hat's gelangt. Schon am Tag nach unserer Ankunft, als Sie nach Manáus flogen, kam eine Lancha von Gonzalves. Mit der wollten sie weg. Sie baten um ihren Lohn, und ich habe sie natürlich nicht zurückgehalten. Sie wissen ja, wie es unterwegs zugeht. Da kann ich niemand gebrauchen, der nicht voll und ganz bei der Sache ist . . . — Diesmal fahren vier Burschen hier aus dem Indiodorf mit. Ich habe sie eben losgeschickt, ihre Sachen zu holen. Um 14 Uhr zur Abfahrt sollen sie an den Booten sein.«

Es wurde 14 Uhr, und es wurde 14.30 Uhr.

Wir hatten uns von allen verabschiedet, und einige Patres und Schwestern sowie der Händler Macedo mit seiner ganzen Familie standen bei uns am Hafen.

Zwei Mann — Marcel und Guilherme — waren da. Aber die beiden anderen fehlten.

Man schickte einige Jungen ins Dorf, wo sie wohnten.

Die Jungen kamen zurück und berichteten, die beiden hätten ihre Sachen geholt und seien dann weggegangen.

Es war inzwischen 15 Uhr.

Guilherme saß am Steuer, Marcel hockte im Bug mit dem Haltetau in der Hand, meine Frau zog nervös an einer Zigarette, ich hielt die Kamera in der Hand, um den Aufbruch im Bilde festzuhalten, und der Pater stand etwas abseits bei der Abschiedskommission und gestikulierte heftig.

Die Situation war leicht komisch.

»Komm, wir steigen wieder aus«, sagte ich zu meiner Frau. »Das gibt heute nichts mehr. Die beiden sind durchgegangen. Du weißt ja — die Angst!«

Dann standen wir zwischen den Patres und Schwestern und der Familie Macedo. Vorschläge wurden laut — und wieder verworfen bezüglich der Einwohner Tapuruquaras, die als Ersatzmänner in Frage kämen. Denn daß die beiden Verschwundenen verschwunden bleiben würden — darüber waren sich alle einig!

Schließlich machten wir einen gemeinsamen Spaziergang ins Indiodorf, das wenige Meter hinter den Gebäuden der Mission beginnt. Es war inzwischen 15.30 Uhr und einigermaßen klar, daß wir vor dem nächsten Morgen nicht abfahren würden.

So nahm ich meine Kamera, die ich immer noch in den Händen hielt, gleich mit, um wenigstens einige Szenen im Dorf aufzunehmen.

Dort tat sich allerlei: da wurde ein Haus gebaut, Tapioca geröstet, Farinha ausgepreßt, der Dorffriseur verschönerte gerade einen verhutzelten, alten Mitbewohner — und die Nachmittagssonne lieferte gratis die beste Beleuchtung.

Auch die Bootsmänner-Beschaffungsaktion hatte Erfolg.

Damit es nicht bei einem vorübergehenden Erfolg bliebe, nahmen wir die Kandidaten gleich mit. Sie wurden zu den beiden anderen ins Boot gebracht, wo sie gemeinsam übernachten sollten. Vor Sonnenaufgang würden wir bereits abfahren — das war die Erklärung, die man ihnen gab. So kamen José und Alberto zu uns.

Es ging wirklich früh um 6 Uhr los.

Das Abschiedskomitee war fast vollzählig versammelt, als der Pater den Motor anwarf, und begleitet von den guten Wünschen aller, tuckerten wir in einen dunstigen Morgen hinein.

Der Pater bediente den Außenbordmotor, der schneller lief als der schwerfällige Rohöler. Wir hatten es plötzlich eilig!

Vielleicht war es aber auch eine dumpfe Ahnung, auf unserem bisherigen Mißgeschick beruhend, die uns anspornte, solange die Fahrstraße gut war . . .

Der Himmel war verhangen, und es sah nach Regen aus.

Ich sagte schon, daß man in der eigentlichen Äquatorzone nicht mit den Begriffen »Regenzeit = Sommer« und »Trockenheit = Winter« rechnen darf. Es regnet fast täglich, und der Unterschied besteht wohl nur in der Dauer der einzelnen Regenfälle. Während sie sich in der »Trokkenzeit« auf heftige, aber meist nicht einmal einstündige Gewitter beschränken, kann es in der »Regenzeit« vorkommen, daß sich an den Regen von heute gleich der Regen von morgen anschließt.

Aber solche Fälle sind selten. Charakteristisch für die Gegend ist nicht der Landregen, sondern der Wolkenbruch.

Vier Tage später um die Mittagszeit kämpften wir mit den Wildwassern der Destacamento-Schnelle.

Die Reise war bis hierhin gut verlaufen — ohne besondere Vorkommnisse, wie man so sagt.

Von den Garimpeiros hatten wir weder auf dem Rückweg vom Maturacá noch bis jetzt auf der Hinfahrt am Cauaburi etwas gesehen. Sie hatten also entweder jenen Igarapé an der Serra Onorí erreicht oder waren im Iá oder einem anderen Zufluß des Cauaburi verschwunden. Und den schlechten Vorzeichen, unter denen unsere Abfahrt von Tapuruquara gestanden hatte, waren keine weiteren Übel und Störungen gefolgt — wenigstens bis jetzt nicht.

Nur ein Ereignis muß noch erwähnt werden, denn es trug wesentlich zu unserer Unterhaltung bei . . .

An der Mündung des Rio Marauiá, also nur wenige Stunden oberhalb von Tapuruquara, hatten wir Indios am Ufer stehen sehen. Wir hielten auf sie zu, und als wir nahe genug herangekommen waren, sagte der Pater: »Puxa!! — Da ist ja Jorge dabei!«

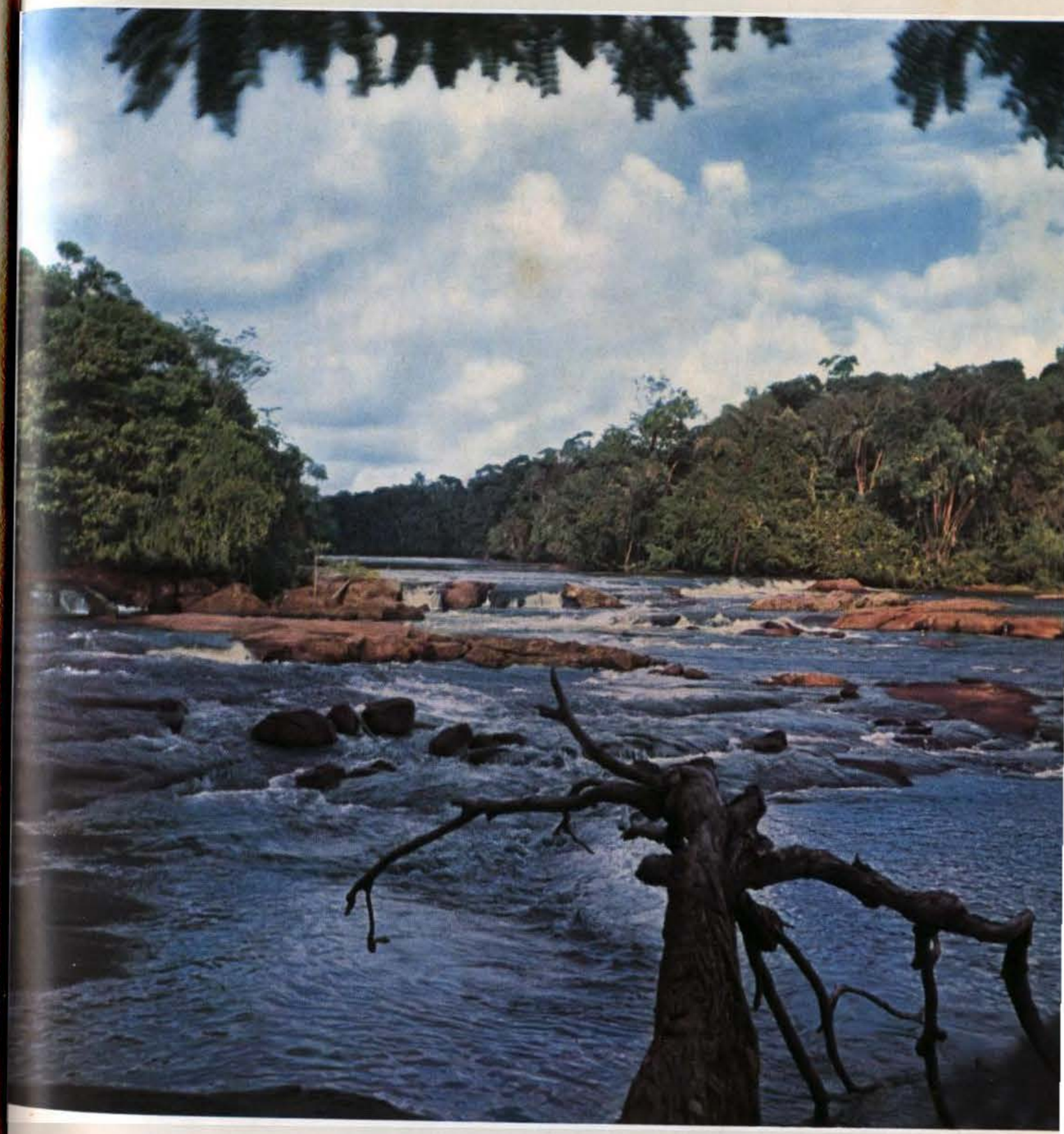
»Wer?« fragte ich.

»Der Mann von Dona Helena. Der mit ihr zusammen in Uaupés ankam.«

Und mehr im Selbstgespräch: »Wie kommt denn der hierher?«

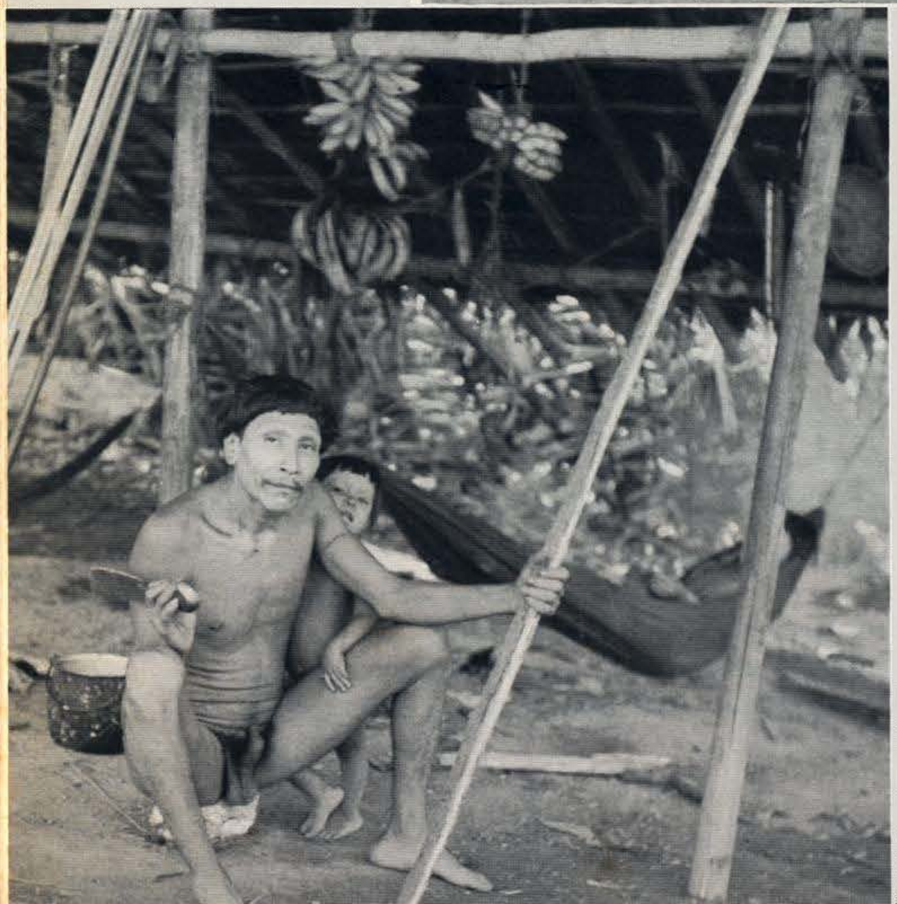
Wir legten an, und im selben Augenblick umschwirrten uns auch schon die Worte ihrer seltsamen Sprache.

»Pata pata« riefen sie und »Kurumiiiiii«, als sie meine Frau sahen. Es waren gut zwanzig Leute, darunter sieben Kinder. Sie drängten sich dicht an uns heran und betasteten unsere Kleider, die Kameras und was wir



Die Stromschnelle ohne Namen im Rio Maiá.

TAFEL 34
Der Affe, der den Belichtungsmesser stahl.



Mit dem Buschmesser ist ein Bogen schon viel leichter herzustellen.

sonst noch in den Händen hielten. Und dann fiel auch schon jenes Wort, das uns im Dorf der Araraibos bis in den Traum hinein verfolgt hatte: »Iba!«

Sie glichen ihnen überhaupt in allem: Sie hatten den gleichen Haarschnitt mit der gleichen ausrasierten Tonsur, die Männer trugen die gleichen Gürtel als einziges Kleidungsstück, die Pfeile hatten die gleichen Spitzen — und die guten Leutchen waren auch genauso schmutzig. Selbst das viele Wasser, das hier an ihnen vorbeifloß, schien sie nicht zu verlocken, ein Bad zu nehmen.

Der Pater begann sofort ein lebhaftes Gespräch mit Jorge und einem anderen Mann, der ein sehr brutales Gesicht hatte. Die Frauen hielten sich mehr an uns, und die Kinder kletterten schon in den Booten herum.

»Wollen wir ihnen nicht auch etwas geben?« fragte ich den Pater.

»Wie Sie wollen«, sagte er. »Ich habe nichts dagegen!«

So verteilten wir zunächst Zaubermittel Nummer eins — Bonbons!

Eine Frau mit einem Säugling in der Tragschlinge stand etwas im Hintergrund. Der Säugling tat, was ihm zustand — er saugte.

Meine Kamera surrte, aber leider mußte der Film gerade in dem Augenblick gewechselt werden, als der Kleine zu einer weiteren ihm zustehenden Beschäftigung überging. In weitem Bogen strahlte er ein Bächlein aus, ohne Rücksicht auf die Tatsache, daß der Pater im Streubereich stand.

Der hatte inzwischen seine Apotheke aus dem Boot geholt und verabreichte einer anderen glücklichen Mutter und ihrem Filius Augentropfen.

Wir verteilten gerade die Abschiedsbonbons und auch noch einige Medaillen und Streichhölzer, als der schon seit dem Morgen erwartete Regen losprasselte. Eilig flüchteten wir unter die Dächer unserer Boote, während die Indios davor stehenblieben, als geschehe weiter nichts Aufregendes.

Nun, bei ihnen wurde ja auch nur die Haut naß, die bekanntlich viel rascher trocknet als Stoff, in den wir zivilisierte Lebewesen einem alten Zwange folgend eingehüllt sind.

Nach dem Gewitter stand die Sonne strahlend über uns und — über unserem neuen Reisegenossen, der hinten neben dem Pater saß. Einer der Indios hatte so lange gebettelt, bis der Pater seine Zustimmung gab. Er war etwas älter als Martinho, und wir tauften ihn nach langem Hin und Her »Eduardo«.

Die von meiner Frau und mir vorgeschlagenen Namen »Old Joe« und »Moby Dick« waren nicht etwa abgelehnt worden, weil sie bar jeder Pietät waren, sondern lediglich, weil ihre Aussprache den Brasilianern erhebliche Schwierigkeiten bereitete.

Als nach dem Essen der Cafésinho in unseren Blechbechern dampfte, stellte der Pater den Rohöler im anderen Boot an und überließ Guilherme die Führung. Er setzte sich zu uns, um zu berichten, was er von den Indios erfahren hatte.

Am Oberlauf des Marauiá, woher die Leute kamen (es waren Angehörige des gleichen Stammes, mit dem Pater Antonio vor Jahren den ersten Kontakt aufgenommen hatte), war Krieg gewesen. Irgendein anderer Stamm hatte das Dorf angegriffen, und dabei war der Häuptling getötet worden. Über seinen Nachfolger hatte man sich nicht einigen können, und so war die Dorfgemeinschaft auseinandergefallen. Mehrere Familien hatten sich jeweils zusammengeschlossen und befanden sich auf der Wanderschaft. Die Gruppe, die wir angetroffen hatten, wollte sich anscheinend einmal die große Welt ansehen. Sie sagten glatt heraus, daß sie auf ein Boot warteten, um nach Tapuruquara zu gelangen.

Von diesem Ort hatten sie durch den Pater gehört (Jorge kannte ihn sogar persönlich), der ihnen ja bei seinen Besuchen irgendwie erklären mußte, woher er kam.

»Ich habe ihnen zugeredet, daß sie besser umkehrten. Dort herrsche zur Zeit eine große Hungersnot, deshalb seien wir auch gerade weggefahren. Ich hoffe, daß diese Mitteilung sie von ihrem Plan abbringt. Denn stellen Sie sich vor, die Leute erreichen in diesem Aufzug die Mission!« Er konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er fortfuhr: »Die Schwestern bekämen ja Zustände!«

»Und Jorge?« fragte ich. »Was ist denn eigentlich aus ihm geworden, nachdem er damals mit seiner Familie in Uaupés angekommen war und seine Frau sich mit ihren Kindern nach Manáus begeben hatte? Und wie kommt er hierher, zu den Indios vom Marauiá?«

»Ja«, sagte der Pater, »das habe ich mich auch gefragt, als ich ihn vorhin dort stehen sah. Aber er hat es mir erklärt. Damals habe ich ihn mit zu den Araraibos genommen. Er wollte sowieso nicht in der Mission bleiben, was ich ihm angeboten hatte. Dort bei den Indios wurde er gut aufgenommen, blieb aber nicht lange. Mit einem anderen Mann fing er Krach an. Schon bei meiner nächsten Reise war er verschwunden. Jetzt erzählte er mir, er sei von den Araraibos zum Maiá gegangen, habe sich dort über einen Monat aufgehalten (er sagte: einen ganzen Mond und keinen ganzen Mond) und sei dann wieder weitergewandert zum Marauiá. Dort habe er die Gruppe getroffen, bei der er sich befand. Ich habe den Eindruck, daß er auch bei diesen Leuten bleiben wird, denn er hat mir eine der Frauen als seine neue Kurumi vorgestellt.«

»Und wer war der unsympathische Kerl, der bei ihm stand?«

»Der Bruder dieser Dame — also sein Schwager. Er scheint das Oberhaupt dieser Gruppe zu sein.«

Die erste Stufe der Cachoeira Destacamento war überwunden. Auf der kleinen Praia, auf der wir das letzte Mal übernachtet hatten, machten wir eine Pause. Trotz der Pium̈s! Denn unsere neue Ausrüstung bewährte sich bestens. Naß, wie ich aus dem Wasser kam, zog ich die Hose an, verband sie mittels der Segeltuchgamaschen piumsicher mit den Baseballschuhen, schlüpfte in das neue Hemd — Reißverschlüsse zu, Schleier mit Mütze über den Kopf, Handschuhe an — das alles hatte ich geübt in den Stromschnellen der letzten Tage. Es dauerte höchstens eine Minute — dann saß ich mitten in den dicksten Piumwolken, lächelnd, und rauchte eine Zigarette — durch den Schleier natürlich!

Die Bestien des Cauaburi gingen mich nichts mehr an.

Wir waren stolz auf diese unsere Errungenschaft, die alle Übel abhielt. Meine Frau begrüßte ihre schützende Wirkung noch mehr als ich. Die Möglichkeit, in Minutenschnelle allen Quälgeistern entgehen zu können, steigerte ihren Unternehmungsgeist. Und hier auf der kleinen Praia während der Atempause, die wir uns nach der ersten Stufe gönnten, gab sie kund: »Ich habe es satt, als lebender Ballast durch die Stromschnellen geschafft zu werden. Ich will mithelfen!«

Sie kramte ihren leuchtend roten Badeanzug aus, den »dernier cri« von Copacabana, der den biederen Caboclos nie geschaute Perspektiven vor Augen führte.

Gut eingeölt stand sie dann zwischen uns am ersten Boot, das wir schiebend durch die nächste Stufe zu bringen hofften. Guilherme sicherte mit dem Tau das ganze Unternehmen, das sich zunächst gut anließ wie alles Heimtückische . . .

Das Wasser wurde tiefer und reißender.

Ich stand vor meiner Frau und merkte, daß der Boden sehr abschüssig wurde.

»Halt dich fest!«, sagte ich noch, als uns eine Gegenströmung packte, das Boot sich aufbäumte und haltlos hin- und herschwang. In diesem Augenblick muß es sie erwischt haben.

»Ich kann mich nicht mehr halten!«

Das hörten wir noch gerade, dann riß die Strömung sie mit. Nach wenigen Sekunden war sie schon 20 Meter entfernt. Zum Glück konnte sie sich noch vor Erreichen der quirlenden, schäumenden Barriere, über die sich der Fluß anschließend wälzte, an einem Steinblock festkrallen.

»Sichert das Boot!« schrie der Pater, bevor er sich wie ein Berserker in den breiten Strömungsarm warf, in dem Marcel und ich schon wie die Hunde paddelten. Denn schwimmen konnte man nicht — man wurde sozusagen geschwommen und hatte nur darauf zu achten, daß man den scharfzackigen Felsblöcken nicht zu nahe kam. Als wir meine Frau erreichten, sahen wir mit Beruhigung, daß sie außer einigen Hautab-

schürfungen am Rücken und an den Beinen nichts abbekommen hatte.

So endete ihre Mitwirkung an der Bezwingung von Stromschnellen, und der rote Badeanzug erschien nur noch zu nachtdunkler Stunde, wenn wir nach des Tages Mühe unser Erfrischungsbad nahmen.

Auf der kleinen Felseninsel, an der wir gegen 3 Uhr nachmittags vorbeikamen, stand diesmal kein Tapir.

Wir hatten bis jetzt überhaupt sehr wenig Tiere am Cauaburi gesehen — mit Ausnahme der zahllosen Schmetterlinge, der buntesten der Welt, die vor dem sonnenüberfluteten Uferwald im Taumelflug dahinschwebten. Wieder einmal empfanden wir das Außergewöhnliche unserer Reise. Es war ein Gefühl, wie es auch den Bergsteiger überkommt, wenn er aus einsamer Höhe auf die tief unter ihm liegende Umwelt hinabsieht. Es entspringt wohl weniger dem Stolz auf die vollbrachte Leistung als einem plötzlichen Glücksempfinden . . .

Marcel servierte den Kaffee. Er war heiß, süß und schwarz. Wir schlürften ihn genüßlich und sahen voll Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo sich rechts von uns die Dschungelwand öffnen würde für die Mündung des Rio Maiá. —

Wieder hatte sich eine Nacht über Amazonien gesenkt. In rotgelber Lohe war die Sonne hinter den Wäldern verschwunden und hatte ihren Platz den leuchtenden Sternen überlassen. Wir saßen in großem Kreis um das flackernde Feuer auf dem feinen weißen Sand einer Praia.

Ein sachter Wind blies den Fluß entlang und raschelte in den Wipfeln der Assai-Palmen, deren feingliedrige Silhouetten sich deutlich vom Himmel abhoben.

Wir waren reichlich müde und etwas niedergeschlagen, weil es uns trotz stundenlanger Bemühungen nicht gelungen war, das Hauptboot über die Schnelle zu schaffen.

Der Wasserstand war zu niedrig und das Boot zu schwer.

Wir hatten junge Bäume abgeschlagen und aus ihnen Rollen hergestellt — trotzdem war der Höhenunterschied von vier Metern nicht zu bewältigen gewesen!

Wie ein Wächter, der ein weiteres Vordringen verhindern will, liegt diese Stromschnelle, die keinen Namen hat, innerhalb der ersten Kilometer des Rio Maiá.

Deshalb hatte der Pater entschieden, daß José und Alberto bei dem Hauptboot bleiben sollten, während wir anderen alleine weiter den Fluß hinauffahren würden.

Wir hatten die Boote entsprechend umgeladen und in dem kleineren nur das Notwendigste belassen: für neun Tage Verpflegung, die Geschenke, Rohöl für den Motor, die Karbidlampe für eventuelle Filmaufnahmen ohne genügendes Tageslicht und unsere persönlichen Sachen, soweit sie für den Abstecher gebraucht wurden.

Nun saßen wir und tranken Malzbier, das zwei Stunden zur Abkühlung im Fluß gehangen hatte. Wir tranken auf »Gutes Gelingen« und darauf, daß die Xamataris freundliche Gesichter machen würden.

Dann schlüpften wir in die Hängematten, um frisch und munter den Hauptteil unserer Unternehmung zu beginnen.

Denn bis hierher war alles nur Vorspiel gewesen!

Der Rio Maiá ist ein kleiner Fluß. Schon wenige Kilometer oberhalb der Stromschnelle betrug seine Breite knapp 30 Meter, und man hatte zwischen den hohen Mauern des Uferwaldes den beklemmenden Eindruck, in einer Schlucht ohne Ausweg zu fahren.

Dazu kam ein leichter, aber andauernder Regen, der kurz nach unserer Abfahrt begonnen hatte und ungefähr bis zur Mittagszeit anhielt.

So gegen 14 Uhr legten wir an einer versandeten Flußschleife an, die von einem toten Wasserarm umschlossen wurde. Der Indio Eduardo, der uns bisher eigentlich nur durch seinen schier unstillbaren Appetit aufgefallen war, ansonsten aber fleißig in den Stromschnellen geholfen hatte, begann sofort nach Regenwürmern zu graben. Guilherme stapfte vorsichtig, mit einem langen Knüppel bewaffnet, in dem stehenden Gewässer herum; der Pater suchte das Ufer ab, meine Frau und ich spazierten mit schußbereiten Kameras kreuz und quer über die Sandbank und studierten die zahlreichen, in der feuchten Erde tief eingedrückten Spuren der Tiere, die wohl hier zur Tränke kamen. Sie waren alle vertreten, die unpaarzehigen der Tapire, die breiteren der Capivaras, die zierlichen der vielen Vögel und die schweren, handtellergroßen der Jaguare.

Marcel war der einzige, dessen Beschäftigung man als zweckmäßig bezeichnen konnte: Er machte Feuer.

»Was essen wir denn?« fragten wir den Pater.

»Piranhas«, sagte er.

»Ja, aber wir haben doch gar keine.«

»Werden wir gleich haben. — Ehe Marcels Wasser kocht, liegen so viele auf dem Sand, daß wir sie gar nicht auf einmal in den Topf bekommen. Der Maiá hat Piranhas im Überfluß!«

Der Indio hatte genug Regenwürmer beisammen und begann zu fischen. Ich blieb dabei und sah den Vorbereitungen zunächst etwas skeptisch zu. Aber meine Skepsis schlug nach kurzer Zeit in aufrichtiges Erstaunen um, denn es dauerte kaum eine Minute, bis an der Angel ein Piranha hing. Und was für ein Kerl!

In weitem Bogen flog die Schnur ins Wasser. Ruhig und lauernd hielt der Indio sie in der Hand ... Da! Eine schwache Bewegung! Mit affenartiger Geschwindigkeit riß er die Schnur an Land, und ein weiterer fetter Piranha sprang und wälzte sich auf dem Sand. Wir sahen in sein gefährliches Maul mit den dreikantigen Zähnen und hörten das tiefe, grunzende Öh! Öh!, das er ausstieß, während er wütend auf den Angelhaken biß.

Da rief Guilherme vom toten Flußarm her.

Wir wandten uns um und sahen ihn mit einem kleinen Tier auf dem Arm aus dem Wasser steigen. Es war eine junge Capivara, die jämmerlich in den höchsten Tönen schrie. Als er sie auf den Sand setzte, bemerkten wir, daß sie verwundet war. Ihr rechtes Hinterbein endete in einem unverheilten Fleischklumpen. Wahrscheinlich hatte ein Piranha sie geschnappt und ihr den Fuß abgebissen.

Wir ließen das Tierchen wieder ins Wasser humpeln, wo es sofort verschwand. Sicherlich war auch die Mutter noch in der Nähe, denn so klein wird keine Capivara sich selbst überlassen.

Ihretwegen tauften wir diesen Rastplatz »Capivara-Praia«, und es war jener Ort, an dem wir Eduardos Hunger endlich Herr wurden.

Die Capivara-Praia entpuppte sich jedoch als Pium-Paradies, und wir machten, daß wir weiterkamen.

Wir umfuhren gerade eine Flußwindung, als der Indio in einer seichten, kleinen Bucht ein Krokodil sah. Nur die Nasenhöcker und der flache Oberschädel schauten aus dem Wasser. Sofort drosselte Guilherme den Motor und hielt darauf zu. Unbeweglich blieb das Tier liegen und blickte starr zu uns herüber. Wir gingen in Schußposition, der Pater mit der Winchester — und ich mit der Kamera.

Das Boot schwankte infolge dieser Bewegungen.

»Bleibt doch ruhig sitzen!« schimpfte der Pater. »Ich komme ja nicht zum Schuß!«

Das Krokodil ließ sich nicht stören. Nicht die kleinste Bewegung war festzustellen.

Wahrscheinlich nutzte ihm diese Taktik, wenn es auf Beute lauerte oder nicht bemerkt werden wollte.

»Fertig?« fragte der Pater.

»Ja!« sagte ich. »Sagen Sie mir bitte Bescheid, bevor sie schießen!«

»Es ist soweit!« kam ruhig die Antwort, und ich setzte die Kamera in Betrieb.

Der erste Schuß peitschte über das Wasser — der zweite — und da begann die kleine Bucht zu kochen. Der Schwanz des Tieres wühlte lehmbraune Fontänen hoch, es quirlte und schäumte, und die roten Blutflecken auf dem dunklen Wasser wurden immer größer. Wir trieben

mit langsamer Fahrt fast auf der Stelle, und Guilherme lenkte vorsichtig zu dem immer noch wild um sich schlagenden Tier hin.

Dann knirschte der Kiel auf dem sandigen Flußgrund, und wir sprangen in das knietiefe Wasser. Marcel hatte das Buschmesser in der Hand und beendete mit wenigen Schlägen den Todeskampf. Dann zog er das Krokodil auf das flache Ufer hinauf.

Der Schlag hatte den Kopf fast vom Rumpf getrennt. Trotzdem bewegte sich der Körper noch, und der kräftige, grünbemooste Schwanz schlug weiterhin, wenn auch schwach, nach allen Seiten. Meine Frau brachte das Bandmaß. 1,92 Meter — eine ganz schöne Länge!

Zu viert hievten wir das Biest dann auf's Boot. Wir legten es quer über den Bug, und als wir weiterfuhren, hingen Kopf und Schwanz an beiden Seiten bis ins Wasser.

An diesem Nachmittag sahen wir noch mehrere Krokodile, an einer Stelle sogar vier dicht beieinander, aber wir fuhren weiter. »Verwahren wir uns für die Rückfahrt«, meinte der Pater.

»Für heute abend und morgen mittag reicht der Braten da vorne!«

An einer anderen Stelle beobachteten wir eine Capivara und kurz darauf einen Flußdelphin, der mit seinem massigen Körper irgendwie nicht in dieses Rinnsal von Fluß zu passen schien.

Denn der Fluß wurde zusehends enger und flacher.

Um 17.30 Uhr, als es schon Zeit wurde, nach einem geeigneten Übernachtungsplatz Ausschau zu halten, erreichten wir eine schmale, kleine Praia, die unter den überhängenden Palmen äußerst lieblich gelegen war.

Sofort entfaltete sich eine rege Tätigkeit, um die Vorbereitungen noch vor Einbruch der Dunkelheit zu beenden.

Wie an jedem Abend schlugen Marcel und Guilherme das Unterholz zwischen den Bäumen weg, an denen wir die Hängematten anbanden. Der Pater kümmerte sich um die Befestigung des Boots und steckte einen Ast in den Sand, dort, wo das Wasser begann.

Nur der Indio traf keine Vorbereitungen zum Fischen. Das Krokodil interessierte ihn bedeutend mehr, und er widmete sich geradezu liebevoll seiner Zubereitung. Er baute ein Räuchergestell, machte Feuer darunter, zerteilte den Rumpf in handlange Stücke, die er sorgfältig auswusch, aber nicht von ihrer gepanzerten Außenhaut befreite. So legte er sie in den leichten Rauch des Feuers.

Wir hatten ihm zugesehen und wollten gerade unsere Säcke aus dem Boot holen, als er sich mit den wirr im Sand liegenden Eingeweiden zu beschäftigen begann. Flink ließ er die Gedärme durch seine Finger gleiten, wobei er selbst die unbedeutendsten Fettstückchen entfernte. Diese sammelte er auf einem großen Blatt.

Es war beachtlich, welche Menge da zusammenkam! Als er damit

fertig war, holte er große Blätter aus dem Wald und wickelte die Fettklumpen ein. Mindestens fünf Blätter benutzte er dazu — immer eins fest um das vorherige legend. So entstand ein ganz schönes Paket.

Gespannt folgten wir dem Vorgang, daran herumrätselnd, was wohl daraus würde.

Der Indio sah kein einziges Mal zu uns auf. Er arbeitete selbstvergessen und intensiv. Nachdem er mit seinem Paket zufrieden war, legte er es dicht neben das Feuer. Dann erst schaute er lächelnd auf und sagte etwas, was wir leider nicht verstanden. Seinen Gesten jedoch konnte man entnehmen, daß er sich tolle Genüsse von dieser seiner Kochkunst versprach . . .

Marcel briet derweil den Krokodilschwanz scheibenweise in Öl. Die für uns und den Pater bestimmten Stücke hatte er auf ausdrücklichen Wunsch vorher gesalzen.

Als Beilage aßen wir Zwieback dazu und die übrigen Farinha und Pfefferschoten.

Das Blätterpaket wurde in der Hitze dunkelbraun, der Indio nahm es vom Feuer weg und öffnete es. Die Fettbrocken dampften und schienen eine feste, körnige Konsistenz angenommen zu haben — ähnlich den Fetträndern von Suppenfleisch. Ich sage ausdrücklich »schienen«, denn wir unterzogen das seltsame Gericht keiner Probe. Eduardo holte sich zwei Hände voll Farinha, mischte alles gründlich durch und verzehrte es mit Wohlbehagen.

Bevor ich mich endgültig von dem Schauspiel abwandte, sah ich noch, wie ihm das Fett aus den Mundwinkeln troff, und ich konnte nicht umhin, den Pater zu fragen, was er von einem Schluck Schnaps halte.

»Viel!« sagte er mit einem Seitenblick — und so wurde uns dann wieder wohler.

Unser Krokodil mußte die Nacht durch geräuchert werden, damit es nicht verdarb. Also teilte der Pater Marcel, Guilherme und den Indio entsprechend ein, bevor wir uns zur verdienten Nachtruhe ausstreckten.

Ich wurde wach, weil mich fror.

In der Hängematte sitzend, band ich die Schuhe los, die über mir an einem Ast baumelten. Es ist besser, sie nicht auf den Boden zu stellen, weil sie dort von einer ganzen Anzahl Tiere als ideale Wohnung angesehen werden und man nur Ärger hat, wenn man sie schnell anziehen muß . . .

Ich ging zum Feuer und zündete mir an den schwach glimmenden Scheiten eine Pfeife an. Ich bin kein passionierter Pfeifenraucher. Wann und ob ich sie benutze, hängt ganz von den Umständen ab. Tagsüber im

Boot ist sie kein Genuß. Da stören die Piums und der Fahrtwind, da hat man auch allerlei zu tun und kann sie nicht ablegen. Aber abends oder nachts am Feuer, wenn ringsumher alles ruhig ist und man seinen Gedanken nachhängt — dann schätze ich meine Pfeife . . .

Der Indio hatte gerade Wache. Er hockte zusammengesunken vor dem Räuchergestell und sah noch nicht einmal auf, als ich näher kam. Er sagte auch keinen Ton, und ich hatte den Eindruck, er sei eingeschlafen, bis er — ohne seine Haltung zu verändern — einen Ast nahm und tiefer in die Glut schob.

Ich sagte auch nichts — schon deshalb, weil wir beide uns ja nicht verstanden.

Über mir spannte sich das strahlende Tuch der Nacht, und vor mir gluckste leise das Wasser des Rio Maiá. Es floß schnell und zügig dahin, und auf seinem unruhigen Spiegel zitterte das Silberband des Mondes.

Ich stand auf und ging bis zum Ende unseres kleinen Strandes. Es war schön, so durch den weichen Sand zu stapfen, dessen Oberfläche der Tau der Nacht zu einer Kruste verbacken hatte.

Ich sah auf das Wasser, das zu meinen Füßen heraufleckte, das aus Quellen kam, die niemand kannte, und sich durch zahlreiche Gäßchen und Gassen auf den Weg machte zur Hauptstraße, dem Amazonas, und durch ihn zum Atlantischen Ozean.

Von hier aus bis dorthin hatte es noch gut 4000 Kilometer zurückzulegen durch schweigendes, unbesiedeltes Land, aber auch an lärmerfüllten Städten vorbei.

Ein mehrstimmiges Gebrüll weckte uns.

Wie der Blitz fuhren wir hoch und sahen die gesamte Belegschaft knüppelschwingend zum Wasser rennen. Vornweg Guilherme.

Dann schlugen sie auf etwas für uns nicht Sichtbares ein. Wir rannten ebenfalls zum Ufer und sahen eine Jararaca von gut 1,50 m Länge in ihren letzten Zuckungen. Ihr Kopf war nur noch eine zerquetschte Masse.

»Ich hatte nach den Angelschnüren gesehen, und als ich zum Feuer zurückwollte, lag sie da«, erklärte Guilherme bereitwillig.

Darauf hatte er »Jararaca!« gebrüllt, einen Ast ergriffen und war auf sie losgegangen, und die anderen waren seinem Beispiel gefolgt.

Man muß nämlich wissen, daß der Ruf »Jararaca!« auf einen Caboclo ähnlich wirkt wie der Schrei »Das Haus stürzt ein!« auf die Bewohner eines Wolkenkratzers. Er löst Alarmstufe eins aus und bringt zunächst einmal jeden zum Rennen. Und in solchen Dingen — was die Gefahren ihrer Wälder betraf — zeigten die Burschen ein verteufelt schnelles Reaktionsvermögen.

Die Jararaca ist deshalb so verhaßt, weil sie nicht nur sehr giftig ist, sondern auch sehr häufig vorkommt.

Die tote Schlange flog im hohen Bogen ins Wasser, was dem Indio gar nicht recht war. Für ihn war sie ein eßbarer Gegenstand, und er sah ihr traurig nach, als sie in den braunen Fluten unwiederbringlich verschwand.

Im Lauf des Vormittags erreichten wir einen Igarapé mit Namen »Tamaquara«.

Er mündete genau in einer Flußbiegung, und es sah so aus, als spalte sich der Maiá in zwei Arme.

Bis hierher war der Pater schon gekommen, denn am Oberlauf dieses Igarapé wohnte jener Stamm, bei dem er Francelinos Bruder gesehen hatte. Den Flußlauf des Maiá kannte jedoch von nun an keiner mehr im Boot. Die einzigen Anhaltspunkte für die Auffindung der Xamataris blieben die Lianenstricke und die alte Hütte, die Dona Helenas Bericht erwähnte.

Als wir am Morgen unsere kleine Praia verlassen hatten, war der Ast, den der Pater zur Markierung des Wasserstandes am Vorabend in den Sand gesteckt hatte, gut anderthalb Meter vom Flußrand entfernt gewesen. Das entsprach einem weiteren Absinken von 30 Zentimetern.

Sorgenvoll hatten wir diese Tatsache betrachtet, denn sie konnte bedeuten, daß der Fluß bald unpassierbar werden würde.

Ich sagte schon, daß der Maiá die Bezeichnung »Fluß« mit seinen 15 Metern Breite, die er an der Praia noch gehabt hatte, eigentlich nicht mehr verdiente. Nicht einmal mehr mit dem Wort »Flüßchen« wurde man ihm gerecht. Er war zum Bach geworden, der in jeder Minute unsere Reise beenden konnte.

Es kamen Strecken von mehreren hundert Metern, die so seicht waren, daß wir alle aussteigen mußten, um zu schieben. Das Wasser reichte uns kaum bis zu den Knien.

Dann konnten wir einmal wieder einen Kilometer fahren – oder auch etwas mehr, bis die nächste versandete Stelle kam.

Doch auch in den Abschnitten, wo das Wasser noch genügend tief war, wurden wir aufgehalten. Bis Mittag hatten wir bereits zwei umgestürzte Baumriesen passiert, deren meterdicke Stämme glücklicherweise am Steilufer auflagen, so daß wir nach Abschlagen einiger Äste noch gerade darunter durchfahren konnten.

Wir verloren dadurch so viel Zeit, daß wir auf die Mittagsrast verzichteten und die goldbraun geräucherten Krokodilstücke kalt mit Salz bestreut verzehrten.

Trotz seines geringen Volumens floß der Maiá mit starker Strömung und schlängelte sich dabei in unzähligen Schleifen durch das Vorgebirge, dessen Hügel so um die 200 Meter hoch sein mochten. Man sah

allerdings nur in den seltenen geraden Flußabschnitten etwas von ihnen, weil die Ufervegetation unserer engen Straße jede Sicht nahm.

So wenig Tiere wir seltsamerweise in den ersten Tagen im Cauaburi gesehen hatten, so viele zeigten sich nun im Maiá. Mehrmals täglich sahen wir Fischotter in Gruppen bis zu zehn und Capivaras, aber die Attraktion dieses Nachmittags waren ohne Zweifel die weißen Reiher! Es waren über hundert, und sie flogen gut eine Stunde lang vor uns her. Es war ein majestätisches Bild, wenn sie sich bei unserer Annäherung wie eine gewaltige Woge erhoben und sich in der nächsten Schleife des Flusses wieder in den Wipfeln niederließen, um erneut unsere Ankunft zu erwarten. Dieses wechselvolle Spiel schien ihnen Spaß zu machen, und auch wir hatten unsere Freude daran.

Wenig später erreichten wir eine Stelle, die vor Jahren ein Wirbelsturm rasiert haben mußte. Eine breite Schneise war aus dem Wald zu beiden Seiten des Flusses herausgerissen, in der das Unterholz noch nicht bis zur halben Höhe nachgewachsen war.

Die entwurzelten Bäume lagen im Wasser. Ihre bleichen, herausragenden Äste bildeten einen auffallenden Kontrast zu dem dunkelbraunen Fluß und dem grünen Dschungel.

Als wir uns dem Astgewirr näherten, das über 100 Meter weit den Fluß versperrte, dachten wir alle das gleiche: Hier ist die Reise zu Ende!

Aber es gab doch noch eine Passage.

Guilherme, unser Steuermann, war die Ruhe selbst. Millimetergenau fuhr er an den herausragenden Spießen vorbei und kreuzte im Zickzack durch die Baumsperre.

Trotzdem warteten wir jeden Augenblick auf die Wiederholung dessen, was uns im Lauf des Vormittags schon einmal passiert war: darauf, daß ein unsichtbarer Stamm das Boot hochheben und so stark überlegen könnte, daß die Gefahr des Kippens bestand.

Wunderbarerweise klebten an diesen gefallenen Riesen immer noch blühende Schlingpflanzen und Orchideen, die trotz der Nähe für uns leider unerreichbar blieben.

Als um 18 Uhr die Dämmerung einbrach, ließ immer noch nichts auf die Nähe des Indiopfades schließen – und wir hatten noch keinen Lagerplatz!

Unsere Straße war zur Schlucht geworden. Zehn Meter betrug vielleicht noch die Breite der Fahrbahn, an deren Seiten sich aus Haushöhe die grünen Vorhänge herabsenkten.

In dieser Stunde erwachte das Leben hinter ihnen und durchbrach sie flügelschlagend und mit vielstimmigem Geschrei.

In der gewaltigen Krone eines Breiapfelbaumes saß eine Herde Affen. Wir sahen zu ihnen hinauf, und sie betrachteten uns mit vielleicht noch

größerem Interesse. Sie sprangen geschickt von Ast zu Ast und wollten uns ein Stück begleiten. Wir sahen sie hangeln und schwingen, und ich hatte einmal den Eindruck, als winke uns einer nach . . .

Es wurde rasch dunkel, und keine Praia, keine Lücke in der Mauer gab uns die Gelegenheit anzulegen.

Aber es gab auch keine Möglichkeit, auf dieser gefährlichen Straße im Dunkeln weiterzufahren. Da sah Guilherme eine etwa vier Quadratmeter große Steinplatte dicht beim Ufergestrüpp aus dem Wasser ragen. Es war unsere letzte Chance.

Der Stein war naß und schlüpfrig, ein Beweis, daß er erst im Lauf des Tages vom Fluß freigegeben worden war. Der Maiá fiel immer noch!

Zum erstenmal auf dieser Reise zündeten wir die Karbidlampe an, und in ihrem gleißenden Lichtkegel schlugen unsere Begleiter eine Lücke in die Pflanzenwand, um den Aufstieg zu ermöglichen. Ich folgte mit der Taschenlampe.

Etwa fünf Meter über dem Wasserspiegel wurde der Boden eben, und die singenden, pfeifenden Schläge der Buschmesser wüteten dort oben noch eine Weile in den Schlingpflanzen, Ästen und Blättern, bis ein ausreichender Platz für unser nächtliches Lager frei war.

Zehn Minuten später brannte schon ein Feuer. In seinem flackernden Licht banden wir die Hängematten an und warteten schaukelnd auf die Fertigstellung des Abendessens, um die Marcel sich bemühte.

»Und dann einen anständigen Kaffee hinterher!« sagte ich.

Wir hatten seit dem frühen Morgen keinen heißen Schluck mehr bekommen, nur das 22 Grad warme Wasser des Rio Maiá.

Plötzlich — ich war gerade mit meiner Pfeife beschäftigt — kam der Indio angerannt.

Er sagte etwas zu dem Pater. Der fragte zurück und erhielt Antwort. Darauf erhob er sich, nahm die Taschenlampe und sagte: »Der Indio hat einen Pfad gefunden. Kommen Sie mit, ihn mal anzuschauen?«

Noch keine zehn Meter weiter landeinwärts lief er parallel zum Fluß. Er war gut zu erkennen, die faulende Blätterschicht auf dem Boden war festgetreten — ein Zeichen für häufige Benutzung.

»Wir werden besser diese Nacht Wachen einteilen und das Feuer unterhalten, auch wenn wir nichts zum Räuchern haben«, sagte der Pater. Und er fuhr fort: »Die letzte Wache übernehme ich selbst, denn das Morgengrauen ist die beliebteste Annäherungszeit dieser Leute — besonders bei unliebsamen Besuchen . . .«

Trotz des Pfades in unserer Nähe und der Folgen, die sein Vorhandensein mit sich bringen konnte, schliefen wir beide ausgezeichnet. Denn er gab uns die eine entscheidende Gewißheit: Wir waren nicht mehr allzufern von jener Stelle, die wir suchten. An eine unmittelbare Gefahr

glaubte ich nicht. Erstens war der Pater ein erfahrener Mann in diesen Gefilden, und zweitens hatten die Xamataris über die Araraibos sicherlich längst von dem bevorstehenden Besuch erfahren — und auch von den wunderbaren Dingen, die ihnen bei diesem Anlaß geschenkt werden würden.

Eine Empfehlung des »Brudervolkes« der Araraibos war in diesem Falle mehr wert als ein Handschreiben des Bundespräsidenten.

Obwohl wir im Morgengrauen aufbrachen, erreichten wir die so ersehnten Lianenschnüre an diesem Tage nicht. Wir kamen kaum vorwärts, befanden uns häufiger im knöcheltiefen Wasser, schiebend und schwitzend, Äste durchhackend und fluchend, als fahrend im Boot. Erst am nächsten Tag so gegen 10 Uhr sahen wir die über das Wasser gespannten Schlingpflanzen in einer Flußwindung vor uns. Wie viele — oder besser — wie wenig Kilometer wir zurückgelegt hatten, war beim besten Willen nicht zu sagen.

»Man müßte diese ›Hängebrücke‹ direkt in die Karte einzeichnen«, sagte ich. »Wenn man nur wüßte, wo!«

Denn in unserer Karte gab es gar keinen Rio Maiá!

»Da ist die Hütte!« rief Guilherme und deutete auf einen hellbraunen Fleck in der grünen Mauer.

Genau in diesem Augenblick passierte es. Sei es, daß Guilherme, als er nach der Hütte Ausschau hielt, nicht auf den Fluß geachtet hatte, sei es, daß der Stein oder Holzstamm wirklich unsichtbar gewesen war — jedenfalls gab es einen Schlag, und der Motor stand. Bis zur Hütte waren es höchstens noch 50 Meter, die wir mit den Paddeln bewältigten.

»Was ist denn geschehen?« fragte ich den Pater.

»Vielleicht hat sich eine Schlingpflanze um die Schraube gewickelt, oder sie ist angeschlagen . . . Wir werden uns die Sache genau ansehen, ehe wir zurückfahren. Jetzt ist keine Zeit dazu. Zwischen uns und dem Dorf liegen bestimmt einige Stunden Fußmarsch — und wir wollen doch vor Einbruch der Dunkelheit dort sein.«

Das Hüttendach leuchtete in der Sonne. Vor ihm, vom Rand der Uferböschung schräg herab ins Wasser lag ein Baumstamm, und auf ihm stand ein Indio, über und über mit Urucu beschmiert — eine Rothaut also im wahren Sinne des Wortes.

Unser Eduardo sagte etwas, und auch der Pater sprach den Mann an, der von seinem überhöhten Standplatz freundlich lächelnd auf uns herabsah.

»Wenn die alle so grinsen wie dieser tapfere Krieger«, sagte ich zu meiner Frau, »dann haben wir die Schlacht schon gewonnen.«

Wir stiegen aus und turnten den Stamm hoch, einer nach dem anderen, der Indio an der Spitze. Mit Eduardo verstand er sich übrigens sogleich und erfuhr wohl auch von ihm alles Wissenswerte. Ich nahm das an, weil es sonst keine Erklärung für das anschließende Vorkommnis gab.

Als unser Gepäck unter dem Hüttendach niedergelegt war, wandte sich unser roter Freund händereibend an den Pater und anschließend an jeden von uns Zivilisierten. Dabei wiederholte er immer das gleiche Wort. Aber wir verstanden nicht — der Pater weder das Wort noch wir die Geste.

Enttäuscht blickte er noch einmal in die Runde und redete dann wieder auf Eduardo ein. Der mußte nun beweisen, was er gelernt hatte. Er zog mich zu meinem Gummisack und holte meine Seifendose hervor.

»Iba!« sagte er und zeigte auf den Xamatari.

»Die Hände waschen will sich das Goldkind«, rief ich und gab ihm die Seife, mit der er gleich den Baumstamm hinabrutschte zum Wasser.

Und dann erlebten wir ein Schauspiel, daß allein schon die bisherige Reise wert war.

Er tauchte sie ins Wasser und rieb, und als der weiße Schaum seine Hände bedeckte, tupfte er sie auf seinen rotbemalten Körper und stieß dabei Laute aus, die man als Juchzer bezeichnen konnte.

Als der Schaum alle war, erzeugte er neuen, und so ging es fort, bis der rote Mann rosa war. Immer wieder patschte er sich auf den Bauch und die Arme und die Schenkel, daß die Flocken nur so flogen . . .

Eduardo, unserem stillen Begleiter, war also von all unseren Errungenschaften die Seife als die bedeutendste erschienen!

Er hatte unterwegs ein Stück erhalten, aber nie war uns aufgefallen, daß sie solchen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Sein Stück hatte er wohlweislich nicht hergegeben.

»Der wird sich wundern, wenn nachher die rote Farbe weg ist«, sagte Pater Antonio, der ebenfalls dem Schauspiel zusah. »Und im Dorf kennt ihn keiner mehr wieder, wenn er so sauber ankommt. — Aber wir wollen jetzt zusammenstellen, was wir mitnehmen zu den Indios. Der Bursche stört uns in der nächsten Viertelstunde nicht dabei.«

Ich lud mir die gleichen Dinge auf den Rücken, die ich auch zu den Araraibos geschleppt hatte. Guilherme nahm außer seinen Sachen auch Marcels Gepäck, Marcel trug den Rucksack mit der Apotheke und der Pater seine Utensilien einschließlich des Gewehrs.

Eduardo erhielt die Kiste mit den Buschmessern und der inzwischen gewaschene Xamatari die Kiste mit den Äxten.

Alle übrigen Geschenke verpackten wir in zwei Säcke und banden sie an einen Tragbalken der Hütte, damit die Indios sie sich selbst abholten.

Es war fast 13 Uhr, als wir aufbrachen. Wir taten es frohgemut, denn wir wußten nicht, was uns bevorstand.

Der Xamatari führte, und es ging zunächst ganz gut. Um ehrlich zu sein: Es ging viel besser, als wir auf Grund unserer Kenntnisse der Araraibo-Pfade erwartet hatten.

Der Pfad war sichtbar, er war festgetreten und — sein bedeutendstes Merkmal — er lief fast immer in ebenem Gelände.

Sicher — es gab einige Rutschpartien auf glitschigen, moosbewachsenen Steinen, es gab auch einige knietiefe Igarapés, die wir durchwateten, es gab auch sumpfige Stellen, wo man bis an die Waden einsank — aber das sind so unbedeutende Dinge auf Indiopfaden wie ein Schlagloch oder einige Risse in der Betondecke auf einer Autobahn. Als unangenehm darf man einen Indiopfad erst bezeichnen, wenn man bis zum Hals durchs Wasser muß oder wenn er auf abschüssigem, schlüpfrigem Boden zwischen Pupunha-Palmen hindurchführt, an deren stachelbewehrten Stämmen man sich nicht festhalten kann. Seine Beschwerlichkeiten zeigen sich auch, wenn er gleichzeitig von Wanderameisen benutzt wird oder wenn der Vordermann versehentlich einem Wespennest zu nahe kommt oder beim Übersteigen eines morschen Baumstammes eine Schlange aufscheucht.

Diese drei letzten Vorkommnisse sind durchaus nicht so selten, wie man annehmen könnte, und verursachen meistens ziemlich starkes Durcheinander und beträchtliches Ungemach. Unvermittelt und ohne eigenes Verschulden sieht man sich dann Naturgewalten gegenüber, denen man bedeutend lieber nur im »Brehm« begegnen würde.

Trotzdem braucht man natürlich nicht nach jedem Schritt stehenzubleiben und vorsichtig die nähere Umgebung abzusuchen. Wenn an der Spitze ein barfüßiger Indio geht und man sich schön hinter ihm hält, gibt es kaum eine Gefahr.

Man denke nicht, daß der Wald angefüllt ist mit hungrigen Jaguaren und daß von jedem Ast eine Schlange mordgierig nach dem geplagten Reisenden züngelt!

Wie gesagt: Der Fußmarsch ließ sich gut an. Nach einer Stunde etwa erreichten wir eine Hüttenansammlung, die in der Schleife eines Igarapé lag. Es waren primitive Bauwerke, und sie schienen nur einem kurzen, vorübergehenden Aufenthalt gedient zu haben.

Wir machten eine Pause, und ich füllte meine Plastikflasche mit dem frischen, klaren Wasser. Diesmal litten wir keinen Durst auf der Wanderung.

Dann ging es weiter an diesem sonnigen Nachmittag, von dessen Lichtfülle nichts bis zu uns gelangte, außer einem dämmerigen, diffusen Abglanz.

Eine feierliche Stille umgab uns in diesem Wald, den man als Hochwald bezeichnen konnte. Er glich einem von unzähligen Säulen getragenen Gewölbe, in dem man immerhin 50 bis 60 Meter Sicht im Umkreis hatte.

Alle Pflanzen strebten nach oben zum Licht. Oben war alles dicht verschlossen. Ganz selten nur erreichte ein Sonnentupfen den feuchten Boden, auf dem einige Blattpflanzen ein kümmerliches Dasein führten. Nur die langen Luftwurzeln hingen in den unmöglichsten Schleifen und Schlingen von den breiten Ästen der Riesen herab, die in diesem Wald die Träger alles Lebens sind.

Es ist unglaublich, was sich in den Kronen alles anklammert und gegenseitig zu verdrängen sucht. Da sich aber dieser ewige Kampf um den Platz an der Sonne zehn und mitunter fünfzehn Meter höher im ständigen Halbdunkel abspielt, sieht man die zahlreichen Gäste nur dann genau, wenn einer der Riesen gestürzt ist und dabei alles mit sich herabgerissen hat. Bei einer solchen Gelegenheit bekommt man dann auch jene seltenen Orchideen, die sonst unerreichbar bleiben.

Wir standen bald in einer zweiten Hüttenansammlung, die der vorigen so sehr glich, daß ich zuerst annahm, wir seien im Kreis gelaufen. Die Xamataris schienen ein sehr baufreudiges Volk zu sein oder anders ausgedrückt: Ihr Häuptling, der einzig und allein darüber entscheidet, wo und wann ein Lager errichtet wird, war anscheinend ein großer Campingfreund.

Wieder rasteten wir, und ich versuchte über Pater Antonio herauszubringen, wie weit das Dorf nun eigentlich noch entfernt sei.

Da dem Indio aber eine Maßeinheit für Zeit und Entfernung fehlt, soweit die Strecken unter einem Tagesmarsch liegen, war nicht viel zu erfahren. Unser Führer sagte nur etwas, was man mit »bald erreichen« übersetzen konnte.

»Ob wir denn schon die Hälfte hinter uns hätten?« meinte ich.

Das war für ihn überhaupt kein Begriff!

Ein Ziel war für ihn etwas Feststehendes und die Wegstrecke eine Einheit. Für Leute, die von klein auf gewöhnt sind, im Wald herumzulaufen, sind Zeit und Entfernung keine Probleme — und Anstrengungen erst recht nicht.

Darum fehlte ihnen auch jedes Verständnis für unsere Pausen. Sie setzten sich kein einziges Mal, ja, sie legten noch nicht einmal die schweren Kisten ab, die sie mit einem Strick um die Stirn trugen. Es gab zwischen ihnen und uns — was den Waldmarsch betraf — keine Vergleichsmöglichkeiten!

Einem durchtrainierten Marathonläufer klingt eben der Begriff »zehn

TAFEL 35 Die nächtlichen Sänger waren kreuz und quer mit Streifen bemalt.

TAFEL 36

Wenn es auch nach etwas anderem aussieht, so handelt es sich doch lediglich um Haarschneiden.

Kilometer« ganz anders in den Ohren als einem normalen Sterblichen, der nie an einem Wettlauf teilgenommen hat.

Der Berg lag kurz hinter dem zweiten Rastplatz.

Wir sahen das Gelände ansteigen und dachten zunächst an eine der kleinen Unebenheiten, die im Hügelland nun einmal vorkommen. Aber die Steigung nahm kein Ende. Sie wurde immer steiler, und der Pfad lief schnurgerade nach oben.

Schon nach den ersten 200 Metern waren wir außer Atem, und in den Schläfen klopfte der Puls in unerhörtem Tempo. Daß man einen Auf- oder Abstieg im Zickzack besser und leichter bewältigte, schien den Xamataris unbekannt zu sein.

Unser saubergewaschener Begleiter jedenfalls war mit seiner Kiste längst unseren Blicken entschwunden — so, als ob er bergauf erst richtig ausschreiten könne. Die Steigung betrug über 50 Grad. Mühsam setzten wir Fuß vor Fuß, unsere Kleidung tropfte vom Schweiß, und die Gewichte der Traglasten schienen sich in die soundsovielte Potenz erhoben zu haben.

Glücklicherweise ging es uns beiden nicht allein so. Auch unsere Begleiter lachten und schwatzten nicht mehr wie auf dem ersten Wegstück. Lediglich Eduardo hatte keine Schwierigkeiten. Er hielt sich zwar bei uns, zeigte aber keinerlei Zeichen von Ermüdung.

»Ich kann nicht mehr!« sagte meine Frau und ließ sich neben einen Baumstamm fallen. Man brauchte eine solche Stütze schon, wenn man keinen Meter des mühsam erkämpften Geländes einbüßen wollte.

Wie matte Fliegen lagen wir auf dem abschüssigen, steinigen Boden, rangen nach Luft und spürten nur das Vibrieren des Pulses im Hals und im Kopf.

Wir dachten darüber nach, wie dieses plötzliche Hindernis sich müheloser bezwingen ließ. Wir schlugen uns Stecken ab und überlegten, wie man ohne die Gefahr, den Pfad zu verlieren, im Zickzack weitersteigen könne. Einmal mußte ja auch der höchste Punkt erreicht werden! So machten wir uns erneut auf den Weg.

Aber nach vielleicht 50 Schritten hatten wir schon wieder den gleichen Grad der Erschöpfung erreicht. An einen Baum gelehnt, blieben wir stehen. Die Beine zitteren, wir rissen die Hemden auf, weil wir einfach keine Luft mehr bekamen. Kein Windhauch regte sich in der schwülen, drückenden, von tausend fremden Düften erfüllten, feuchten Luft.

»Wir werden jeweils 30 Schritte gehen«, sagte ich zu meiner Frau, »und dann Pause machen. Wir haben Zeit.«

So schleppten wir uns weiter.

Es tauchten gewaltige Steinblöcke auf, zwischen denen wir uns durch-

quetschten. Dann wurde das Gelände ebener. »Es ist überstanden!« dachten wir und faßten neuen Mut. Sogar der ewig schweigende Guilherme machte eine Bemerkung, die wir jedoch nicht verstanden, weil er sich mit Marcel und dem Pater etwa 20 Meter vor uns befand. Wir sahen ihn nur gestikulieren, und dann lachten alle.

Es war eine Täuschung, die sich um so übler auswirkte, als sie uns in einer körperlichen Verfassung überfiel, die ihren Auswirkungen nicht mehr gewachsen war. Denn plötzlich stieg der Pfad wieder an — noch steiler, noch schlüpfriger als bisher! Nach wenigen Metern erreichten wir einen umgestürzten Baum. Wir setzten uns und warfen unser Gepäck auf den Boden, und meine Frau sprach aus, was alle empfanden: »Ich bin am Ende. Ich bleibe hier sitzen. Macht, was ihr wollt!«

Kraftlos lagen wir einer neben dem anderen. Die Zunge klebte am trockenen Gaumen, denn unsere Wasserflasche war längst leer.

Da kollerten plötzlich Steine über uns, und mit gewaltigen Schritten kam unser Xamatari zurück.

Und wirklich! — Es war kaum zu fassen! — Er hatte immer noch die Kiste mit den Äxten auf dem Rücken!

Fröhlich und munter kam er zu uns herabgestolpert.

Wir müssen einen jämmerlichen Eindruck auf ihn gemacht haben. Der Pater erfaßte sofort die Situation, stand auf, ging ihm einige Schritte entgegen und sprach mit ihm.

»Da oben muß eine Quelle sein«, sagte er dann zu uns gewandt. »Ich gehe mit dem Indio hin und hole Wasser. Ruht euch derweil noch aus!«

Die Quelle gab uns neuen Lebensmut. Wenn sie wirklich existierte und nicht allzu weit enfernt war, würden wir es wohl bis zu ihr schaffen. Sie war ein Ziel, das zu erreichen sich lohnte!

Nach zehn Minuten war der Pater zurück.

»Vielleicht noch 100 Meter«, sagte er. »Es ist herrlich kühles Wasser — und gleich dahinter geht der Pfad abwärts!« Dann reichte er uns die Flasche. »Jeder nur einen Schluck. Seid vorsichtig! Und dann, wenn wir oben sind, dann sauft, soviel ihr wollt!«

Damit nahm er sein Bündel und stieg weiter.

Wir folgten.

Wir zählten die Schritte.

Wir zogen uns an unseren Stecken hoch — die 100 Meter dehnten sich wie Gummi und zerrten an unseren Nerven . . .

Aber wir schafften sie!

Ein alter Spruch sagt: Der Mensch kann siebenmal mehr leisten, als er sich zutraut! — Ich möchte ihn ergänzen: . . . und achtmal mehr, wenn er sich nicht blamieren will!

Doch eins ist so gut wie sicher: Ohne die Quelle hätten wir das Dorf der Xamataris nicht erreicht.

DAS UNHEIMLICHE DORF

Golden gleißten die Zinnen des Grenzgebirges im letzten Schein der untergehenden Sonne. Über dem Wald lagen schon die Schatten der Nacht, und in den Hütten rund um den großen, freien Platz glommen mit rötlich-gelbem Schein die kleinen Feuer.

Wir saßen in unseren Hängematten in der Hütte des Häuptlings und waren zufrieden. In erster Linie, weil wir saßen, weil wir nicht mehr zu steigen brauchten, und auch, weil wir stolz darauf waren, unser Ziel trotz allem erreicht zu haben.

An der Quelle hatten wir eine halbe Stunde auf den kühlen, feuchten Steinen gelegen, unbekümmert darum, wie sich unsere Bekleidung nachher ausnahm. Wir hatten die Hände in das klare Wasser gehalten und es mit der Flasche über Kopf und Gesicht laufen lassen. — Naß waren wir ja sowieso — nur daß diese zusätzliche Befeuchtung entschieden angenehmer war.

Dann waren wir auf genauso steilem Pfad den Berg hinuntergerutscht — wirklich! Gegangen waren wir nur kleine Strecken. Es war ein herrliches Gefühl, so den Berg hinabzurutschen mit Geröll und Laub und kleinen, krachenden Ästen.

Wir waren so munter gewesen wie nie im Leben und bestätigten damit die Erfahrungstatsache, daß es bergab immer leichter und schneller geht als bergauf.

Dann hatten wir einen Igarapé erreicht und sofort ein Vollbad genommen.

Siebenmal mußten wir ihn durchwaten, bis wir in dem auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Dorf ankamen.

Der Häuptling hatte uns an der Spitze seines Volkes begrüßt, denn Eduardo und der Xamatari waren vorausgerannt und hatten alles auf die Beine gebracht.

Auch hier waren die Hütten um einen ovalen Platz gelegen, auf dem die Indios standen und warteten.

Dieser Anblick hatte unser letztes Fünkchen Energie zum Aufflackern gebracht, und wir waren in die Arena marschiert, genauso wie die Xamataris es von ihresgleichen erwarteten und gewohnt waren: leicht, beschwingt — so, als kämen wir gerade wohlausgeruht aus der Hängematte und nicht vom fernen Maiá, von der anderen Seite eines Berges, der uns fast die letzte Luft aus den Lungen gequetscht hatte . . .

Der Pater war auf den Häuptling zugeschritten, wir in Kiellinie hinterher, und hatte das erste freundliche »Schulimã« mit ihm gewechselt. Er hatte noch hinzugefügt, daß am Boot zwei große Geschenkpakete auf ihn warteten, und gebeten, uns doch gleich die »Quartiere« zuzuweisen.

So waren wir zu dem Platz gekommen, an dem wir nun saßen — in die Hütte des Häuptlings.

Eine dichte Menschenmauer umlagerte unsere Hängematten. Sie betrachteten uns — wie ja auch nicht anders zu erwarten — als Schaustücke aus einer anderen Welt, die man bisher aus der Nähe noch nie hatte studieren können.

Sie betasteten unsere Kleidung, sie befühlten unsere Schuhe, sie brachen in erstaunte Rufe aus, als wir sie auszogen und Füße zum Vorschein kamen, die den ihren völlig glichen. Auch sie hatten wohl angenommen, daß die Schuhe, die wir nun zum Trocknen an einen Pfahl banden, zu unseren Körpern gehörten wie Ohren und Nase.

Als Einführungsgabe überreichte der Pater dem Häuptling die mitgebrachten Buschmesser und Äxte. Er machte es sehr spannend, wie es sich für ein solches Geschenk gehört, dessen Wert — in zivilisierten Maßstäben gemessen — außergewöhnlich hoch war. Es entsprach vielleicht der Übergabe einer kompletten Werkstatt-Einrichtung an einen Handwerker. Aber der Vergleich ist unvollkommen, denn die Messer waren für sie nicht nur Werkzeug, sondern eröffneten darüber hinaus ungeahnte Möglichkeiten, die bisher einfach außerhalb ihrer Durchführbarkeit lagen.

Man wird das unschwer ermessen können, wenn man sich vorstellt, daß der ganze Stamm nur über die Klinge eines einzigen Buschmessers verfügte, die der Häuptling uns stolz zeigte. Der Griff war abgebrochen, und irgendwie war dieses Fragment wohl auf dem Tauschweg zu ihnen gelangt.

Sonst hatten diese Menschen nur die kleinen Schabmesser aus den Zähnen der Agutis.

Der Pater legte die Messer einzeln vor dem Häuptling auf den Boden, alle 24 fein ausgerichtet nebeneinander und davor die 12 Äxte. »Solingen« war in die Klingen eingestempelt. Das hatte für die Indios keine Bedeutung. Ich erwähne es nur, um zu zeigen, daß sie keinen Schund erhielten.

Diese Schätze lenkten die Aufmerksamkeit etwas von uns ab. Alle schauten sich die begehrten Gegenstände an, aber niemand traute sich, mit der Hand hinzulangen. Lediglich der Häuptling hob sie einzeln hoch, so daß sich der flackernde Schein des Feuers auf ihren blanken Klingen spiegelte. Immer wieder sagte er »Huuuu!« Seine Untertanen fielen im Chor in diesen Ausruf höchster Bewunderung ein — und wir legten

uns in die Hängematten zurück in dem Bewußtsein, zumindest im Augenblick des allerhöchsten Wohlwollens sicher zu sein.

Denn irgend etwas stimmte nicht!

So sehr sich auch die Zeremonien ähnelten — dem Empfang, der uns zuteil geworden war, fehlte die Herzlichkeit, die Offenheit, die wir bei den Araraibos vom ersten Augenblick an empfunden hatten. Ich unterhielt mich mit dem Pater darüber, dessen Hängematte neben der meinen baumelte.

»Ja«, meinte er nachdenklich, »für die Araraibos war wenigstens ich ein alter Bekannter. Diesen Leuten hier sind wir alle fremd. Das wird der Grund sein für ihre Zurückhaltung.«

Er setzte sich auf. »Wir wollen uns deshalb auch nicht lange aufhalten. Bei allen Stämmen, mit denen ich bisher Kontakt aufgenommen habe, war mein erster Besuch immer so kurz wie möglich. Vielleicht ist es wirklich besser, morgen die Geschenke zu verteilen und dann wieder zum Boot zurückzugehen.«

Ich wurde wach, weil mich jemand anstieß.

»Sr. Jorge!« Der Pater flüsterte.

»Ja . . .« Ich richtete mich auf, schlaftrunken. Der Mond war schon untergegangen, und es herrschte fast völlige Dunkelheit.

»Pst! Horchen Sie mal!« Der Pater flüsterte immer noch.

»Hören Sie es?«

Ich lauschte . . .

»Es ist wieder weg!« sagte er.

»Ja, was ist denn . . .?«

»Ruhe! Jetzt wieder . . .!«

Nun hörte ich es auch ganz schwach. Es schien von weit her zu kommen durch die Stille der Nacht — jenes Geräusch . . .

»Soll das Gesang sein?«

»Ja«, sagte der Pater, »sie singen . . .«

Wieder lauschten wir den seltsamen Tönen, die aus der Tiefe der Wälder zu uns drangen.

»Was bedeutet das?« Ich sah mich um. Im weiten Rund des Dorfes war es völlig still. Die kleinen Feuer waren niedergebrannt, die Xamataris schliefen. Ob sie es wirklich nicht hörten?

»Die Indios scheinen sich nicht dran zu stören«, sagte ich.

»Die Indios, die sich hier im Dorf befinden . . .«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß viel weniger Männer hier sind als Frauen? Ich dachte, sie seien auf der Jagd — bis ich den Gesang hörte.«

Fragend sah ich ihn an.

»Ich kenne diese Töne . . . So sangen sie auch, als sie an meiner Hütte den Toten verbrannten . . .«

Als wir uns erhoben, war der nächtliche Spuk wie weggewischt. Die Xamataris drängten sich um unsere Hängematten, noch ehe es richtig hell war.

Ein Blick zur Seite, der uns einmal gelang, als die Menschenmauer sich etwas lichtete, zeigte, daß der Häuptling schon wieder mit seinen Messern beschäftigt war.

In Erwartung der Geschenke, die am Boot zurückgelassen worden waren (wir dachten mit Schaudern an den Berg, über den sie geschleppt werden mußten), und zu unseren Ehren blieben auch hier die Bewohner im Dorf. Sie wollten sich nichts entgehen lassen und zeigten eine ungeheure Ausdauer bei der Untersuchung unserer Kleider. Da wurden alle Reißverschlüsse ununterbrochen geöffnet und geschlossen, da steckten in allen Taschen gleichzeitig die Hände der verschiedensten Personen — Kinderhände, Männerhände, Frauenhände, die dadurch frei wurden, daß sie uns die Säuglinge auf den Schoß setzten, was diese zum Schreien veranlaßte und uns zum Trösten und gleichzeitig den Effekt hatte, daß unsere Hände die Suche der anderen Hände nicht stören konnten . . .

So eine Zivilisierten-Kleidung offenbarte ja ständig neue Wunder! Diese vielen Taschen! Und der noch zahlreichere Inhalt! Was da wie eine Sturmflut über uns zusammenschlug, war eine Kalamität, aber kein Ärger erregendes Geschehen.

Wer sich davor bewahren will, darf nicht zur Entdeckung unzivilisierter Lebewesen ausziehen. Uns traf es ja nicht unvorbereitet. Die Lehrzeit hatten wir bei den Araraibos durchgemacht. Es ging zu wie in einem Tollhaus, denn jeder wollte einmal am Reißverschluß ziehen und in die Taschen greifen, den Inhalt hervorholen und »Iba« sagen . . .

Sie wurden nicht ungeduldig oder böse. Es spielte sich alles mit freundlichem Lächeln und äußerst ruhig ab. Man genoß sozusagen die Kuriosität, die wir darstellten, und bemühte sich ständig, etwas dazuzulernen.

So vergingen die Stunden. Die Leutchen um uns her benahmen sich so natürlich (im wahrsten Sinne des Wortes), daß wir, was den nächtlichen Gesang betraf, schon bald glaubten, geträumt zu haben.

Daß Männer fehlten, konnte man jetzt am Tage ohne weiteres feststellen. Man brauchte gar nicht anfangen zu zählen.

Außerdem machte der Häuptling nicht die geringsten Anstalten, seine Schätze zu verteilen, was ebenfalls darauf schließen ließ, daß der Stamm nicht vollzählig war.

Wenn die Indios uns einmal einen Augenblick in Ruhe ließen, dann zeigte sich in den kurzen Gesprächen sofort unsere gemeinsame Sorge, die in der Frage gipfelte: Ist es vielleicht besser, nicht auf die Rückkehr der Sänger zu warten? War wirklich jemand aus dem Stamm gestorben? Wodurch? Wie würde sich unsere Anwesenheit darauf auswirken?

Uns fehlte Martinho oder anders ausgedrückt, der Vertrauensmann, der sich mit den Bräuchen auskannte und uns informieren konnte. Eduardo ersetzte ihn nicht. Er war selbst fremd — sowohl beim Stamm wie bei uns. Und außerdem wurde schon im Lauf des Vormittags klar, was ihn bewogen hatte, sich uns anzuschließen.

Die Nacht über hatte er noch bei uns geschlafen, aber jetzt schaukelte seine Hängematte bereits in der Hütte gegenüber, und das Motiv für den Stellungswechsel war unschwer zu erkennen. Es hatte schwarze Haare und einen Busen, der die Jury jeder Miß-Wahl faszinieren würde, zumal er sich frei und ungeniert präsentierte.

Nachmittags war Eduardo mit der Dame in der Bananenpflanzung. Jedenfalls kam er in ihrer Begleitung mit einem schweren Tragkorb zurück, und wir gewannen die Überzeugung, daß er für die Rückfahrt abgeschrieben werden konnte.

Er war immerhin ein weitgereister und im Umgang mit den Zivilisierten geschulter junger Mann mit stattlicher Figur. Kein Wunder also, wenn die Schwiegereltern in ihm eine »gute Partie« für ihre Tochter sahen.

Als die Geschenke kamen, versuchte der Pater, die Situation erneut zu beleben. Er gab dem Häuptling die Medaillen und nahm sich selbst eine Bonbonbüchse.

»Wenn der nicht mit dem Verteilen anfangen will, dann beginne ich. Die Freude des ›Halleluja‹ lasse ich mir nicht nehmen.«

Damit öffnete er die Büchse und warf die erste Handvoll mitten hinein in die verdutzte Menge, die sie vorsichtig aufsammelte und — wie alles Unbekannte — zuerst an die Nase hielt.

Wir nahmen uns auch Bonbons, wickelten sie langsam und gut sichtbar aus dem Papier und steckten sie in den Mund. Die Besitzer der ersten Wurfsendung taten desgleichen — und sagten »Huuuuu« und schmatzten verzückt.

»Iba!« scholl es im Chor, und die große Stunde des Halleluja begann!

Weit warf der Pater die Bonbons über die Menge hinweg auf den freien Platz. Ein Menschenknäuel wälzte sich wenige Sekunden später dort, während ich ruhig an einem Pfahl der Hütte lehnte und die Filmkamera surren ließ.

Sogar der Häuptling befand sich unter der Menge. Er war ein Hüne

von einem Kerl mit einem Rücken so breit wie ein Kleiderschrank und den Armen eines Gewichthebers. Seine Häuptlingsehre schien nicht darunter zu leiden, daß er sich solchermaßen grapschend und suchend unter seinem Volke tummelte.

Verwaist lagen Hütten, Messer und Äxte, nur der Affe des Häuptlings saß auf seinem Dachbalken und stieß grelle Pfiffe aus ob des Durcheinanders, das um ihn her herrschte — jener Affe, der uns noch solchen Kummer bereiten sollte . . .

Die Büchse war leer, und da die guten Xamataris keine Taschen besaßen und somit nicht mehr ergreifen konnten, als ihre Hände faßten, war der zuckerige Inhalt einigermaßen gleichmäßig verteilt.

Sogar für die bunten Einwickelpapierchen hatten sie Verwendung, wie sich bereits nach wenigen Minuten herausstellte, als wieder alles — diesmal mit größter Lautstärke schmatzend — um uns herumsaß. Sie falteten sie zu schmalen Streifen zusammen und zwängten sie in die streichholzdicken Löcher in ihren Ohrläppchen, in der genau wie in der durchbohrten Unterlippe bislang die Federbüschel steckten. Am nächsten Tag prangten dort — als letzter Schrei der Mode — unsere abgebrannten Blitzlichtbirnchen.

»Und was jetzt?« fragte ich den Pater. »Es ist noch nicht 2 Uhr! Was tun wir? Alles dem Häuptling überlassen und weg — oder . . .?«

Die Geschenksäcke lagen zwischen unseren Hängematten, und wir bewachten sie gemeinsam. Es war hier in diesem Dorf eigentlich nicht so nötig, weil die Xamataris ja nicht die geringste Vorstellung von ihrem Inhalt hatten.

Wenn sie auf den gummierten Oberflächen herumtasteten und dabei »Iba, Iba!« sagten, dann entsprang das wohl mehr ihrer kindlichen Neugier als einem wirklichen Wunsch.

Während wir noch hin- und herüberlegten, ließ plötzlich das Interesse an uns nach — sozusagen schlagartig. Alle wandten sich um, einige liefen sogar über den Platz zum Dorfeingang, durch den nun etwa 50 mit roten Streifen kreuz und quer bemalte Männer traten. Alle trugen Pfeile und Bogen, und die meisten kamen schnurstracks auf uns zu.

»Die Sänger!« sagte der Pater. »Sie nehmen uns die Entscheidung ab.«

»Da ist ja auch eine Frau! Und wie sie aussieht!«

Die Frau ging in der Mitte der Männer, und ihr Gesicht war blut- und dreckverkrustet. Mit müden Schritten wankte sie in die Hütte nebenan. Sie trug ein armdickes Bambusrohr in der Hand und sah weder nach rechts noch nach links. Sie war die einzige, die uns keines Blickes würdigte.

»Haben Sie bei den Araraibos schon einmal so etwas gesehen?«

»Nein«, sagte der Pater, »aber es hängt bestimmt mit dem Toten zusammen.«

In dem Kreis unserer Bewunderer trat wieder Ruhe ein, und da fast alle auf dem Boden hockten, konnten wir beobachten, wie die Frau das Bambusrohr am Dach anband und darunter ein Feuer entzündete.

Der Häuptling hatte sich weder um die Rückkehr der Männer gekümmert noch schien ihn die Frau zu interessieren, die keine 20 Schritt entfernt am Feuer saß.

Für ihn existierten seit unserem Eintreffen nur die Schätze, die wir ihm gegeben hatten. Ihre Verteilung machte ihm anscheinend großen Kummer. Sie warf Probleme auf, wie sie in seiner Amtszeit wohl noch nicht vorgekommen waren. Wir hielten uns abseits. Sollte er selbst sehen, wie er die Sachen richtig an den Mann oder an die Frau brachte.

Endlich war es soweit. Alle Medaillen lagen ober- und unterhalb der Äxte und Messer oder daneben, und sein väterlicher Blick glitt über die Versammlung. Nach und nach rief er einzelne Männer auf. Keine Frauen. Und jeder erhielt einige Medaillen und eines der Buschmesser oder eine Axt.

Alle Augen klebten an der Hand des Häuptlings, und nur ab und zu flüsterte jemand. Sonst war es so still im weiten Rund, daß mir das Surren der Kamera fast wie das Knattern eines Motorrades vorkam.

Wir waren alle gespannt, wie er wohl diejenigen Männer vertrösten würde, die kein Messer und keine Axt erhalten konnten, weil der Vorrat einfach nicht reichte.

Die Beschenkten standen hinter dem Kreis, umdrängt von ihren Frauen und Kindern, die das neue Eigentum betrachteten und vor allem die erhaltenen Medaillen an sich zu bringen suchten.

Nun lag noch ein Messer vor dem Häuptling.

Die Äxte waren bereits alle verteilt. Jetzt kam der kritische Moment!

Das Flüstern erstarb. Und sogar ich setzte die Kamera ab.

Langsam blickte der Häuptling über die atemlos wartende Menge. Er sagte ein paar Worte, und ein Mann drängte sich nach vorn. Als wir ihn genau ansahen, erkannten wir den Xamatari, der unten am Maiá das erste Stück Seife seines Lebens verwaschen hatte.

Von dem Ergebnis war nicht mehr viel zu sehen. Fleißige Hände hatten ihr möglichstes getan, ihn farblich wieder der Umgebung anzupassen. Der Häuptling erhob sich — in der Hand das letzte Messer.

Er sprach zu seinem Volk.

Es war eine kurze Rede, und er hielt sie ohne jede theatralische Geste. Dann gab er dem Indio das Messer und setzte sich wieder.

Ich sah mich nach Pater Antonio um.

Er saß etwas abseits in der Hängematte und lächelte. Langsam schlenderte ich zu ihm hinüber.

»Was hat er gesagt?«

»Der Bursche ist schlauer als mancher unserer großen Diplomaten«, antwortete er. »Er hat gesagt, ich hätte nicht mehr Messer gebracht, weil ich nicht gewußt hätte, daß die Xamatari so zahlreich seien, aber versprochen, einen Indio zu meiner Wohnung mit zurückzunehmen, um ihm die fehlenden Messer dort auszuhändigen. Ist der Bursche nicht auf Draht? Was bleibt mir anders übrig, als das auch zu tun — wenn ich mal wiederkommen will?«

Wir saßen in den Hängematten und »wirkten Wunder«. Wir ließen das Feuerzeug auf- und zuschnappen, wir ließen das Bandmaß steigen und in die Büchse zurückschnurren, und »Tschicke, tschicke«, die Armbanduhr, füllte als große Attraktion die Pausen zwischen unseren Darbietungen.

Wir erweiterten sogar noch unser Programm. Ich richtete meinen Belichtungsmesser auf sie und führte beschwörende Gesten mit der freien Hand aus, wenn der Zeiger sich bewegte, und meine Frau malte derweil jedem, der Spaß daran hatte, mit einem roten Fettstift ein Strichmännchen auf den Bauch.

Kurzum: Wie bei den Araraibos so begründeten wir auch hier in diesem Dorf in weniger als einer Stunde unseren Ruf als »große Zauberer«!

Während das Bandmaß vielleicht zum zehnten Male hochstieg, drängte sich Pater Antonio durch den Kreis unserer Bewunderer und sagte: »Wenn Sie noch daran interessiert sind, ein solches Blasrohr nebst dem narkotisierenden Pulver zu erwerben — der Häuptling hat eins zwischen den Palmwedeln des Daches stecken, hinten, über seiner Hängematte.«

»Sicher bin ich noch interessiert! Aber wie kommen wir dran?«

»Kaufen!«

»Womit?«

»Sie haben doch Perlen. Perlen sind hier so begehrt wie in unseren Breiten Dollars. Soll ich es für Sie erledigen? Dann kaufen wir aber am besten auch gleich die Hängematten für Ihre Sammlung ein, denn ich fürchte, daß die Leute, wenn sie unsere Perlen erst einmal gesehen haben, nicht eher Ruhe geben, bis sie alle verteilt sind . . .«

Wir mußten unsere Unterhaltung unterbrechen, weil die Zuschauer zu murren begannen. Das Bandmaß war immer noch oben.

»Einverstanden«, sagte ich, und Pater Antonio suchte in dem Gepäck nach dem Perlenbeutel.

Wie recht er hatte bezüglich dieser Porzellankügelchen, stellte sich sofort heraus, als er den Plastiksack in den Händen hielt. Denn unsere

Zuschauer waren mit ihren Augen überall. Nichts, was uns betraf, entging ihnen.

Die Wertschätzung war ungeheuer. Das Interesse, dessen sich die amerikanischen Zigaretten vor der Währungsreform doch wirklich erfreuten, verdient die Bezeichnung »lustlos« gegenüber dem Effekt, den unsere Perlchen hier in der Wildnis erzielten.

Alle umdrängten den Pater, und man hörte nur noch den einen Ausruf »Iba!« »Wir müssen ihn entlasten«, sagte ich zu meiner Frau. »Wir werden gleich das Hängemattengeschäft zur Sprache bringen, während er mit dem Häuptling verhandelt.«

Und so geschah es.

Es war unglaublich! Wegen dieser winzigen roten und blauen und weißen Kügelchen waren im Nu etwa 20 Frauen bereit, auf ihr Bett zu verzichten. Ja, es kam fast zu Prügeleien unter den Interessenten, und zwar in dem Augenblick, als eine versuchte, durch unlauteren Wettbewerb unsere Entscheidung zu beeinflussen. Sie bot gleichzeitig mit der Hängematte auch türkisfarbige Vogelbälge an, die als Ohrschmuck dienten. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage und die dazugehörigen Tricks lernten die Xamatarifrauen im Handumdrehen. Denn schon kam die nächste und drückte uns einen Korb in die Hand. Wir wußten uns einfach nicht mehr zu retten vor dem Ansturm der Perlensüchtigen. Und als dann auch noch die Frau des Häuptlings nach vorn drängte, war unsere Weisheit am Ende.

Glücklicherweise hatte der Pater inzwischen sein Ziel erreicht und erledigte dann auch noch sprachgewandt den Hängemattenhandel. Als selbst das letzte Perlchen seinen neuen Besitzer gefunden hatte, wischten wir uns den Schweiß von der Stirn und machten eine Zigarettenpause.

Marcel und Guilherme saßen auf dem einzigen noch vollen Geschenksack. Sie durften sich nicht mehr von der Stelle rühren. In diesem Sack, der die Perlen enthalten hatte, witterten die Xamataris nun noch ungeahnte Schätze und hätten ihn am liebsten in Stücke zerrissen.

Den anderen Sack schauten sie jedoch überhaupt nicht mehr an. In ihm waren die Hängematten, die Körbchen und Federchen verschwunden — und das Rohr des Häuptlings mitsamt dem Bambusbehälter und seinem pulverigen Inhalt. Ja, der Pater hatte sogar noch mehr von dem Häuptling eingehandelt: Rindenstückchen, von denen er behauptete, sie seien das Ausgangsmaterial des Narkotikums.

»Fehlt noch die Frage nach Napauma«, sagte ich und übergab die halbgerauchte Zigarette in zwei urucu-rote Finger. »Wer weiß, was noch alles passiert? Vielleicht ist es doch besser, sie nicht wieder bis zum Abschied zurückzustellen.«

Mit zwei Kämmen und einem Pomadendöschen erwarben wir uns die Zuneigung einer Frau, die sehr alt zu sein schien.

Helenas Beschreibung zufolge gab es ja keinen Zweifel darüber, daß sie hier in diesem Dorf gewesen war. Trotzdem hätten wir gerne eine Bestätigung der Bewohner erhalten.

Die Alte wohnte vorn am Eingang und arbeitete an einer Hängematte. Ob sie es tat, weil sie noch mit einem Freier rechnete, weiß ich nicht. Taktvoll, wie wir waren, fragten wir nicht danach.

Wir gingen zusammen hin und stopften ihr zunächst ein Bonbon zwischen ihr tadellos weißes Gebiß, das allen Zahnpasten der Welt Hohn sprach.

Pater Antonio zeigte ihr ein Foto von sich.

Sie betrachtete es und hielt es neben seinen Kopf. Dann lachte sie und sagte etwas, worauf er entrüstet antwortete und zu uns sagte: »Die Alte meint, das sähe genau aus wie ich — und dabei *bin* ich es doch!«

Da zog sie das Bild wieder näher heran, schaute und sagte dann ehrfürchtig:

»Pata pata, Tuschaua!«

»Na also! Jetzt hat sie mich erkannt.«

Darauf holte er das Bild von Helena hervor. Es zeigte sie im Kleid, wie er sie in der Mission aufgenommen hatte.

Die Alte schaute und schaute, sagte aber nichts.

»Sieh dir das Gesicht an!« sagte der Pater und reichte ihr gleichzeitig das zweite Bild, das nur Helenas Kopf zeigte. Dabei sprach er auf sie ein. Mehrmals hörten wir die Worte »Napauma« und »Kurumi«.

»Sie war vor vielen Monden hier im Dorf. Hast du sie gesehen?« Die Alte schaute unverwandt auf das Gesicht auf dem kleinen Fotokarton.

»... aber nicht in der Aufmachung!« warf ich ein. »Der Frau wird es schwerfallen, sie auf dem Bild wiederzuerkennen.«

»Aber sie war ein fremdartiger Typ. Sie kennen doch Helena! Sie sieht doch ganz anders aus als diese Frauen hier«, entgegnete der Pater.

Trotzdem kam nichts dabei heraus.

»Napauma broké«, sagte die Frau. Aber da kam ihr plötzlich ein Gedanke. Sie stand auf und ging mit dem Bild über den Platz.

Wir folgten ihr. Fast genau gegenüber der Häuptlingshütte wohnten noch einige alte Leute, denen sie nun das Foto unter die Nase hielt. Und wir unterstützten ihr Interesse und das etwaige Erinnerungsvermögen mit einigen Bonbons.

Sie lutschten und sprachen miteinander. Dabei wanderte das Bild von einem zum anderen, und immer wieder fiel das Wort »Napauma«, aber es klang nicht verstehend, sondern nachdenklich.

Und dabei blieb es.

Es sammelten sich Neugierige, und auch der Häuptling trat hinzu. Aber niemand wußte etwas mit dem Frauenkopf anzufangen. Bei keinem löste das Wort »Napauma« eine Erinnerung aus.

Helena war eine Episode gewesen, eine der Frauen, die von anderen Stämmen gekommen und wieder verschwunden waren. Sie hatte keinen besonderen Eindruck hinterlassen ...

Das war jedenfalls unsere Empfindung.

Es sah nicht so aus, als verheimlichten sie etwas vor uns.

Die verschlungenen Pfade, die Helena im Grenzgebiet zwischen Brasilien und Venezuela durchwandert hatte, ließen sich nicht mehr rekonstruieren ...

Sanft und weich kam die Nacht über die Zacken des Grenzgebirges. Sie kroch in die Täler und Schluchten, verwischte die Konturen und wehte mit dem kaum spürbaren Fächeln einer leichten Brise die Hitze des Tages aus dem Dorf.

Wir lagen in den Hängematten und beschäftigten uns mit dem »Abendbrot«. Es war schlicht und einfach und bestand genau wie Frühstück und Mittagessen aus Bananen. Ein Aluminiumtopf mit Wasser stand auf dem Boden zwischen uns und reflektierte den Schein des nahen Feuers.

Ab und zu fuhr eine Hand aus dem Dunkel über das blanke, polierte Metall, und eine Stimme sagte: »Huuuu«.

Die 20 Töpfe in unserem Geschenksack sollten die grandiose Abschiedsgabe werden — neben dem Kleinkram, den wir noch hatten: der duftenden Pomade, den mit viel Talmi verzierten Kämmen, den Angelhaken, dem Tabak, den Spiegeln und so weiter.

»Morgen früh werden wir alles dem Häuptling geben, und dann treten wir den Rückweg an«, sagte Pater Antonio. »Was ihr haben wolltet, habt ihr bekommen, und Helena ... Da ist wohl nichts mehr zu machen. Oder haben Sie noch etwas Bestimmtes vor?«

»Nein — aber was ist mit der Frau nebenan?« fragte ich.

Ich hatte sie am Nachmittag photographiert, wie sie stoisch vor dem Feuer gehockt und ab und zu ein paar schauerliche Heultöne von sich gegeben hatte. Jetzt war sie ruhig. Sie saß in der Hängematte und spann.

»Ich werde das nächste Mal bei den Araraibos danach fragen«, sagte der Pater, »oder Martinho, wenn wir wieder in Tapuruquara sind.«

»Haben wir keine Zitrone mehr?« meldete sich meine Frau, der die Realitäten des Lebens im Augenblick näher lagen als die Sitten und Bräuche unserer Gastgeber. »Das Wasser schmeckt so komisch! Findet ihr das nicht?« Wir fanden es auch. Wir hatten aber keine Zitronen, um etwas daran zu ändern.

»Morgen mittag sind wir wieder am Boot. Da gibt's Zitronen.«

»?. . . und Kaffee«, fügte Pater Antonio hinzu. Er war eben ein echter Brasilianer . . .

Aber es kam anders — wie so oft im Leben, wenn man Pläne macht.

Als wir aufwachten, war es noch dunkel. Es hatte sich stark abgekühlt und regnete. Wir erhoben uns und setzten uns an das Feuer, das zwischen den Hängematten der Häuptlingsfamilie brannte.

»Vier Uhr!« sagte ich, und meine Frau fügte hinzu: »Das wird eine schöne Rutschpartie geben — unser Rückmarsch!« Denn noch hatten wir ihn nicht verschoben . . .

Eine Stunde später sprachen wir schon vom Wolkenbruch, der über den südlichen Abhängen des Gebirges und den vorgelagerten Hügeln niederging.

Alle Dorfbewohner hockten um die kleinen Feuer, denn die Nackten traf der Temperatursturz ja noch mehr als uns. Aber sie waren durchaus nicht verdrießlich. Sogar der Sturm, der noch dazukam, beeindruckte sie nicht. Und der war nicht von Pappe! Er zerrte an den Sapopema-Bäumen, an den Palmen und Bananenstauden, die hinter den Hütten standen — er fuhr durch das Palmstroh der Dächer und blies den Wasserstaub bis in die äußersten Winkel.

Ganz davon abgesehen, daß dieses Unwetter unsere Pläne beeinträchtigte, drückte es auch schwer auf unser Gemüt. Wir fühlten uns den Gewalten einer Natur ausgeliefert, die uns Stadtbewohnern immer fremd bleiben wird, die wir als feindlich bezeichnen, weil wir uns nicht wohl fühlen, wenn der Himmel einmal seine schlechten Seiten zeigt.

Urwald im Regen ist so ziemlich das Trostloseste, was es für einen geborenen Zivilisierten geben kann. Doch den Kindern dieser Natur, den Xamataris um uns her, machte das Wetter nichts, sie lachten und scherzten und kochten Bananen — wenn man das so bezeichnen darf — in der Hitze am Rand des Feuers.

Es war so gegen 8 Uhr, als der Regen nachließ.

Der Pater machte einen Rundgang. Als er zurückkam, sagte er:

»Die Männer sind schon wieder weg. Fast alle!«

»Was bedeutet denn das schon wieder?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht sind sie jagen. Hoffen wir jedenfalls das Beste!«

Es war wirklich nötig, auf das Gute zu hoffen, denn kurz darauf eröffnete der Häuptling dem Pater, daß er das Blasrohr nebst Pulver und Rinde zurückhaben wolle.

Das war wenig erfreulich.

Gaben wir es ihm, dann war unsere schönste Trophäe weg. Gaben wir es ihm nicht . . .

Wir waren hoffnungslos in der Minderzahl, und ganz nebenbei kam uns noch der unangenehme Gedanke, daß der Häuptling die Männer vielleicht nur weggeschickt hatte, weil er mit dieser zweiten Möglichkeit rechnete . . .

»Das ist unlogisch«, sagte ich. »Wenn er uns zwingen will, dieses Zeug herzugeben, kann er das hier im Dorf. Dazu braucht er uns nicht auflauern zu lassen.«

»Was heißt bei diesen Leuten unlogisch?« konterte der Pater. »Sie verfallen immer noch in den Fehler, die Handlungen dieser Burschen mit Ihrem Verstand beurteilen zu wollen. Hier gibt es nur den Profit und die Angst. Wenn wir sie von dem ersten überzeugen können, dann ist alles gut, wenn aber noch mehr hinter dem Rohr und jenem narkotisierenden Pulver steckt, als uns Roberto gesagt hat, dann helfen uns alle Geschenke der Welt nichts. Darum wollen wir jetzt aufs Ganze gehen.«

Er bedeutete Guilherme, den Sack zu öffnen, und dabei sagte er:

»Außerdem steht hier mein Ruf auf dem Spiel. Sicher haben sie durch die Araraibos von mir gehört, und ebenso sicher werden die Araraibos erfahren, was hier während unseres Besuchs los war. — Darum bin ich in diesem Fall für die ›Diplomatie der Stärke‹. — Aber zuerst werden wir dem Häuptling alle unsere restlichen Mitbringsel aushändigen. Vielleicht beseitigt das bereits seine Komplexe, die er im Augenblick wegen des Pusterohrs zu haben scheint.«

Wir leerten den letzten Sack.

Es war eine Pracht, wie die blanken Töpfe in der Sonne blitzten, die verschüchtert durch die Wolken spähte. Und erst die Spiegel . . .

Das Mongolengesicht des Häuptlings lächelte, als er all die Wunderdinge betastete, beschnupperte und aufhob und wieder weglegte, weil seine Augen im gleichen Augenblick etwas noch Prächtigeres gesehen hatten. Dann stopfte er den ganzen Kleinkram in einen Korb, reihte eigenhändig alle Töpfe auf eine Schlingpflanze und spannte sie wie eine Girlande quer durch den Raum.

Und dann kam er — immer noch lächelnd — wieder zu uns und meinte, ob er nun sein Rohr und das Pulver wiederbekommen könne.

Wir verstanden seine Worte nicht, aber der Pater brauchte sie uns nicht zu übersetzen. Seine Blicke sagten alles.

»Dieser eigensinnige Knabe!« sagte ich zu meiner Frau. »Wenn wir hier heil herauskommen wollen, dann bleibt uns wohl keine andere Wahl.«

Wir saßen in unseren Hängematten und rührten uns nicht. Ein Vermögen — nach seinen Begriffen — hatten wir dem Kerl in den Schoß geworfen, und er zeigte sich zum Dank so starrsinnig.

Da stand der Pater auf, nahm sein Gewehr und trat auf den Platz hinaus.

Kam jetzt die »Diplomatie der Stärke«, von der er gesprochen hatte?

Wir konnten uns nichts Rechtes darunter vorstellen und sahen gespannt zu ihm hin. Daß er sich nicht zu unüberlegten Dingen hinreißen ließ, davon waren wir überzeugt. Trotzdem war die Lage kritisch. Ganz wohl war uns nicht in diesem Augenblick.

»Der Pater soll das Rohr halt wiedergeben«, sagte meine Frau. »Die murksen uns sonst noch alle ab.«

Da krachte ein Schuß.

Er hallte über die Wälder, und im gleichen Augenblick standen alle noch im Dorf anwesenden Indios auf dem Platz. Es waren gut und gerne 150.

Aber nicht nur die Menschen hatte der ungewohnte Knall erschreckt, auch die Vögel erhoben sich mit Geschrei von den Bäumen.

Und das hatte der Pater bezweckt. Ein zweiter Schuß — und ein Papagei stürzte herunter.

Aber kein Xamatari rührte sich von der Stelle. Da holte der Pater den toten Vogel und trug ihn zu dem Häuptling.

Dabei sagte er etwas.

Und dann ging der Zauber los!

Keine zehn Meter weg hing in der Nachbarhütte eine Bananentraube. Schuß auf Schuß jagte der Pater heraus, und jedesmal fielen einige der Früchte zur Erde.

Er schoß das ganze Magazin leer und wandte sich dann erneut an den Häuptling, der mit offenem Mund neben ihm stand.

Er sprach jetzt laut und scharf, wandte sich abrupt um und sagte zu uns:

»Los! Einpacken! Wir gehen. Der Häuptling gibt uns Träger mit.«

Damit ging er auch schon selbst zu seiner Hängematte. Er kam dicht an mir vorbei und kniff ein Auge zu:

»Gut gemacht, wie?«

Wie ich schon erwähnte, kam es nicht zu unserem Aufbruch — jedenfalls nicht an diesem Tag, der so aufregend begonnen hatte.

Daran trugen die Araraibos Schuld, die, noch während wir zusammenpackten, auf den Dorfplatz stürzten.

Irgend jemand stieß einen schrillen Schrei aus, wir fuhren hoch und sahen alle Indios auf den Eingang starren.

»Seht euch das an!« In der Stimme des Paters lag mehr als Erstaunen. »Kennt ihr die Kerle noch?«

Sie kamen direkt auf uns zu.

TAFEL 37 Das Pusterohr, der Köcher, in dem das Pulver verwahrt wird, und die Rindenstückchen, aus denen das Narkotikum gewonnen wird. — Der Häuptling der Xamataris ließ sich von den Araraibos ausführlich über uns berichten.

TAFEL 38
Es ist kein Fehler im Negativ, sondern die Frau hat ein Federchen in der Unterlippe — passend zum Ohrschmuck.

Es gab keine Unterschiede im Dorfleben zwischen den Araraibos und den Xamataris.

»Araraibos!« sagte ich zu meiner Frau. »Da, der zweite, das ist doch der Knabe, der immer so aufdringlich war!«

Da waren sie auch schon bei uns. Sie lächelten.

»Pata pata, Schulimã!« sagten sie zu mir und »Kurumi, Schulimã« zu meiner Frau. Und dem Pater teilten sie aufgeregt mit, an den Schüssen hätten sie gehört, daß der große Tuschaua Antonio anwesend sei.

Wir beklopften uns gegenseitig die Schultern wie alte Bekannte, und dabei sagten wir uns immer wieder jenes Zauberwort »Schulimã«. So schritten wir zusammen zum Häuptling.

»Was wollen die denn hier?« fragte ich den Pater.

»Da sie alle Junggesellen sind, haben sie wohl die gleichen Pläne wie unser Eduardo«, meinte er. »Die Töchter der Xamatari scheinen sich großer Beliebtheit zu erfreuen im ganzen Lande!«

Es waren sieben junge Männer, und sie begrüßten den Häuptling ehrfürchtig. Während sich zwischen ihnen eine angeregte Verhandlung entwickelte, nahm Pater Antonio einen beiseite, der Renato hieß und ein Verwandter von Joaquim war — somit also eine höhergestellte Persönlichkeit.

Die Unterhaltung mit ihm dauerte nicht lange. Der junge Mann begab sich wieder zu seinen Stammesbrüdern, und der Pater sagte:

»Jetzt haben wir gewonnen! Weg kommen wir wohl heute nicht mehr. Das können wir unseren alten Freunden nicht antun. Aber packen wir ruhig weiter — so, als hätten wir noch die Absicht. Ich bin gespannt auf die Urwalddiplomatie . . .«

Und dann teilte er uns den Inhalt seiner Unterredung mit. Er hatte dem jungen Mann kurz die Vorkommnisse der letzten Stunde erklärt und ihm ein Buschmesser mit Lederscheide versprochen, so wie wir sie besaßen, wenn es ihm gelänge, den Häuptling umzustimmen.

Die Xamataris schienen den Schrecken, der ihnen das Gewehr eingejagt hatte, verwunden zu haben. Vielleicht hatte auch das unverhoffte Eintreffen der neuen Besucher dazu beigetragen — jedenfalls kamen sie wieder näher heran, und die ganz mutigen betasteten mit spitzen Fingern die Winchesterbüchse.

Ich mußte jetzt lächeln bei dem Gedanken an die Schießszene. Wie in einem Wildwest-Film war es gewesen. Da wird doch auch nur geschossen. Oder haben sie schon mal gesehen, daß dort einer der Helden seinen Henrystutzen lädt?

Wenig später trat der Häuptling mit den Araraibos zu uns, die wir immer noch an unseren Bündeln herumknoteten. Er hielt uns eine Ansprache, die Pater Antonio im Telegrammstil gleich übersetzte.

Wir sollten nicht weggehen — wir seien doch Gäste! Die Leute seien

auf die Jagd gegangen. Er wolle uns doch ein Festmahl bereiten. Sicher kämen sie bald zurück . . .

Das Rohr erwähnte der alte Gauner mit keinem Wort.

Der Pater ergriff sofort die Gelegenheit und sagte, an den Stolz der Araraibos appellierend: natürlich seien wir gerne bereit, noch einen Tag zu bleiben. Es läge ihm viel daran, die Xamataris als Freunde zu gewinnen. Die Freunde der Araraibos sollten auch seine Freunde sein. Er brauchte sie nur zu fragen, sie könnten ihm erzählen, was er ihnen schon alles gebracht habe . . .

So ging es noch eine Weile weiter. Später, als unsere Hängematten schon wieder munter schaukelten, wiederholte er uns die ganze Rede in portugiesisch, derweil wir die Wirkung studierten.

Denn unsere Araraibos — und allen voran Renato — saßen vor der Hängematte des Gastgebers und sprachen.

Was sie ihm alles vorgaukelten — wer weiß —, aber bei der blühenden Phantasie aller Indios war es bestimmt so faustdick, daß dem Häuptling sicherlich schon nach zehn Minuten klar wurde, welch goldene Zukunft er sich seines Pusterohres wegen beinahe verscherzt hätte.

Die Männer, die in der Nacht verschwunden waren, kamen so um die Mittagsstunde tröpfchenweise zurück.

Hatte er sie zurückholen lassen? Oder waren sie wirklich nur des Festbratens wegen so heimlich verschwunden? Eine Anwort auf diese Frage bekamen wir nie.

Wir unterhielten uns später auf der Rückreise noch mehrmals darüber, wir ließen die Geschehnisse Revue passieren, und wenn ich mich auch heute noch gegen die Erkenntnis sträube, so scheint es doch ziemlich sicher, daß lediglich das Auftreten der Araraibos uns vor sehr, sehr großen Unannehmlichkeiten — vorsichtig ausgedrückt — bewahrte.

Die Tonsur des Paters gab den Anlaß. Ich nehme stark an, daß ihr Vorhandensein auch mit zu dem guten Verhältnis beigetragen hat, das zwischen ihm und den Indios besteht.

Ich sagte schon, daß sie alle diese kreisrunde, ausrasierte Glatze von etwa zehn Zentimetern Durchmesser tragen und die Tonsur bei ihnen vielleicht die Vorstellung auslöste, es handele sich um den Häuptling eines ähnlichen, jedoch weit entfernt wohnenden Stammes.

Wir saßen mit bestem Appetit in der Häuptlingshütte beim »Festessen«. Die Jäger hatten drei Mutuns und ein Jacamin erbeutet, und diese Vögel waren schlecht gerupft über dem offenen Feuer am Spieß gebraten worden. Wir verzehrten sie nun ohne Salz, dafür aber mit vorsichtig bemessenen Pfefferstückchen.

»Backhendl«, sagte meine Frau dazu!

Nach einigen Tagen heißer Bananen war das doch mindestens etwas. Und es schmeckte uns den Umständen entsprechend gut. Das Fleisch war zart, und den Tischwein ersetzten wir durch einen Becher klaren, jedoch nicht so gehaltvollen Igarapé.

Da kam die Alte, die den Pater wegen der beiden Kämme und der Haarpomade ins Herz geschlossen hatte, über den Platz auf uns zu.

Als ich den Grashalm in ihrer Hand sah, ahnte ich gleich, was auf dem Programm stand, und erhob mich, um den Belichtungsmesser und die Kamera zu holen. Dabei sagte ich zu dem Pater:

»Fertigmachen zum Haarschneiden!«

»Jetzt?« meinte er. Aber als er die entschlossene Miene der Frau sah, die ihm erklärte, seine Tonsur könne unmöglich so bleiben, eine neue Rasur sei unbedingt erforderlich, fügte er sich unter dem ironischen Grinsen von uns übrigen in sein Schicksal.

Er mußte sich auf den Boden setzen, und die Friseuse kniete sich hinter ihn. Vorsichtig zog sie mit den Zähnen den ersten Span des kräftigen Halmes ab und begann die Prozedur. Nach zehn Minuten war sie fertig, und wir alle bewunderten gebührend die kreisrunde Fläche, in der sie die Haare bis auf die Kopfhaut sauber abgeschnitten hatte.

Immerhin — sie war eine alte Dame, und Haarschneiden ist nun mal Frauenarbeit. Sie war so schön im Zuge, daß es schwer war, ihr klarzumachen, daß bei uns übrigen die ausrasierte Glatze nicht gefragt war. Bei unseren Stämmen sei das ein Zeichen von Strafe, sagte ihr der Pater. Sie würde uns also keinen Gefallen damit tun, was doch sicher nicht in ihrer Absicht läge . . .

So ging diese Verunzierung unseres Haupthaares noch einmal gnädig vorüber. Auf der anderen Seite bin ich fest davon überzeugt, daß die Träger richtiger Glatzen es bei den Xamataris in kurzer Zeit zu großem Ansehen bringen können.

Über dem Dorf lag Ruhe und Wohlgefallen. Wenn der Häuptling nicht mit den Araraibos sprach, spielte er versonnen mit den Schätzen in seinem Korb oder betrachtete sich eingehend in einem der Spiegel.

Er schien sich noch nicht schlüssig zu sein über den Wert all dieser Dinge und wie er sie verteilen sollte, und mit einem Gegenstand kam er überhaupt nicht zurecht — mit den Luftballons.

Wir sahen es bei einem Rundgang durch das Dorf, kümmerten uns aber zunächst nicht darum, weil uns etwas anderes bedeutend mehr fesselte. Ein Indio hatte vor seiner Hütte ein Gestell aus Ästen errichtet, an dem schräg ein großes Stück Baumrinde lehnte. Daraus sprühten Funken hervor, dunkelrot loderten Flammen, und etwas knisterte und

krachte wie eine Wunderkerze, während schwarzer Qualm zum blauen Himmel aufstieg.

Als wir danebenstanden, sahen wir die Ursache: einen dicken Klumpen einer schwarzbraunen Masse.

Der Indio bemerkte unser Interesse und erklärte die Sache. Er meinte es sicher gut, aber es half ja nichts. So nickten wir nur lächelnd mit dem Kopf und warteten weiter gespannt auf das Ergebnis.

Unter der Hitzeeinwirkung verwandelte sich der Klumpen in eine zähflüssige Masse, die langsam das schrägstehende Rindenstück entlanglief. Der Indio besprengte sie mit Wasser, löste sie ab, knetete sie durch und formte dann walnußgroße Kugeln daraus, von denen er mir bereitwillig eine überließ.

Ich filmte, was es zu filmen gab, und dann gingen wir zurück zur Häuptlingshütte, wo sich auch der Pater befand.

»Baumharz«, sagte er, als ich ihm meinen schwarzen Klumpen zeigte. »Dient nicht nur zum Befestigen der Pfeilspitzen im Schaft, sondern ist auch ein ausgezeichneter Kleber für Kunststoff. Ich habe damit schon verschiedene Beutel, die eingerissen waren, repariert. Probieren Sie es einmal! Sie werden staunen, wie das Zeug hält.«

Der Häuptling betrachtete noch immer unschlüssig die Luftballons. Kurz entschlossen nahm ich einen und blies ihn auf.

Sofort waren wir wieder umringt, und im Chor erscholl es »Iba!«. Ich blies weiter, bis der Ballon die Dicke eines Fußballs erreicht hatte. Dann warf ich ihn hoch. Blubbernd entwich die Luft zum Schrecken aller. Und als sie ihn endlich in den Händen hielten, war er wieder klein und häßlich wie die übrigen im Korb des Häuptlings. Der versuchte nun selbst und verteilte auch noch vier oder fünf an die Umstehenden. Alle bliesen und bliesen immer weiter, bis das eintrat, was bei Luftballons einzutreten pflegt: sie zerplatzten mit einem unschönen Knall.

Über die kleine, verlorene Lichtung im endlosen Dschungelgebiet nahe der venezolanischen Grenze, die das Dorf der Xamataris beherbergte, senkte sich die Nacht.

Die Araraibos saßen mit uns um ein Feuer, und mit ihren leisen Stimmen gaben sie Auskunft, beantworteten sie die Fragen, die Pater Antonio an sie stellte.

Die Unterhaltung mit Roberto in der Hütte am Maturacá hatte gezeigt, daß die Indios außerhalb ihrer Stammesgemeinschaft über Dinge redeten, die sie im Dorf verschwiegen.

Auf Grund dieser Erkenntnis drehte sich das Gespräch nun um die Frau in der Nachbarhütte, um ihr schwarz verkrustetes Gesicht und um die nächtlichen Gesänge.

Bis nach Mitternacht hockten wir um das Feuer, blickten hinauf zu den leuchtenden Sternen und dann wieder auf die kleinen gelbroten Flammenzungen, die puffend an den knorrigen Ästen entlangliefen und sie zu weißgrauer Asche verbrannten.

So hatten sie auch jenen Indio verbrannt, der dort in der Nachbarhütte verstorben war — an einem Schlangenbiß . . .

Das mußte etwa eine Woche vor unserem Eintreffen gewesen sein. Mehrere Tage hatte der Mann noch gelebt, man hatte mit Urwaldmitteln versucht, seine Schmerzen zu lindern und ihn zu retten — vergeblich.

Als die Todesstarre einsetzte, waren die Männer aufgebrochen, den Körper in seiner Hängematte an einer langen Stange tragend, und die Witwe hatte sie begleitet.

Zu einer verlassenen Siedlung in der Nähe waren sie gegangen, und dort hatte man den Toten auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Am nächsten Tag begann dann die Zeremonie. Die Männer bemalten sich mit Urucu, sammelten die Knochen aus der Asche und zerstampften sie in einem ausgehöhlten Baumstamm.

Es sei eine schwere Arbeit, und sie dauere Tage. Viele Männer seien nötig, denn sie müßten sich häufig abwechseln. Und die Witwe sitze dabei, zerkratze sich mit den Dornen der Pupunha-Palme das Gesicht, und in das Blut reibe sie das Pulver, das beim Zerstampfen der Knochen entstehe.

»Und der Gesang?«

Es sei die Klage über den Toten und feuere außerdem denjenigen an, der gerade arbeite.

»Auch nachts?«

Ja, es gehe ohne Pause weiter. Man dürfe das nicht unterbrechen. Als dann das letzte Knöchlein zerstampft war, hatten sie das Pulver in ein Bambusrohr gefüllt und waren ins Dorf zurückgekehrt.

Es war jenes Bambusrohr, das jetzt in der Nebenhütte über dem kleinen, verlöschenden Feuer an der Decke hing und im Luftzug leise schwankte.

»Und was geschieht damit?«

Wenn zwei Monde vergangen seien, würden die Waffen des Verstorbenen verbrannt. Dann gäbe es nochmals eine große Feier, an der alle Verwandten teilnähmen, und dann würde das Pulver mit Bananenbrei vermischt von allen gegessen.

So sei es in diesem Fall. Wenn der Tote jedoch durch den Pfeil eines Gegners gefallen sei, im Kampf, dann würde das Knochenpulver von den Kriegern verzehrt, bevor sie auszögen, ihn zu rächen. Denn das Pulver gebe ihnen die Kraft und den Mut des Verstorbenen.

»Und die Witwe — darf sie sich wieder einen anderen Mann nehmen?«

Ja, wenn die Gesichtshaut abgeheilt sei. Solange müsse sie aber in jedem Falle warten. Richte sich einmal eine Frau nicht nach diesem Gesetz, dann müsse sie den Stamm verlassen.

Sie sagten ganz deutlich und wiederholten zur Bekräftigung mehrmals das Wort »Schamih«. Solch eine Frau gilt also als »schlecht«.

»Eine interessante Karenzzeit!« sagte ich. Da stellte der Pater schon die nächste Frage:

»Und wenn eine Frau stirbt, zerkratzt sich dann der Mann ebenfalls das Gesicht?«

»Nein.«

»Er braucht also nicht zu warten, bis er eine neue Kurumi nehmen darf?»

Unsere Araraibos machten bekümmerte Gesichter, und wir erfuhren, daß es für einen Witwer nicht leicht sei, an eine neue Frau zu kommen. Die Damen sind nämlich abergläubisch. Sie fürchten, auf die gleiche Art und Weise aus dem Leben scheiden zu müssen wie ihre Vorgängerin.

»Endlich einmal eine gerechte Einrichtung«, bemerkte meine Frau. »Warum sollen es die Männer auch immer besser und leichter haben!«

Aber das Lächeln auf ihrem Gesicht verging — es verging uns allen, als die Antwort auf die nächste Frage kam.

»Wer sorgt für die Witwe, wenn sie keinen Mann mehr findet, und für einen alten Mann, der keine Familie mehr hat?«

Es waren junge Männer, die uns gegenübersaßen. Ein ganzes Leben lag noch vor ihnen — und mochte es auch an Primitivität vielleicht nicht zu übertreffen sein, so war es doch für sie lebenswert.

Und gerade deshalb war die Antwort so erschreckend nüchtern.

»Poré«, sagte Renato, und seine leise Stimme sank zu einem Flüstern ab, »meint es nicht mit allen Indios so gut wie mit dem alten Häuptling im Araraibo-Dorf. Der alte Häuptling sagt, daß Steine so groß wie die Serra vom Himmel fallen, wenn er stirbt, und daß sie alle Indios erschlagen werden.

Darum achten ihn die Dorfbewohner, und er bekommt Fische und Bananen und Früchte — und auch eine neue Kurumi, wenn er will . . .

Aber die anderen alten Leute sucht Poré, der Waldgeist, und sie weichen seinem Blick nicht aus, wenn niemand mehr da ist, der für sie sorgt . . .«

Am nächsten Vormittag machten wir uns erneut ans Zusammenpacken. Da vermißte ich meinen Belichtungsmesser.

Ich dachte an die Farbfilme, deren genaue Belichtung die Fabrikanten wärmstens empfehlen, und wir suchten verzweifelt. Aber das wertvolle Meßinstrument blieb verschwunden.

Ich ärgerte mich gewaltig — weniger über die Indios, in deren Augen es ja einen magischen Wert besaß, wie ich ihnen selbst erklärt hatte, als darüber, daß ich nicht besser aufgepaßt hatte. Ich brauchte ihn doch so dringend. Der Erfolg aller noch unbelichteten Filme war in Frage gestellt ohne seine zuverlässige Hilfe.

Aber es kommt ja des öfteren im Leben vor, daß man glaubt, auf dieses oder jenes nicht verzichten zu können. Dann ist es gut, sich die Weisheit jenes Griechen Diogenes vor Augen zu halten, der schon damals seinen staunenden Mitmenschen vorexerzierte, wie wenig man zum Leben braucht. Aber wer ist schon so weise wie Diogenes? Ganz davon abgesehen, daß der ja auch noch keinen Farbfilm kannte.

Wir unterbrachen die Suche und das Zusammenpacken und hielten Kriegsrat. Wem konnte der magische Zeiger am meisten imponiert haben? Wer versprach sich eventuell einen Vorteil von seinem Besitz?

Einen Zauberer gab es nicht, und der Häuptling war über jeden Zweifel erhaben.

Während wir noch überlegten, stand plötzlich Guilherme vor uns und hielt die Ursache unserer Verzweiflung in der Hand.

»Der Affe des Häuptlings hatte ihn in seinem Korb«, sagte er schlicht.

Und wir sahen uns einen Augenblick beschämt an, weil wir an der Ehrlichkeit dieser einfachen Wesen gezweifelt hatten.

Als die Dorfbewohner merkten, daß es mit unserem Aufbruch ernst wurde, daß diese komischen Leute aus einer anderen Welt sie wieder verlassen wollten, kamen sie mit ihren Geschenken.

Wir erhielten zwar nicht so viele Pfeile und Körbchen und Federbüschel wie bei den Araraibos, aber es sammelte sich doch an.

»Hoffentlich stellt uns der Häuptling genügend Träger«, sagte ich zu dem Pater. »Ich schleppe diesmal nichts über diesen Berg — noch nicht einmal die Kameras!«

Wir brauchten es auch nicht. Es war eine ganze Streitmacht, die sich in Bewegung setzte, als wir über den Dorfplatz zogen, denn außer *unseren* Pfeilen führte ja jeder Indio auch seine eigenen Waffen mit. Es begleiteten uns — außer den Araraibos — 25 Männer, 10 Frauen und 18 Kinder, also gut und gerne 25 Prozent der Bevölkerung.

Mit vielen »Schulimãs« schieden wir von der Häuptlingsfamilie und den übrigen, die herangekommen waren, um uns ein letztes Mal zu betasten.

Der Abschied fiel uns nicht allzu schwer.

Es war hier in dieser Dorfgemeinschaft anders gewesen als beim Stamme Joaquims. Die persönlichen Kontakte, die wir mit den Araraibos angeknüpft hatten, gab es diesmal nicht.

Die Xamataris hatten unsere Anwesenheit geduldet — sie hatten ja dabei profitiert —, aber Herzlichkeit, wirkliche Freude über unseren Besuch war nicht zum Ausdruck gekommen.

Trotzdem wendeten wir uns am Ausgang noch einmal um.

Es war ein letzter Blick, bevor wir den weiten Weg zurück in unsere Zivilisation antraten. Es war der Augenblick der Trennung von einer Welt, die man amtlicherseits lieber ignoriert, obwohl sie ihren Bewohnern vielleicht mehr Glück und größere Zufriedenheit bietet als uns fernsehbesessenen, gehetzten und um unsere Existenz ringenden Menschen jenes anderen, fortschrittlichen Teils des gleichen Erdballs. — — —

DER FLUSS OHNE RÜCKKEHR

Der Rückmarsch verlief ohne besondere Vorkommnisse.

Nun, da wir nichts weiter zu tragen hatten als unser eigenes Körpergewicht, schafften wir den Berg mit drei Pausen.

Wir hatten uns um das Gepäck nicht zu bemühen brauchen. Unsere Begleiter zwangen uns fast, alles abzugeben, was so lose um uns herumhing, und sie hätten sicherlich auch noch unsere Hemden getragen, wenn sie dazu ermuntert worden wären.

Wenn wir uns während der Pausen hinsetzten, blieb die ganze Kolonne hinter uns stehen, und auch auf dem Marsch überholte uns keiner. Wir waren die Gäste, und die Gäste gehen an der Spitze und geben das Tempo an. So bestimmt es der Xamatari-Knigge, und sie hielten sich daran, auch wenn wir noch so trödelten.

Es war etwa 16 Uhr, als der Wald sich lichtete und das gelbe Hüttendach das Ende des Fußmarsches anzeigte. Die Indios legten die Lasten ab und stürmten das Boot, um sich diesen seltenen Anblick nicht entgehen zu lassen.

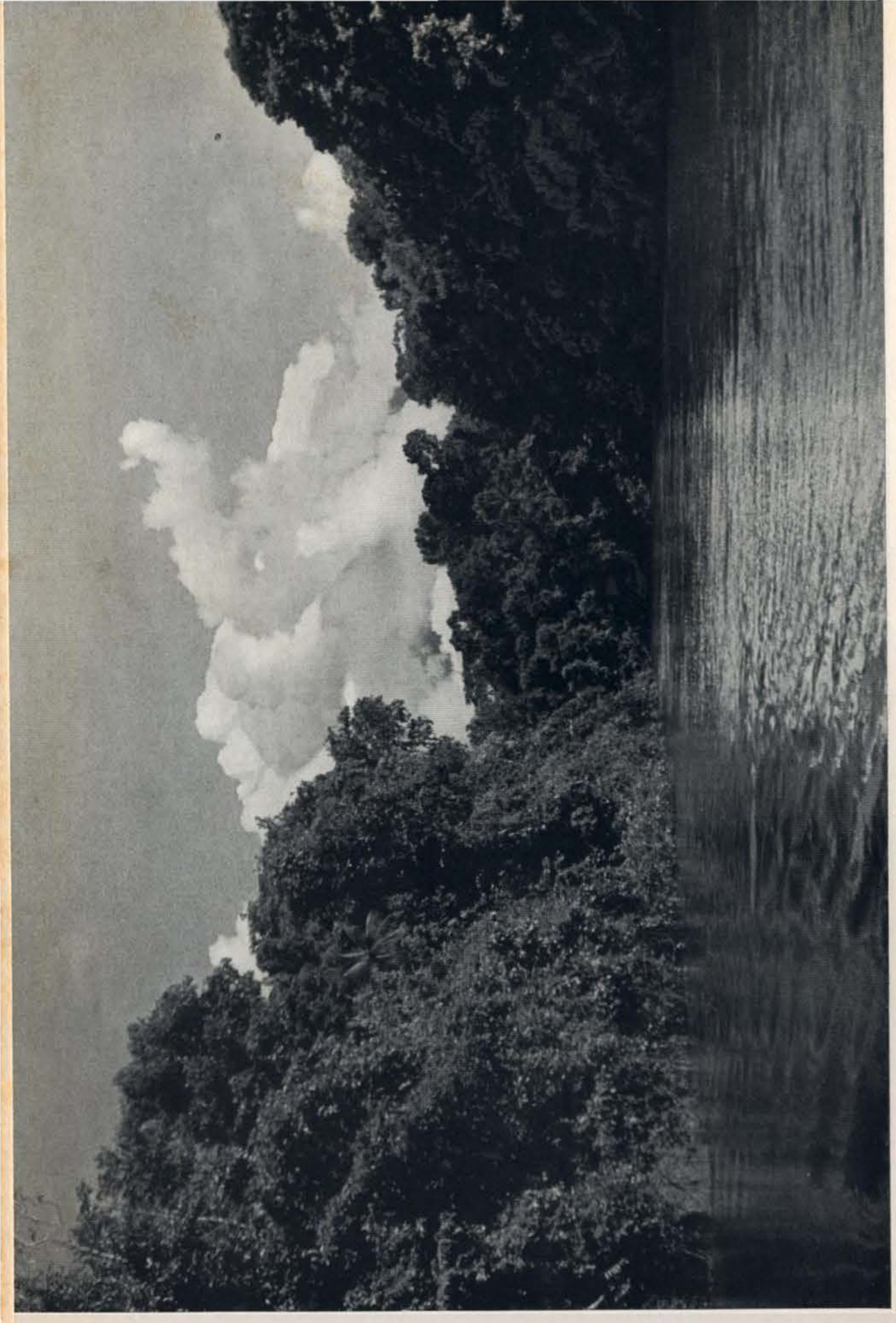
»Die könnten uns eigentlich helfen, das Boot auf's Trockene zu schieben«, sagte ich zu dem Pater, während wir in der Hütte ein wenig verschnauften. »Aber wo sollen wir das machen? Hier an dem steilen Ufer geht es doch nicht.«

Wir gingen hinunter und bemerkten als erstes, daß der Fluß trotz des starken Regens noch weiter gefallen war. Das bedeutete neue Schwierigkeiten und eine weitere Verzögerung der Rückfahrt.

Durch das Absinken des Wasserspiegels war aber auch ein meterbreiter Sandstreifen freigelegt worden, der für unsere Zwecke genügte.

»Nein! Ich schicke die Burschen lieber weg, sonst wühlen sie uns noch alles durcheinander«, sagte der Pater, als er den Bienenfleiß sah, mit dem sie im Boot jeden Winkel durchstöberten.

TAFEL 39 Der Stamm einer Pupunha-Palme hat 10 Zentimeter lange Stacheln.



TAFEL 40
Der
Fluß ohne
Rückkehr«.

Er verteilte an sie noch Kekse und unsere restlichen Zwiebäcke, und wir kamen nicht umhin, ihnen auch noch den Zucker und das Farinha zu überlassen. Einer von ihnen hatte die Büchsen entdeckt, und sie schaufelten den Inhalt mit den Händen begeistert in ihre Mäuler.

Na ja, dachten wir, in längstens drei Tagen sind wir wieder beim Hauptboot und seinen Vorräten. Sollten sie es haben!

Die Indios machten sich, nachdem sie uns sozusagen kahlgefressen hatten, in kleinen Gruppen auf den Rückweg ins Dorf. Nach und nach wurde es leerer um uns her — nur einer blieb: Ignaz, wie er am nächsten Tag getauft wurde. Er hatte die Aufgabe, die fehlenden Messer zu holen und zum Stamm zu bringen.

Zum Abfahren war es jedoch zu spät geworden. In längstens einer Stunde würde die Nacht anbrechen, und hier in der alten Hütte hatten wir in jedem Fall eine gute Schlafmöglichkeit. Aber das Boot mußte zumindest noch fahrbereit gemacht werden.

»Wir drehen es um und schieben es mit dem Heck auf die Praia«, entschied Pater Antonio. »Irgendwo kommen wir dann schon an die Schraube heran.«

Doch das war gar nicht nötig. Schon im seichten Wasser sahen wir, daß da nichts mehr zu retten war. Einer der drei Schraubenflügel war abgebrochen — möglicherweise der, den der Pater in Tapuruquara in die richtige Lage geklopft hatte.

Etwa fünf Minuten standen wir um das Boot herum und betrachteten die übriggebliebenen zwei Flügel, und jeder wußte, was sie bedeuteten: Wir würden ohne Motorkraft zurückfahren müssen. Aus den kalkulierten drei Tagen würden sechs werden oder acht — je nach Wasserstand und Hindernissen.

Wir drehten das Boot wieder um, banden es gut an und stiegen hinauf zur Hütte.

»Guilherme, du mußt fischen gehen«, sagte der Pater.

»Haben wir denn Draht?« kam die Gegenfrage.

»Draht? Wozu?«

»Um einen Angelhaken zu machen.«

Es war bittere Wahrheit, die der wortkarge Guilherme da zur Hälfte aussprach. Wir hatten sie alle verschenkt. Nicht einer kam zum Vorschein — so sehr wir auch das Boot durchwühlten.

Unsere Suche verbanden wir mit einer generellen Bestandsaufnahme der Lebensmittel und hatten am Ende folgendes vor uns stehen: eine Bananentraube, die der Häuptling als Marschverpflegung gestiftet hatte, fünf Büchsen Fleisch, etwas Kaffee (der aber für Brasilianer ohne Zukker wertlos ist), einige Pakete Makkaroni, Salz, eine halbe Flasche

Schnaps — und sonst nichts, noch nicht einmal mehr einen Rest Farinha, und ich war gespannt, wie unsere beiden Begleiter gerade dieses Nahrungsmittel ersetzen würden!

Doch da waren ja noch die Krokodile, die wir auf der Herfahrt geschont hatten und die wir wiederzutreffen hofften. Denn das Gewehr war in Ordnung, und Munition fehlte nicht. Jagdbeute würde es genug geben, weil wir uns ja treiben lassen mußten, und bei dieser lautlosen Fahrt würden wir viel mehr Tiere gewahr werden als beim Geknatter des Motors.

Nach diesen Überlegungen kochten wir ein Paket Makkaroni ab und schliefen dann einer fragwürdigen Rückreise entgegen.

Der Bach mit dem Namen Maiá schrumpfte immer mehr zusammen. Wo wir einige Tage vorher das Boot 500 Meter geschoben hatten, quälwir uns nun einen Kilometer. Das war um so zermürbender, als wir auch während der Fahrt keine Erholung fanden. Wer nicht aus Leibeskräften paddelte, stieß und schob, um das Boot so leidlich an den knorrigen Ästen der im Wasser liegenden Bäume vorbeizudirigieren, der schlug verzweifelt nach den Piums, die sich im Boot wie in einem Stammlokal tummelten und die uns kein Fahrtwind vom Leibe hielt.

Unser Schutzöl war verbraucht, und so behielten wir unsere volle Kleidung an, auch wenn wir bis zu den Knien im Wasser stapften. Lieber naß als zerstoßen und von Juckreiz gepeinigt.

Unserem Ignaz bereitete das alles riesige Freude. Für ihn war ja der ganze Betrieb neu, und außerdem schien er sich als Tourist auf einer Weltreise zu fühlen. Er tat nämlich nichts! Paddeln ließen wir ihn nicht, weil er es nicht begriff. Nach drei Versuchen waren wir zu dieser Überzeugung gekommen. Er schwang sein Paddel zwar unermüdlich — doch leider immer in der falschen Richtung! Und wenn wir das Boot über den körnigen Sand des Flußbetts schoben, dann schlich er vorsichtig am Ufer entlang, um so wenig naß zu werden wie möglich. — Zum Ausgleich dafür entwickelte er jedoch einen noch größeren Appetit als der gute Eduardo. Um dem gerecht zu werden und gleichzeitig auch eine nutzbringende Beschäftigung für ihn zu finden, klopfte Guilherme doch noch aus einem Drahtstückchen einen Angelhaken zurecht, mit dem er dann den ganzen Tag über im Heck saß und fischte.

Die Fahrt verlief endlos langsam. Die einzigen sicheren Anhaltspunkte für die zurückgelegte Strecke waren die Übernachtungsplätze.

Den letzten hatten wir bis zum Abend des ersten Reisetages noch nicht erreicht, und an jener kleinen, schmalen Praia unter den zartgliedrigen Palmwipfeln glitten wir erst am sechsten Tag vorbei.

Jeweils, wenn Ignaz genügend Fische geangelt hatte, machten wir eine

kurze Mittagspause, und nachts kochten wir im Schein der Karbidlampe. An einem dieser Rastplätze hüpften unzählige kleine, rotbraun getupfte Frösche umher.

Der Indio wollte sie dauernd in den Topf werfen und mit den Piranhas kochen. Nur unsere lauthals gebrüllten Proteste retteten uns vor dieser Bereicherung des Speisezettels.

Am dritten Tag schossen wir ein Krokodil, und am fünften gab es zusätzlich zu den von Ignaz gefangenen Fischen einen Mutun.

Hunger litten wir also nicht, wenn man die Angelegenheit objektiv betrachtete. Aber es war auch nicht die rechte Liebe! Vor uns allen schwebten als lockendes Ziel die Reserven an der Stromschnelle.

Wir träumten von einem herzhaften Essen und unsere Begleiter von einem gehäuften Teller Farinha, den sie dabei zu verzehren gedachten. Kein Wunder also, daß wir den nur in Salzwasser gekochten Fischen und Krokodilstücken nichts Besonderes abgewinnen konnten.

Am Abend des sechsten Tages legten wir an einem schlammbedeckten Uferstreifen an. Er war zwar nicht schön und auch nicht besonders einladend, aber wir fanden nichts anderes. Müde und abgekämpft hatten wir kein anderes Ziel im Auge, als uns irgendwo in der Hängematte auszustrecken.

Aber auch das gönnte uns der Maiá nicht, denn kurz vor Mitternacht begann es zu regnen, und wir flüchteten eilig unter das Dach des zum Schlafen so ungeeigneten Bootes.

Als der Regen aufhörte, war es schon 4 Uhr. Da lohnte es sich nicht mehr, die Hängematten wieder aufzubinden, ganz davon abgesehen, daß es unter den Bäumen sowieso noch munter tropfte.

So fuhren wir im Schein der grellen Karbidlampe los.

Es war eine unheimliche Fahrt auf dem dunklen Fluß, über dem kein einziger Stern leuchtete. Keiner sprach. Das Wasser murmelte leise und gluckste, wenn die Paddel eintauchten. Und von den überhängenden Bäumen fielen nach wie vor schwere Tropfen.

Selten habe ich mich der hastenden Welt so fern gefühlt wie in diesen Stunden vor dem erwachenden Tag.

Aber auch diese Zeit verrann, und mit zartem Rosa stieg die Sonne hinter uns aus der Unendlichkeit und zerpflückte die Nebelschleier zwischen den hohen Uferbäumen.

Im lautlosen Dahingleiten beobachteten wir das Erwachen der Natur um uns her. Eine Capivara-Familie, die plötzlich links von uns aus dem Gestrüpp heraustrat, ließ sich vor Schreck mit heiserem Bellen ins Wasser fallen, ein Urubu-rei, der Königsgeier, schwang sich majestätisch mit eineinhalb Meter Spannweite am Ufer entlang. Mit seiner schwarz-weiß-roten Zeichnung ist er prächtig anzuschauen und läßt einen ver-

gessen, daß es sich lediglich um einen Aasfresser handelt, einen Verwandten des gemeinen, häßlichen schwarzen Urubu. Im Chor begrüßten die Affen, die Frösche und Araras den Beginn des neuen Tages, und ein Pavãosinho, eine Art Fasan, zog pfeilschnell im Schein der frühen Sonne über den Wald, wobei die weißen Flaumfedern rosa erschienen.

Der Rio Maiá war ein Tierparadies, geschützt von der Einsamkeit und Abgeschiedenheit seiner Lage.

Wenig später filmte ich mehrere Capivaras, die auf einer kleinen Praia genüßlich in der Sonne lagen, und kurz darauf eine Schlange, die mit hoch erhobenem Kopf den Fluß durchschwamm.

Pater Antonio schoß nicht.

Wir störten das Leben der Natur, die uns umgab, nicht.

Im Gegenteil! Wir fühlten uns eingegliedert in ihre vollendete Harmonie.

Wir beobachteten so selbstvergessen unsere Mitbewohner auf und über dem Fluß, daß selbst dem aufmerksamen Guilherme der Baum unter der Wasseroberfläche entging. Es gab plötzlich einen Ruck, und wir legten uns auf die Seite. Marcel wollte gerade die Lampe neu füllen, und das offene Karbidgefäß ging über Bord. Die letzte Fleischbüchse, die der Pater fürs Frühstück gespendet hatte, konnte er noch gerade retten.

Es war der Morgen des siebenten Tages, und der Maiá hatte schon längst den Namen »Fluß ohne Rückkehr«.

Gleichmäßig zog er zwischen den grünen Mauern des Urwalds dahin. Sie waren abweisend wie in all den Tagen und Stunden, die wir zwischen ihnen verbracht hatten. Sie starrten uns aus tausend verborgenen Augen an, aber sie blieben unbeteiligt an unserem Schicksal. Es gab nichts Gemeinsames zwischen uns — es sei denn der Fluß, der unser und ihr Spiegelbild leicht verzerrt wiedergab.

Unsere Begleiter aßen Bananenbrei als Ersatz für ihr fehlendes Farinha-Mingal. Wir probierten diese mit kaltem Wasser bereitete, klumpige Suppe, deren Nährwert ich nicht bestreiten will, ebenfalls, aber da war Kaffee ohne Zucker doch besser.

Ignaz fischte, wir dösten vor uns hin, schlugen schon mechanisch nach den Piums und sahen uns die Augen aus nach der Capivara-Praia, die wir am ersten Tag unserer Maiá-Reise um die Mittagszeit erreicht hatten. Wenn wir an ihr vorbeigleiten würden, konnte es sich wirklich nur noch um Stunden handeln.

Aber sie kam nicht! Nicht am Nachmittag, nicht am Abend, als in feuriger Lohe die Sonne versank und als wir beschlossen, durchzufahren.

Zum Essen hatten wir sowieso kaum noch etwas, denn auch Ignaz schien das Glück verlassen zu haben.

Vielleicht haben wir die kleine Praia übersehen, so trösteten wir uns. Oder wollte der Fluß uns wirklich nicht mehr herauslassen?

Wir fuhren, bis der Regen kam und der Sturm und das Gewitter, das noch um uns herum tobt.

Irgendwo hat das Dach ein Loch bekommen, denn monoton tropft es auf die Bank an meiner Seite.

Oder höre ich das Tropfen vielleicht nur, weil das Unwetter nachläßt? Es wird wirklich ruhiger. Der Donner vergrollt in der Ferne, und der Wind läßt das Zerren an unseren Zeltplanen.

Es ist zwei Uhr, wie das Leuchtzifferblatt verrät. In die Gestalten hinten im Boot kommt Bewegung. Sie klappen die Zeltplanen hoch und studieren die Lage.

»Guilherme, ich glaube, wir können es versuchen«, sagt der Pater.

»Ja, Senhor!« antwortet der.

Alle Augen spähen in die Finsternis. Alle Paddel liegen flach an der Bordwand, um sofort bremsen zu können, wenn es nötig sein sollte.

So setzen wir die Fahrt fort. Wir müssen weiter, keiner hat mehr die Ruhe zum Warten, und die Müdigkeit verfliegt, als das Boot im freien Wasser schwimmt.

Und wir schaffen es!

Als der achte Tag anbricht, liegt unter wallenden Nebelschleiern der weiße Sand der Capivara-Praia.

Wir kochen Kaffee und fangen Piranhas. Fast zwei Stunden machen wir Pause, denn der Fluß steigt, und wir können uns kaum von dem faszinierenden Anblick lösen, der ein gutes Omen ist für unsere Weiterfahrt und für unsere Rückkehr — und ein Anlaß, den letzten Schnaps zu trinken.

Dann machen wir uns voll Eifer an die letzte Etappe.

Auch Ignaz, der Xamatari, wird von unserem Tatendrang angesteckt, obwohl er nichts weiß von süßem Kaffee, von Zigaretten, von Farinha, von frischer Wäsche, von all den Wünschen, die uns vorantreiben . . .

Wir unterbrechen die Fahrt nicht mehr.

Als sich die Sonne glutrot auf die unendlichen Wälder senkt, berühren ihre letzten Strahlen auch das Dach des Hauptbootes, und seine Aluminiumverkleidung glänzt, als bestände sie aus Gold.

AUSKLANG

Weit hinter uns liegen die Dörfer der Xamataris und der Araraibos, abgeschirmt von unserem Kulturkreis durch einsame Wälder, fast unpassierbare Wasserläufe und Milliarden blutgieriger Bestien.

Was werden sie jetzt in dieser Stunde machen dort oben an der Serra? Vielleicht ist eine neue Wildschweinjagd im Gange, vielleicht präparieren sie Tabak und besprechen dabei immer noch das Ereignis unseres Besuchs.

Vielleicht denken sie auch an uns, so wie ich jetzt an sie denke, jene Wesen, die man Joaquim genannt hat und Bruno und Roberto, und die Xamataris, die noch keine uns geläufigen Namen besitzen . . . Die dort ihr kleines Leben fristen mit all den Wünschen, Hoffnungen, Freuden und Nöten, die das Leben nun einmal mit sich bringt — und die dabei nichts wissen von Fabriken und Mondraketen, von Wasserstoffbomben und hektischer Angst, von all diesen Marksteinen eines höchst fragwürdigen Fortschritts, auf den wir — die Teilhaber — noch stolz sind. — —

»Schulimã«, klingt es durch die Stille der Berge und Schluchten, die unberührt unter der Äquatorsonne brüten, unberührt wie jene Wesen, die sich mit diesem Wort lächelnd begrüßen.

Werden sie den Kontakt mit der Zivilisation überleben, der unaufhaltsam kommen wird mit der Zwangsläufigkeit des Fortschritts? Oder wird ihr Schicksal besiegelt sein, zu Ende wie jenes der Inkas, der Azteken und der vielen weniger berühmt gewordenen Eingeborenen, die den Segen der weißen Herrschaft zu spüren bekamen?

Oder hat unsere Generation vielleicht etwas aus der Geschichte der Eroberungen gelernt?

Im Interesse des kleinen Indios Bruno möchte ich es hoffen . . .

Wir werden morgen endgültig den Rückweg antreten. In wenigen Tagen wird unsere Umwelt wieder aus Häusern bestehen und aus Menschentrauben an überfüllten Straßenbahnen. Der Sprung aus der Vorzeit ins 20. Jahrhundert ist ja so kurz . . .

Man sollte mehr Menschen Gelegenheit geben, eine solche Reise in die Vergangenheit zu machen, damit sie zur Besinnung kommen und begreifen, wie arm sie doch sind inmitten all ihrer materiellen Schätze . . .

Wenn sie nur einmal für eine knappe Stunde dem Mann zuhören würden, der den Weg durch die schweigenden Wälder zu jenen Menschen gesucht hat, die noch im Pflückstadium der Geschichte vegetieren, der sich die Aufgabe stellte, ihre Herkunft zu ergründen und die Frage aufwarf, ob sie nicht vielleicht die Ureinwohner des Kontinents seien, an deren weltabgeschiedenem Dasein die Entwicklung vorbeiging.

Es ist eine von jenen Fragen, auf die es keine Antwort gibt, noch nicht — und vielleicht nie . . .

ANHANG

ERKLÄRUNG EINIGER FREMDER WÖRTER

Abraço	Begrüßung, bei der man sich gegenseitig auf die Schultern klopft.
Anta	Tapir, der »Elefant« Südamerikas.
Arara oder Ara	große, langschwänzige Urwaldpapageien.
Ariranha	Riesenfischotter (Pteronura).
Balaio	geflochtene Schale, wird auch als Sieb verwandt.
Balateiro	der Gummizapfer, der Balata, eine hochwertige Gummiart, sammelt.
Baraca	man kann es mit »Lagerhaus« übersetzen.
Batelão	stabil gebautes Ruderboot mit flachem Kiel, für Flüsse mit starken Stromschnellen entwickelt.
Berne	Larven der Dasselfliege.
Boto	Flußdelphin (Inia geoffroyensis).
Caboclo	Bezeichnung für Mischlinge allgemein, im Amazonasgebiet jedoch hauptsächlich auf zivilisierte Indianer zu beziehen.
Cachirí	Alkoholisches Getränk — meist auf der Basis von Palmfrüchten.
Cachaça	Zuckerrohrschnaps.
Cachoeira	Stromschnelle.
Capivara	das Wasserschwein (Hydrochoerus capybara), sieht wie ein Meerschwein aus, ist aber so groß wie ein Schäferhund.
Carangueijo	kleine, handtellergroße Flußkrebse.
Catalina	Wasserflugzeug.
Cafésinho	»Kaffeechen«. Wer ihn zum ersten Male trinkt, sagt oder denkt: Ein sehr starker Mokka!
Cipó	allgemeiner Ausdruck für Schlinggewächse.
Cotia	der Goldhase, auch Aguti genannt.
Cuja	Schalen der Cujafrucht, die als Gefäße benutzt werden.
Farinha	allgemein »Mehl«. Gemeint ist aber zerriebene, getrocknete Mandioka.
Farofa	Mischung aus Farinha, Fett und Eiern.

Garimpeiro Gold- und Edelstein-Sucher.

Gavião ein Raubvogel, ähnlich einem Falken.

Genipapo blauschwarzer Saft aus der Frucht von Genipa americana oder Genipa brasiliensis.

Igarapé kleiner Nebenfluß, Bach.

Igapó bezeichnet im Amazonasstromgebiet die Urwaldstrecken, die bei dem jährlichen Hochwasser überschwemmt werden.

Inajá Palmenart, deren Wedel zum Bedecken der Hütten verwendet werden.

Irapuca Wasserschildkröte Amazoniens (Padacnemis unifilis Trosch).

Jacamin hühnergroßer Waldvogel, auch als Haustier gehalten.

Jararaca eine sehr giftige und sehr häufig vorkommende Schlange (Trimeresurus jararaca).

Lancha Motorboot bis zu fünfzig Tonnen Tragkraft.

Latex die Gummimilch der Kautschukbäume.

Lingua geral eine Art Indianer-Esperanto.

Macú primitive Waldindianer des Rio-Negro-Gebiets.

Maloca Indianerhütte für mehrere Familien.

Mandioka die »Kartoffel« und das »Brot« der einfachen Bevölkerung. Muß wegen ihres Blausäuregehalts sorgfältig behandelt werden. Meist als Farinha zubereitet.

Mandioka-Reibe bei Indios und Caboclos des Rio-Negro-Gebiets üblich. Sie ist ein großes, leicht gewölbtes Brett, in das mit Baumpech kleine Kristalle eingelassen sind. Auf ihm werden die Knollen zerrieben.

Maruim kleine Fliegenart, die im Gegensatz zu den Piums auch nachts »arbeiten«.

Mingal allgemein »Brei« — Hier: Frühstücksmahlzeit.

Mucuim winzige, aber sehr angriffslustige Zeckenart.

Mutun Hokkohuhn (Crax fasciolata).

Pagé indianischer Zauberer.

Paka ein bis zu 9 kg schweres Nagetier (Agouti paca).

Pekari das Nabelschwein.

Pescada Amazonasfisch (Plagioscion squancosissimus).

Piassave Palme, deren Bast zur Herstellung von Schiffstauen verwendet wird, weil er nicht fault und auf dem Wasser schwimmt.

Pikade Urwaldpfad.

Piranha Raubfisch, tritt in Schwärmen auf.

Pium auch Borrachudo genannt — giftige, noch keine 2 mm große Fliege, eine der wirklichen Plagen Amazoniens (Simulium Sp.).

Poronga Ölfunzel, die der Gummisammler auf dem Kopf trägt.

Praia Sandbank, aber auch »Strand«.

Pupunha Palme mit stacheligem Stamm (Guilielma speziosa Mart.).

Saputilha der Breiapfelbaum.

Sarabatana das Blasrohr der Eingeborenen.

Seringalista Besitzer einer Gummipflanzung, aber auch Unternehmer, der mehrere Seringueiros für sich arbeiten läßt.

Seringueiro der Gummizapfer. Abgeleitet von Seringa — Gummibaum (Hevea brasiliensis).

Serra Gebirge (span. Sierra).

S P I der staatliche brasilianische Indianerschutzdienst.

Tucano Name einer Indianergruppe am Rio Caiarí mit großer Verbreitung.

Tucum Blattfasern einer Palme, mit Jute vergleichbar.

Ubá Name für Einbaum, aber auch für das Rindenkanu.

Tuschaua Häuptling eines Indianerstammes.

Urucu Strauch, dessen stachelige Früchte hochrote, fettige Kerne enthalten (Bixa orellana).

Die phonetische Wiedergabe der Wörter entspricht der deutschen Aussprache

ja	*ahá*	lügen	*nace nace*
nein	*koatika*	Wie heißt Du?	*ju e tikea?*
schön	*todedia*	Wie heißt das?	*ha e tikea kihi?*
gut	*oarischáma*	Was ist das?	*iskédä?*
schlecht	*schamih*	Los! Gehen wir!	*kehami!*
nicht	*broké*	Warte!	*wai há!*
viel	*tetehea*	Arm	
essen	*iai*	(auch Flußarm)	*poko poko*
Banane	*kovata*	großer Fluß	*paraua*
Pataua (Palmfrucht)	*hoko*	Gib!	*iba!*
Schabmesser	*tominak*	Kakaobaum	*porohóa*
Korb	*huii*	Feuerzeug	*porohó*
Wasser	*maũm̃*	Hund	*riima*
Junge	*huia huia*	Bogen	*ratonari*
Mann	*pata pata*	Pfeil	*raraka, taboka,*
Mädchen	*moko moko*		*catarinjariora*
Frau (allgemein)	*kurumi*	Pfeilgift (Curare)	*mamokorima*
Frau (verheiratet)	*sué*	vergifteter Pfeil	*maxumé*
Mann (verheiratet)	*reciobi*	Gras zum	
Hängematte		Haarschneiden	*uhé*
(Baumwolle)	*njekaka*	Baumharz	*mai*
Hängematte (Bast)	*jaritana cike*	Begrüßungswort	*schulimã*

Aguti s. Paka
Amarelão-Baum 116
Amazonas (Staat) 36
Amazonas-Strom 18, 32, 35, 36, 42, 53, 90, 98, 158, 265
Amazonien 23, 27, 32, 33, 61, 83, 108, 131, 133, 136, 190, 254, 260
Ameise 106, 130, 271
Ananas (Siedlung) 86, 87, 89
Äquator 76, 153, 256
Araia (Rochen) 157
Arapazo (Indianerstamm) 90
Arara (Papagei) 44, 70, 136, 154, 300
Araraibo (Indianerstamm) 132–134, 154, 155, 175—244, 247, 248, 257, 258, 269, 270, 277, 278, 281, 282, 285, 287—295, 301
Araraibo-Sprache 104
Ariranha s. Fischotter
Assai (Ort) 82, 84, 93
Assai-Palme 50, 156, 260
Atlantischer Ozean 18, 265

Babaçu-Palme 50
Bacaba-Palme 42, 59, 78, 79
Balaio (geflochtene Schale) 79, 81
Balata (Gummiart) 20
Balata-Baum 115, 116, 207, 208
Balateiro s. Gummisammler
Barcelos (Ort) 36
Baré (Indianerstamm) 103
Batelão (Ruderboot) 103, 105, 107, 111, 112, 120—125, 129, 131, 133, 135, 137—140, 144, 148, 155, 157, 158, 160, 161, 167, 242, 252
Baumharzbereitung 291, 292
Bela Vista (Ort) 81, 82
Belém (Ort) 63
Bestattung 203, 205, 211, 277 f., 293
Blumeninsel 59, 60, 63, 65, 72, 85
Boto s. Flußdelphin
Brasilien 17, 18, 20, 112, 224, 285
Braz de Aguiar, Capitão, brasilianischer Leiter der Grenzkommission 17, 18
Breiapfelbaum s. Saputilha-Baum
Britisch-Guayana 17
Brüllaffen 70, 144, 147, 154

Caboclo 13, 20, 21, 36, 55, 98–100, 102, 116, 254, 259, 265
Cachaça 80, 81
Cachimbo (Notflughafen) 29, 30, 32
Cachirí (Getränk) 67, 133
Cachoeira Carangueijo 21, 121, 122
Cachoeira Destacamento 128, 135 bis 141, 256, 259
Cachoeira Huá 17, 18
Cachoeira Jacamin 143
Cachoeira Manajos 143
Cachoeira Sumauma 121, 122, 125, 127, 135
Cachoeira Tomasio 128, 135
Cangatara s. Federkrone
Capivara (Wasserschwein) 166, 186, 191, 261—263, 267, 299, 300
Cará (Knollenfrucht) 88
Caracas 28
Carangueijo (Flußkrebs) 205—207, 230
Carne seca (Salzfleisch) 106, 129 f.
Carvoeira (Siedlung) 34, 35
Catalina (Wasserflugzeug) 34—36, 39, 42, 84, 86, 92, 93, 251
Copacabana-Bucht 28
Corocoró (Siedlung) 81
Cucuí (Ort) 17, 50, 60, 85, 93, 136
Curare (Pfeilgift) 20, 74—77, 91, 187

Dessano (Indianerstamm) 20, 55, 89, 90

Eheschließung 203—205
Erziehungsarbeit der Mission 57, 58, 90, 91

Familienverhältnisse der Araraibos 188
Farinha (Mehl) 45, 57, 63, 66, 67, 75, 79, 105, 106, 112, 113, 131, 132, 161, 242, 255, 264, 297, 300
Farofa 112 f., 125, 127
Fawcett, Oberst 30
Federkrone 67, 82, 89, 133
Feuerzeug der Araraibos 185, 237, 238
Fischotter 150, 157, 161, 267
Fliegen s. Maruim, Mutucas, Piumfliegen
Flußdelphin 85, 98, 118, 263
Flußindianer 89, 190
Fortaleza (Felskegel) 53, 54, 58, 130
Französisch-Guayana 17

Garimpeiro (Goldsucher) 100, 119, 122—125, 256
Gavião (Vogel) 194, 216, 217
Geburt 203, 204
Genipapo-Baum 156, 157
Genipapo-Bemalung 71, 188, 189, 215, 217
Gewitter 11—13, 131, 132, 138—140, 145, 200 f., 256, 257, 301
Goiania (Ort) 29
Grenzvermessung 17—19
Guaharibo (Indianerstamm) 18
Guaraní-Tupi-Gebiete 44
Gummisammler 18, 21, 79, 82, 83, 85, 108, 113, 115, 116, 118
Gummizapfen 113, 115–117

Haarschneiden 189, 291
Heiligenfeste 67—69
Hund 211, 212, 223

Igapó-Gebiet 112, 136
Igarapé 18, 36, 59, 62, 79, 84, 86, 91, 92, 101, 126, 145, 166, 169, 170, 173, 174, 189, 203, 207, 225, 256, 266, 271, 275, 291
Ilha das Flores s. Blumeninsel
Ilha do Carapato s. Zeckeninsel
Ilha do Pacú 82
Ilha Tamanduá 65
Inajá-Baum 171
Indianerschutzdienst, staatlicher 19, 29, 101, 113, 114, 119, 134
Indios 12—14, 17, 18, 20, 21, 23, 24, 36, 44, 55—58, 68, 72, 89—92, 98 bis 104, 110, 113, 114, 132, 134, 154, 169, 171—235, 240—244, 247, 251, 256—258, 270, 274—297
Insekten 130
Insel der Krokodile 82, 83

Jacamin (Waldvogel) 78, 83, 84, 107, 192, 194, 208, 209, 211, 213, 290
Jacaréacanga (Notflughafen) 29, 30
Jaguar 166, 261, 271
Jararaca (Giftschlange) 210, 265, 266
Jauareté 84

Kakao-Baum 185
Kapok-Baum 144
Karauatari (Indianerstamm) 246
Kleidung 227, 228
Kolibri 160, 209
Kolumbien 36, 50, 53, 84, 134, 136
Kolumbus, Christoph 89
Konservierung von Fleisch 147, 148, 151, 167, 263, 264
Kordilleren 31
Krokodil 62, 145, 146 f., 149, 262 bis 264, 299
Kuluene (Fluß) 30, 31

Lancha (Motorboot) 44, 47, 48, 50, 55, 60, 83, 115, 254
Latex (Gummimilch) 115, 116
Leão, Pater José 19
Lebensgewohnheiten der Araraibos 133, 134, 184, 188—195, 199
Lingua geral 22, 44, 73, 79
Luciana 19—21, 23, 143
Luftwaffe, brasilianische 29
Luzifer 203

Macú (Waldindianer) 20, 21, 71, 73, 76, 77, 88, 91, 93
Manáus (Ort) 19, 23, 27, 29, 32–35, 39, 48, 50, 51, 54, 58, 63, 93, 101, 103, 114, 115, 134, 150, 251, 252, 258

Manci (Fisch) 128, 132, 159
Mandaniá-Insel 107
Mandioka 57, 83, 86, 87, 92, 97, 106, 133
Manga-Baum 50, 51
Marabitanas (Ort) 23, 136
Maruim (Fliegenart) 152, 154, 169, 242
Matapi (Siedlung) 85
Mato Grosso 29, 119
Merces (Ort) 34, 38, 39, 58, 59, 93
Mingal (Brei) 57, 84, 88, 112, 116, 128, 155, 243, 300
Miriti-Tapuia (Indianerstamm) 90
Missionare 90
Missionsstation Tapuruquara 97, 101, 102, 104, 196, 251, 253, 255
Missionsstation Taraquá 90—92
Moskitos 55, 153, 155, 169, 242
Mucuim (Zeckenart) 54—56, 65, 130
Musikinstrument 133, 204
Mutucas (Fliegenart) 154, 242
Mutun (Hokkohuhn) 129, 151, 194, 211, 213, 216, 217 ff., 239—241, 290, 299

Nahrung der Araraibos 191, 206
Namengebung 196—199, 257
Namotari, Indianerstamm (s. Araraibo) 246, 247
Napauma s. Valero, Dona Helena

Opfer 204
Orchidee 11, 65, 170, 207, 208, 210, 267, 272
Orinoko (Strom) 18, 23

Pagé s. Zauberer
Paka (Nagetier) 55, 75, 133, 276
Panair (brasil. Fluggesellschaft) 34, 42, 45, 91
Pavãosinho (Fasan) 300
Paxiuba-Palme 156, 207
Pekari (Nabelschwein) 166
Piassave 36, 90, 115
Piraiba (Fisch) 85, 128
Piranha (Raubfisch) 62, 67, 146, 159, 261, 262
Piratapuia (Indianerstamm) 20, 90
Piripiriaca (Frucht) 88
Pituna (Siedlung) 81
Piumfliegen 12, 55, 70, 122—125, 127, 128, 132, 135, 149, 151—155, 159, 164, 165, 168, 182, 228, 259, 262, 265, 298, 300
Poré (Waldgeist) 201—204, 212, 235, 245, 294
Poronga (Ölfunzel) 108, 115
Portugiesen 53, 136
Pupunha-Palme 134, 170, 271, 293

Regenzeit 256
Reiher 267
Religion der Araraibos 202, 203
Rio Branco 34
Rio Caiarí 44, 51, 55, 65—67, 79–81, 83—85, 88, 90, 93, 98, 133, 136, 150, 155
Rio Cauaburi 13, 14, 17–19, 21, 23, 24, 55, 56, 98—103, 114, 118, 119, 122, 123, 125, 128, 129, 134—141, 143, 144, 149—154, 157, 158, 167, 228, 240, 256, 259, 260, 267
Rio de Janeiro 27—29, 63
Rio Demiti 23, 55, 136
Rio dos Mortos 29
Rio Iá 136, 149, 150, 256
Rio Madeira 32
Rio Maiá 11, 13, 14, 19, 21, 108, 110, 113, 143, 247, 248, 258, 260, 261, 263, 265—269, 275, 281, 298—300
Rio Marauiá 56, 99—101, 113, 134, 256, 258
Rio Maturacá 17, 18, 101, 126, 152, 154, 155, 157, 158, 161—163, 167, 240, 242—244, 248, 256, 292
Rio Negro (Schwarzer Fluß) 17, 19 bis 21, 32—38, 42, 45, 46, 53, 54, 57, 60, 62, 63, 65, 67, 69, 70, 79, 86, 100, 105, 107, 111, 113, 118, 134, 136, 137, 156, 158, 211, 228, 254
Rio Tiquié 53, 55, 89, 104
Rio Uaupés (s. auch Rio Caiari) 65
Rio Xingu, 30, 31, 122, 133
Rochinol (Vogel) 70, 156
Rohgummi-Gewinnung 115, 116
Rondon, General 19
Roroima-Felsen 17, 19

Salesianer 77
Salesianermission des oberen Rio Negro 50–52, 55—58, 60, 80, 90, 97, 98, 101, 102

Salesianermission »Santa Izabel« 19
Sandflöhe 55, 243
Santos Dumont (Flugplatz) 28
São Joaquim (Ort) 64, 65, 67—70, 88, 93
Sapopema-Baum 213, 286
Saputilha-Baum 162, 248, 267
Sarabatana (Blasrohr) 72, 74, 75, 77
Schimmelpilze 130, 182
Schlangen 130, 148, 210, 265, 266, 271, 300
Seringueiro s. Gummisammler
Serra Curicuriari 37, 43, 45, 54, 86, 89
Serra Jacamin 118
Serra Onorí 119, 126, 152, 156, 162, 248, 256
Serra Panela 82
Serra Tucano 166
Sklavenhalterei 91
Skorpione 130
Spanier 53, 136
Spinnen 130
Steinzeit 133
Stromschnellen (allgemein) 121, 122, 136, 138, 140
Stromschnellen des Rio Cauaburi 101, 111, 118—121, 123—125, 127, 128, 135—141, 143, 256, 259, 260
Stromschnellen des Rio Maiá 11—13, 260, 261
Stromschnellen des Rio Negro 59, 60, 86, 93, 136
Surinam 17

Tabakpräparierung 199
Tamaquara (Bach) 266
Tapir 142, 166, 186, 191, 261
Tapiriba (Ort) 71
Tapuruquara (Ort) 37, 56, 83, 84, 93, 97, 98, 100, 104, 105, 113—115, 150, 175, 179, 196, 240, 247, 251, 252, 254—256, 258, 285, 297
Taraquá (Ort) 54, 55, 84, 85, 88—91, 93
Tariano (Indianerstamm) 20, 79, 90
Tauá (Siedlung) 89
Temperaturschwankung 178
Trockenzeit 256
Trovão (Ort) 77
Tucano (Indianerstamm) 20, 55, 90, 91
Tucano-Sprache 44, 89
Tucumã-Palme 61, 134, 139
Tucunaré (Fisch) 88
Tuiuca (Indianerstamm) 90
Tukan (Vogel) 85, 160
Tupí (Indianerstamm) 202

Uacu-Baum 90
Uambé (Schlingpflanze) 208
Uaupés (Ort) 21, 33, 38, 42, 45, 47 bis 51, 53, 58, 59, 63, 93, 97, 98, 101, 113, 126, 130, 136, 256, 258
Ubá (Einbaum) 70, 73, 79
Urubu-rei (Königsgeier) 299
Urucu-Bemalung 20, 71, 128, 175, 178, 182, 186, 188, 189, 202, 215 bis 218, 239, 240, 243, 269, 293
Urucu-Kapseln 87, 189, 237

Valero, Dona Helena 22, 23, 33, 55, 98, 246, 247, 256, 266, 283—285
Vampir (Fledermaus) 53, 55, 66—68, 78, 127
Vaunaedeve (Dorf) 204
Vaunaedeve, Indianerstamm (s. Xamatari) 246
Venezuela 17, 18, 20, 31, 36, 50, 53, 134, 136, 149
Volkskunst 91

Waffen der Indios 184, 186, 187, 295
Waika (Indianerstamm) 23
Wasserschwein s. Capivara
Webstuhl 91
Wiederverheiratung 293, 294

Xamatari (Indianerstamm) 247, 248, 266, 269–271, 273—297, 301, 302
Xavantes-Indianer 29
Xavantina (Notflughafen) 29
Xingu (Notflughafen) 29, 30
Xingu-Fluß s. Rio Xingu

Yurupari (Gottheit) 202

Zauberer 77, 133, 204, 211, 295
Zecken s. Mucuim
Zeckeninsel (Ilha do Carapato) 127, 130
Zierfische 91
Zikaden 68, 70, 128, 154, 160
Zubereitung der Mahlzeiten 193, 194

Biblioteca Digital Curt Nimuendajú - Coleção Nicolai
www.etnolinguistica.org

GEORG SEITZ

ist 1920 in Köln geboren. Seine gerbereitechnische Ausbildung wurde durch den Krieg unterbrochen. 1952 verließ er Deutschland, um in der größten südamerikanischen Lederfabrik in Rio de Janeiro eine leitende Stellung anzutreten, die er auch heute noch innehat.

Seitz unternahm ausgedehnte Reisen durch mehrere südamerikanische Länder, betrieb völkerkundliche Studien und besuchte zusammen mit seiner Frau primitive Indianerstämme im Innern Brasiliens. Die in diesem Buch geschilderte Fahrt fand in den letzten Monaten des Jahres 1957 statt.

312